(Goethe)
2410-3 Viehoff

<36618592140014

<36618592140014

Bayer. Staatsbibliothek

Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dritter Theil.

Stuttgart,
Ad. Becher's Verlag.
1849.

274. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Stuttgart, Schnellpressendruck der Königlichen Hofbuchdruckerei
Zu Guttenberg.

Dritte Periode.

Zeit der classischen Kunstpoesie.

Von

der ersten Reise nach Italien bis zur Rückkehr von der dritten Schweizerreise.

1786 bis gegen das Ende 1797.

Erstes Capitel.

Reise nach Rom über München, Verona, Vicenza, Padua, Venedig. Iphigenie in Delphi. Erster Aufenthalt in Rom. Tischbein. Incognito. Aufnahme in die Arcadia. Einwirkung des ersten Aufenthaltes. Angelica Kaufmann. Charakteristik der Iphigenie in Tauris.

Wir verließen am Ende des vorigen Bandes unsern Freund, als er eben im Begriffe stand, die Fahrt nach Italien anzutreten. Die Reise durch Bayern und Tyrol bis auf den Brenner wurde, rasch genug für jene Zeit, in fünf Tagen abgemacht; er ließ rechts und links Unzähliges, was sonst seine Aufmerksamkeit gefesselt hätte, liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der, wie er fürchtete, fast schon zu alt in seiner Seele geworden war. An schnelles Auffassen jedoch gewöhnt nahm er Vieles mit, was sich im Flug ergreifen ließ. Vor Allem beobachtete er fleißig Wind und Wetter und überhaupt die meteorologischen Erscheinungen, nicht aus bloßem wissenschaftlichen Interesse, sondern weil er nach dem trüben Sommer des Jahres 1786 Vorzeichen eines schönen heitern Herbstes suchte. Er stellte sogar unterwegs eine Wettertheorie zusammen, die er den Weimarischen Freunden übersandte, worin die

Bewegungen und Wechsel der Atmosphäre von einer nach gewissen Gesetzen pulsirenden Anziehungskraft, welche die Gebirge auf den Luftkreis üben, hergeleitet werden. In Regensburg, wo er einen Tag verweilte, hielt das Thun und Wesen der Jesuiten seine Betrachtungen fest. Er wohnte in ihrem Collegium der Aufführung des jährlichen Schauspiels durch Schüler bei, und überzeugte sich hier auf's Neue von der Klugheit dieses Ordens, der nicht, wie andere Orden, „eine alte, abgestumpfte Andacht fortsetze, sondern sie dem Geist der Zeit zu Liebe durch Prunk und Pracht wieder aufstutze." Zu München machte er im Antikensaal die Bemerkung, daß „seine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt seien," weßhalb er sich nicht zu verweilen beschloß. Ebenso konnte er sich in der Bildergallerie, wie treffliche Sachen sie enthielt, nicht heimisch finden; er meinte seinen Blick erst wieder an Gemälde gewöhnen zu müssen. Wie zur Kunstbetrachtung, so hatte er auch zu näherer Beobachtung der Gebirgsarten, der Vegetation und Menschenwelt nicht Sammlung und Ruhe genug. Seinen Linné führte er zwar bei sich, aber kam nicht zum Analysiren von Pflanzen, das ohnehin nie seine Stärke war. Um so mehr suchte er seinen Blick für Allgemeineres zu schärfen, und machte unter Anderm die Bemerkung, daß sich am Wasser zuerst die neuen Pflanzen einstellten; ferner, daß wachsende Gebirgshöhe nicht bloß neue Pflanzen bringe, sondern auch den Bau der alten verändere. Aehnliche allgemeine Bemerkungen wurden über die Felsarten, desgleichen über die Bevölkerung der durcheilten Gegenden aufgezeichnet. Auf dem Brenner sonderte er seine Iphigenie auf dem Packet der mitgenommenen

Schriften; sie sollte seine Gesellschafterin in dem schönen Lande seyn, das ihn erwartete; die herrlichen Bilder der Umwelt, hoffte er, würden den poetischen Sinn nicht verdrängen, vielmehr, durch Bewegung und freie Luft unterstützt, ihn erwecken und beleben.

Am 9. September Abends brach er aus seiner Herberge, dem Posthause auf dem Brenner, auf und ließ sich bei Mondenschein von rasch trabenden Pferden, während der Postillon schlief, zwischen hohen Felsen an der reißenden Etsch hinunterfahren. Mit Tagesanbruch erblickte er die ersten Rebhügel. Bei heiterm Sonnenschein kam er auf der Botzener Messe an. Er hatte große Lust, die dort zusammengeflossenen Producte näher in Augenschein zu nehmen; allein der Trieb, die Unruhe ließ ihn nicht rasten; er tröstete sich damit, daß sich dergleichen in unsern statistischen Zeiten gelegentlich aus Büchern erlernen lasse. „Mir ist jetzt nur," schrieb er an seine Freunde, „um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild gibt. Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist, wie viel ich in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in mein Gemüth geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind. Schon jetzt, daß ich mich selbst bediene, immer aufmerksam, immer gegenwärtig seyn muß, gibt mir diese wenigen Tage her eine ganz andere Elasticität des Geistes; ich muß mich um den Geldcours bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte, wollte, sann,

befahl und dictirte." Auf dem Wege von Botzen nach Trient erfreute er sich am Anblick der südlich reichern und kräftigern Vegetation. Die Mauern, über welche sich der Attich lebhaft hinüberwarf, der Epheu, der in starken Stämmen die Felsen hinaufwuchs und sich weit über sie verbreitete, die Frauen mit ihren aufgebundenen Zöpfen, die Männer mit bloßer Brust und in leichten Jacken, die trefflichen Ochsen, die sie vom Markt nach Hause trieben, — Alles erinnerte ihn an die liebsten Kunstbilder. Und wenn dann der Abend herankam, bei milder Luft nur wenige Wolken an den Bergen standen, und gleich nach Sonnenuntergang das Glocken- und Schellengeläute der Heuschrecken begann, mit welchen muthwillige Buben um die Wette pfiffen, da fühlt er sich doch einmal in der Welt zu Hause und nicht wie im Exil. „Ich lasse mir's gefallen," schrieb er in die Heimath, „als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt vom Walfischfange zurückkäme."

Am 11. September befand er sich zu Roveredo, wo sich die Sprache abschneidet. Wie freute er sich, hier das geliebte Italienisch lebendig werden zu hören! Statt nun gerade nach Verona zu fahren, schlug er einen Umweg nach Torbole am Gardasee ein, und begrüßte dort die ersten Oelbäume, die voll Oliven hingen. An dem herrlichen See, der ehemals Benacus hieß, fand er den Virgil'schen Vers bewährt:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Es war der erste lateinische Vers, dessen Inhalt lebendig vor ihm stand und sich jetzt noch so wahr erwies, als vor

vielen Jahrhunderten. In der Abendkühle spazierend, sah er sich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung, unter Menschen, die ihm ein nachlässiges Schlaraffenleben zu führen schienen. Als er am nächsten Morgen (13. Sept.) den See hinab nach Süden fuhr, nöthigte ihn Gegenwind in den Hafen des Venetianischen Oertchens Malsesine einzulaufen.

Hier sollte er ein nicht ganz ungefährliches Abenteuer zu bestehen haben. Er nahm sich vor, ein altes, am Wasser liegendes Schloß zu zeichnen, das, ohne Thore und ohne Bewachung, Jedermann zugänglich war. Kaum saß er eine Zeit lang, so bildete sich eine immer wachsende Gruppe von Menschen um ihn. Goethe ließ sich im Zeichnen nicht stören; da drängte sich zuletzt ein Mann vor und verlangte Rechenschaft über sein Beginnen. Weil aber der Dialekt eine Verständigung erschwerte, so machte der Italiener kurzen Proceß und zerriß Goethe's Zeichnung. Dieß fand bei Mehreren der Umstehenden Mißbilligung, und man beschloß den Podesta zu rufen. Unterdeß beschaute sich Goethe, auf einem höhern Platze stehend, das immer sich vermehrende Publicum und glaubte das Chor der Vögel vor sich zu sehen, welches er zu Ettersburg als Treufreund oft zum Besten gehabt. Dem mit seinem Actuar herbeigekommenen Podesta suchte er nun zunächst auf die Frage, warum er die Festung abzeichne, begreiflich zu machen, daß ein so verfallenes Gemäuer nicht für eine Festung gelten könne. Als man ihm entgegnete, warum er sich denn für eine Ruine interessire, erinnerte er an das Amphitheater zu Verona, das von so vielen Reisenden besucht und

gezeichnet würde. Man wollte den Vergleich nicht gelten lassen, indem jenes ein weltberühmtes römisches Gebäude sey. Da bewies er nun ausführlich, daß auch die Gebäude der mittleren Zeit Aufmerksamkeit verdienten, und, während just die Morgensonne Thurm, Felsen und Mauern in das schönste Licht setzte, fing er an, das Bild ihnen mit Enthusiasmus zu beschreiben. Weil aber sein Publicum die belobten Gegenstände im Rücken hatte und sich nicht ganz vom Sprechenden abwenden wollte, so drehten sie auf einmal, Wendehälsen gleich, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu schauen, was er ihren Ohren anpries; selbst der Podesta kehrte sich, obwohl mit etwas mehr Anstand, nach dem beschriebenen Bilde hin, — eine Scene, die Goethe in den heitersten Humor versetzte und seine Beredtsamkeit befeuerte. Der Actuarius meinte indeß noch immer, der Fremdling könnte ein Abgeordneter des unruhigen Kaisers Joseph sein, der gewiß etwas Böses gegen die Republik Venedig im Schilde führe. Da sich nun Goethe gleichfalls als Bürger einer Republik, der guten Stadt Frankfurt am Main, bekannte, so ward ein Mann, Namens Gregorio, herbeigerufen, welcher daselbst in früheren Jahren lange conditionirt hatte. Hierdurch entschied sich die Sache so sehr zu Gunsten Goethe's, daß ihm erlaubt ward, mit Meister Gregorio nach Belieben Ort und Gegend zu besehen.

Auf fortgesetzter Seefahrt erquickte er sich an der Herrlichkeit des Wasserspiegels und des daran liegenden Brescianischen Ufers, und schlug, zu Bartolino gelandet, auf einem Maulthier den Weg nach Verona ein, wo er am 16. September gegen ein Uhr anlangte. Hier verweilte er ein paar Tage

und widmete vor Allem dem Amphitheater, dem ersten bedeutenden Monumente des Alterthums, das ihm zu Gesicht kam, große Aufmerksamkeit. Außerdem beschäftigten ihn das schöne, aber immer geschlossene Thor Porta stupa oder del Pallio, das Portal des Theatergebäudes, die Antiquitätensammlung und namentlich die Grabmäler der Alten, an denen er besonders zu rühmen fand, daß sie auf eine rührende und herzliche Weise das Leben fortführen. „Der Künstler,“ schrieb er den Freunden in der Heimath, „hat mit mehr oder weniger Geschick nur die einfache Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz dadurch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, schauen nicht in den Himmel, sondern sie sind hienieden, was sie waren und was sie sind.“ Bei der Betrachtung der Gemäldesammlungen gestand er sich aufrichtig, daß er vom Handwerk des Malers wenig verstehe, und hielt sich daher an den Gegenstand und die Behandlung im Allgemeinen. Die Altarblätter der Gallerie St. Giorgio schienen ihm durchaus merkwürdig; „aber die unglücklichen Künstler,“ ruft er in seinen Briefen aus, „was mußten die malen! und für wen! Ein Mannaregen vielleicht 30 Fuß lang und 20 hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenstück!“ In der Gallerie Gherardini fand er schöne Sachen von Orbetto und lernte diesen Künstler auf einmal kennen; er freute sich hiebei, daß ihm jetzt, wo er dem Himmel italienischer Kunst näher trete, auch die Sterne zweiter und dritter Größe zu flimmern begannen, und so die Welt weit und die Kunst reich wurde. Auch die Antikensammlung betrachtete er mit großem Interesse. „Es liegt in meiner Natur,“ fügte er dem

brieflichen Bericht über diese Kunstschätze bei, „das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle." Dazwischen beobachtete er, auf seinen Wanderungen durch und um die Stadt, Charakter, Lebensweise, Tracht, Gebräuche und Spiele der Bewohner; so war er auch Zeuge eines Ballspiels, worin vier edle Veroneser gegen vier Vicentiner, lauter wohlgewachsene, kräftige junge Leute in kurzer, knapper, weißer Kleidung kämpften; die schönen Stellungen der Ausschlagenden erinnerten an den Borghesischen Fechter.

Durch eine reiche, menschenbelebte Gegend fuhr Goethe am 19. September nach Vicenza, wo er ungefähr eine Woche zubrachte. Hier waren es vorzüglich architektonische Kunstwerke, die ihn beschäftigten, namentlich das Olympische Theater, die Basilika und andere Bauten des Palladio. Der alte Baumeister Scamozzi, den er besuchte, der Herausgeber von Palladio's Gebäuden, gab ihm, über seine Theilnahme vergnügt, förderliche Anleitung. Außerhalb der Stadt ward ein auf freier Höhe gelegenes Prachthaus besucht, die Rotonda genannt, ein mit großem Luxus aufgeführtes Gebäude, von der man eine herrliche Aussicht in die Gegend genoß. Nach dem unweit gelegenen Tiene machte er einen Ausflug, um ein in der Anlage begriffenes Gebäude zu besehen, das nach einem alten Risse errichtet wurde. Die Oper zu Vicenza sprach ihn nur mäßig an und reizte nicht zur Wiederholung des Besuchs. Mit größerm Interesse wohnte er an einem andern Abend einer Versammlung der Akademie der Olympier bei. Eine

Gesellschaft der gebildetsten Vicentiner, gegen Fünfhundert an der Zahl, behandelte in Prosa und Versen, oft mit Humor und Witz, die vom Präsidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage, ob Erfindung oder Nachahmung den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht. Das lebendigste Publicum applaudirte und lachte. „Wenn man doch auch," schrieb Goethe darüber an die heimischen Freunde, „vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte! Wir geben unser Bestes Schwarz auf Weiß; Jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knoppert daran, wie er kann." Besonders freute es ihn, daß von seinem verehrten Palladio auch hier jeden Augenblick die Rede war, und der treffliche Mann nach so viel Zeit noch immer als Polarstern und Musterbild von seinen Mitbürgern gepriesen wurde.

In der einfachen Sediola eines Vetturinen fuhr Goethe am 26. September durch eine von Fruchtbarkeit strotzende Gegend nach Padua. Hier interessirten ihn besonders der ungeheure Audienzsaal des Rathhauses, gleichsam ein überwölbter Marktplatz, der als ein „abgeschlossenes Unendliches" ihm eine ganz eigene Empfindung gab, die gleichfalls sehr geräumige Kirche der h. Justina, die Kirche der Eremitaner mit Gemälden von Mantegna, deren Wahrheit und scharfe, sichere Gegenwart ihn in Erstaunen setzten, der große Platz Prato della Valle und das ungeheure Oval, ringsum mit Statuen berühmter Männer besetzt, welche hier gelehrt und gelernt haben. Am angeregtesten fühlte er sich aber in dem schönen botanischen Garten. Indem er dort unter der mannigfaltigen, fremden Vegetation umherwandelte, ward ihm der Gedanke immer leben=

diger, ob sich nicht alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln ließen. Auf diesem Punkte war er in seinen bisherigen botanischen Forschungen stecken geblieben; und er sah noch nicht, wie er sich herauswirren sollte. Die Breite und Tiefe dieses Geschäftes, das ihn erwartete, schien ihm völlig gleich.

Am 28. September Abends konnte Goethe seinen Freunden berichten, daß nun auch Venedig ihm kein bloßes Wort mehr, nicht mehr der hohle Name sey, der ihn, den Todfeind von Wortschällen, so oft geängstigt hatte. Er war auf der Brenta mit dem öffentlichen Schiffe hieher gefahren, unter Andern von zwei Pilgern aus dem Paderbornischen begleitet, mit denen er sich viel zu schaffen machte. Als sie in die Lagunen einfuhren, rief der Anblick der ersten Gondel einen lang entbehrten freundlichen Jugendeindruck zurück; sie erinnerte ihn an ein Kinderspielzeug, ein vom Vater aus Italien mitgebrachtes, schönes Gondelmodell und begrüßte ihn wie eine alte Bekanntschaft. An den beiden nächsten Tagen eilte er, sich zunächst einen Eindruck des Ganzen zu verschaffen, und warf sich, ohne Führer, nur die Himmelsgegenden merkend, ins Labyrinth der Stadt. So streifte er, theils die engen Gassen durchwandelnd, theils in einer Gondel durch die Canäle fahrend, bis an die letzte bewohnte Spitze, und merkte sich der Einwohner Betragen, Lebensart und Wesen. Dann verschaffte er sich einen Plan von Venedig und bestieg, nachdem er ihn einigermaßen studirt, den Marcusthurm, wo sich ihm ein entzückendes Schauspiel darbot. Hier sah er auch zum ersten Mal in seinem Leben das Meer. Sodann richtete sich, wie in Vicenza, seine

Aufmerksamkeit vor Allem auf merkwürdige Gebäude. Er hatte in den zu Padua angekauften Werken des Palladio gefunden, daß der große Meister für Venedig ein Klostergebäude angegeben, worin er die Privatwohnung der reichen und gastfreien Alten darzustellen gedachte. Es war die sogenannte Carità. Der trefflich gezeichnete Plan hatte Goethe'n ein Wunderwerk erwarten lassen; aber er fand kaum den zehnten Theil vollendet, doch auch diesen seines Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage, und eine Genauigkeit in der Ausführung, wie Goethe sie noch nicht kannte. „Jahre lang," schrieb er; „sollte man in Betrachtung so eines Werks zubringen. Mich dünkt, ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommneres gesehen." Eben so bewunderte er die Kirche Il Redentore, gleichfalls ein Werk Palladio's; doch entging ihm, bei aller Verehrung für den Meister, nicht, daß sich an seinen ausgeführten Werken, besonders in den Kirchen, manches Tadelnswürdige neben dem Köstlichen finde. Es war ihm, als ob beim Anblick solcher Mängel der Geist des außerordentlichen Mannes zu ihm spräche: „Das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umständen, nur auf diese Weise meiner höchsten Idee am nächsten kommen konnte."

Von Gemälden sah er im Palast Pisani Moretta ein köstliches Bild von Paul Veronese, die weibliche Familie des Darius vor Alexander und Hephästion knieend. Seine alte Gabe, die Welt mit den Augen desjenigen Malers zu sehen, dessen Bilder er sich so eben eingedrückt hatte, trat auch hier wieder hervor. Als er bei hohem Sonnenschein durch die

Lagunen fuhr, und auf den Gondelrändern die Gondolieri leicht schwebend, buntbekleidet, rudernd betrachtete, wie sie auf der hellgrünen Fläche sich in der blauen Luft zeichneten, so stand das beste frischeste Bild der Venetianischen Schule vor ihm. Er begriff nun, woher die Klarheit in den Gemälden dieser Schule kam. Das Auge bildet sich nach den Gegenständen, die es von Jugend auf erblickt, und so mußte der Venetianische Maler Alles heller und heiterer sehen als andere Menschen, und daher eine solche Fülle von Licht in seine Bilder tragen.

Im Hause Farsetti fand er eine Sammlung von Abgüssen der besten Antiken, „Werke," wie er an die Freunde schrieb, „an denen sich die Welt Jahrtausende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künstlers durch Gedanken zu erschöpfen." Viele bedeutende Büsten versetzten ihn in die alten, herrlichen Zeiten. Nur fühlte er, wie weit er auch auf diesem Gebiete noch zurück war; doch meinte er, es werde vorwärts gehen, wenigstens wisse er den Weg. Palladio habe ihm denselben, so wunderlich es klinge, auch dazu und zu aller Kunst geöffnet. Ein Stück des Gebälks vom Tempel des Antonius und der Faustina erinnerte ihn an jenes Capitäl des Pantheons zu Mannheim.*) „Das ist freilich etwas Anderes," ruft er in seinen Briefen aus, „als unsre kauzenden, auf Kragsteinlein über einander geschichteten Heiligen der gothischen Zierweisen, etwas Anderes, als unsere Tabakspfeifen-Säulen, spitze Thürmlein

---

*) S. Thl. I, S. 400.

und Blumenzacken, die ich nun, Gott sey Dank, auf ewig los bin!" So weit war er jetzt von jener Begeisterung für die deutsche Architektur zurückgekommen. Nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erstaunen und Erbauung sah er die beiden ungeheuren Löwen vor dem Thore des Arsenals, ein paar antike, in der Kirche der h. Justina eingemauerte Basreliefs und eine kolossale Statue des Marcus Agrippa im Hofe eines Palastes. Die Pferde auf der Marcus-Kirche betrachtete er nicht bloß von unten, sondern auch oben in der Nähe, wo sie ihm zu seiner Verwunderung schwer erschienen, während sie unten vom Platz leicht wie Hirsche aussehen.

Auch an musicalischen und poetischen Kunstgenüssen fehlte es ihm nicht in Venedig. In der Kirche der Mendicanti wohnte er einem Oratorium bei, welches Frauenzimmer mit herrlichen Stimmen hinter einem Gitter aufführten. Minder erfreulich war eine Oper mit Ballet, die er im Theater zu St. Moses hörte. Um so mehr ergötzte ihn im Theater St. Lukas eine Komödie, ein extemporirtes Stück in Masken. Er fand, daß auch hier wieder das Volk die Basis bilde, worauf Alles ruhe, die Zuschauer spielten mit, und die Menge verschmolz mit dem Theater in ein Ganzes. Wie sie den Tag über auf dem Platz, am Ufer, in den Gondeln, im Palast, schrieen, ausboten, sangen, fluchten und lärmten, so gingen sie Abends in's Theater und hörten und sahen das Leben ihres Tages, künstlich zusammengestellt, artiger aufgestutzt, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert, und freuten sich kindisch darüber und schrieen und klatschten und lärmten wieder. Ein gleiches Vergnügen machte ihm

an einem andern Abend die Aufführung eines Lustspiels von Goldoni, Le Baruffe Chiozzotte („die Rauf- und Schreihändel von Chiozza," wie er den Titel übersetzt). Die Personen stellten lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schwestern und Töchter, dar. Goethe hatte eben den Tag vorher einen Ausflug in die Gegend von Chiozza gemacht, und so gewährte es ihm doppelte Freude, das ihm noch im Ohre wiederhallende Geschrei dieser Leute, ihre Händel, ihre Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Plattheit, ihren Witz und Humor, ihre ungezwungenen Manieren so treffend nachgeahmt zu finden. Die Elektra von Crebillon, die er auf dem Theater St. Crisostomo in einer metrischen Uebersetzung aufführen sah, kam ihm abgeschmackt vor. Bei einer neuen italienischen Originaltragödie, worin es wild und grausam herging, ward ihm zuerst klar, wie die Italiener ihre eilfsilbigen Jamben behandeln und declamiren; auch begriff er nunmehr, warum das italienische und griechische Trauerspiel so lange Reden enthält; es leuchtete ihm ein, daß Völker, die im wirklichen Leben viel auf's Reden halten, dergleichen auch auf der Bühne lieben müssen; zumal wenn bei ihnen Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen herrscht.

Die juridische Beredtsamkeit der Venetianer lernte Goethe in einer Probe kennen, die ihm ganz wieder den Eindruck einer Komödie machte. Im herzoglichen Palaste hörte er eine Rechtssache öffentlich verhandeln, ein Fideicommiß betreffend, wobei die Klage gegen den Dogen selbst, oder vielmehr gegen seine Gemahlin ging, welche denn auch in Person, in ihren Zendal gehüllt, auf dem Bänkchen saß. Der Saal war von

Zuschauern gedrängt voll. Der eine Advocat glich vollkommen einem übertriebenen Buffo in Gestalt, Beweglichkeit, Stimme und Gesticulation, und ließ es nicht an, wahrscheinlich vorbereiteten Scherzen fehlen, die ein unendliches Gelächter veranlaßten. Dennoch gefiel das Ganze Goethe'n weit besser, als die deutschen „Stuben- und Canzlei-Hockereien." Ein paar Redner anderer Art, aus der geringen Classe, hörte er auf einem Uferdamm, im Angesicht des Wassers, einem aufmerksamen ernsten Kreise von Zuhörern Geschichten erzählen. Goethe gedenkt eines solchen zerlumpten Rhapsoden in seiner ersten Epistel.*) Alle öffentlichen Redner aber, die er in Venedig kennen lernte, darunter auch ein paar Kanzelredner, hatten etwas Gemeinsames, Leidenschaftliches im Sprechen, und Entschiedenes, Präcises in den Geberden.

Einen andern Genuß mußte Goethe sich, weil er nur selten vorkam, besonders bestellen; es war der berühmte Gesang der Schiffer, die den Tasso und Ariost auf ihre eigenen Melodieen vortragen. Bei Mondenschein bestieg er eine Gondel, worin der eine Sänger vorn, der andere hinten Platz nahm. Sie begannen ihr Lied und sangen abwechselnd Vers für Vers. Aber der eigentliche Sinn dieses Gesanges ward ihm erst aufgeschlossen, als sie am Ufer der Giudecca ausstiegen und sich am Canal hin theilten. Indem er jetzt zwischen den entfernten Sängern in der Mitte auf und ab wandelte, erkannte er, daß es Gesang eines Einsamen in die Weite sey, damit ein Anderer,

*) Goethe's W. I, 267. (Ausg. in 40 B.)

Gleichgestimmter, höre und antworte. Die fernen Stimmen klangen ihm höchst sonderbar, „wie eine Klage ohne Trauer;" er fühlte sich bis zu Thränen gerührt.

Auch für seine Naturforschung blieb der Aufenthalt zu Venedig nicht nutzlos. Auf dem Fischmarkte beobachtete er mit großem Vergnügen die mannigfachen Seeproducte; am Meere selbst studirte er den gemeinsamen Charakter der Seepflanzen und die Wirthschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse. Das Arsenal, obwohl in der Abnahme begriffen, war für ihn noch immer interessant genug, da er bis dahin noch nichts vom Seewesen kannte. Er bestieg ein Kriegsschiff, dessen Gerippe fertig stand, und stellte seine stillen Betrachtungen über das Wachsthum der herrlichen Eichen aus Istrien an, die hier verarbeitet wurden. „Ich kann nicht genug sagen," schrieb er darüber an seine Freunde, „was meine sauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge mir überall hilft, um mir das Verfahren der Künstler und Handwerker zu erklären; so ist mir die Kenntniß der Gebirge und des daraus gewonnenen Gesteins ein großer Vorsprung in der Kunst."

Nach einem stark zweiwöchentlichen Aufenthalte schickte sich Goethe zur Weiterreise an. Groß war die Einwirkung der Reise, die er jetzt schon in sich gewahrte. „Könnte ich nur den Freunden," schrieb er, „einen Hauch dieser leichtern Existenz hinübersenden! Jawohl ist dem Italiener das Ultramontane eine dunkle Vorstellung; auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor; doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, diese Gegenden jenen vorzuziehen; denn Geburt und Gewohnheit

sind mächtige Fesseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeschäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen. Die Baukunst steigt wie ein alter Geist aus dem Grabe hervor; sie heißt mich ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache studiren, nicht um sie auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren." Da Palladio Alles auf Vitruv bezieht, so begann er die Lectüre desselben, obwohl nicht ohne Schwierigkeit. Er las das Buch, wie er in seinem Briefe sagt, mehr aus Andacht, als zur Belehrung. „Gott sey Dank," fügt er dieser Nachricht hinzu, „wie mir Alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftstellern wieder näher zu treten wagen darf!"

In der Nacht des 14. Octobers brach Goethe mit dem Courierschiffe nach Ferrara auf, wo er am 16. früh Morgens anlangte. Die große und schöne, aber entvölkerte und flach gelegene Stadt fesselte ihn nicht lange; er eilte schon am nächsten Tage nach Cento, der Vaterstadt Guercino's. Seiner Gewohnheit nach bestieg er hier sogleich den Thurm und sah, über eine große und reiche Ebene hinweg, in der Ferne zum erstenmal die Apenninen. Dann widmete er die Zeit bis zur Nacht der Betrachtung von Bildern Guercino's, dessen Name im Munde von Jung und Alt fortlebte. Am 18. October wollte er auf dem Wege nach Bologna seine Arbeit an der Iphigenie fortsetzen; da führte ihn der Geist auf ein neues dramatisches Sujet, Iphigenie in Delphi, dessen Stoff

aus Hygin (Fab. 122.) entnommen ist. Die Grundzüge des Plans gestalteten sich in folgender Weise: Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Orest das Bild der Taurischen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint im Tempel des Apoll, und widmet die grausame Art, die so viel Unheil in Pelops' Hause angerichtet, als schließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt leider einer der Griechen und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen sehen und sich glücklich gerettet. Die leidenschaftliche Elektra kennt sich selbst nicht, und weiß nicht, ob sie gegen Götter oder Menschen ihre Wuth richten soll. Indessen sind Iphigenie, Orest und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigenien's heilige Ruhe contrastirt gar merkwürdig mit Elektren's irdischer Leidenschaft, als sie wechselseitig unerkannt zusammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphigenien, erkennt die Priesterin, welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Diese ist im Begriff, mit demselben Beil, welches sie dem Alten wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Uebel von den Geschwistern abwendet. Goethe meinte, wenn diese Scene gelänge, so sey nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. „Wo soll man aber," fügt er hinzu, „Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!" Leider ist der Gedanke unausgeführt geblieben, vielleicht auch deßhalb, weil er ihn voreilig den Freunden mitgetheilt.*)

---

*) K. L. Kannegießer hat darnach mit geringen Abweichungen vom

In Bologna jagte ihn am ersten Tage der Lohnbediente durch so viele Paläste und Kirchen, daß er kaum im Volkmann, seinem Reiseführer durch Italien, anzeichnen konnte, wo er überall gewesen war. Ein fesselnder Glanzpunkt in der Reihe der Bilder, woran er vorüberrannte, war die Cäcilia von Raphael. Ihre Betrachtung gereichte ihm zu innerster Beruhigung, und regte zugleich, indem er damit in Gedanken die bereits gesehenen Werke älterer Meister verglich, ein historisches Interesse an. Er erkannte, was Raphael diesen verdankte; „sie legten die breiten Fundamente emsig, ja ängstlich, und bauten mit einander wetteifernd die Pyramide stufenweis in die Höhe, bis er zuletzt, von allen diesen Vortheilen unterstützt, von dem himmlischen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufsetzte über und neben dem kein anderer stehen kann." Den folgenden Tag traten ihm wieder neue Gestirne am Himmel der italienischen Kunst hervor, die er nicht berechnen konnte, und die ihn irre machten; die Carracci, Guido, Dominichin, in einer späteren, glücklicheren Kunstzeit aufgegangen. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einsicht däuchten ihm „die meist unsinnigen" Gegenstände der Bilder, über die er sich fort und fort ereiferte. „Entweder Missethäter oder Verzückte," schrieb er in die Heimath, „Verbrecher oder Narren, wo denn der Maler,

---

Plane (Leipzig, 1843.) eine Iphigenia in Delphi in drei Acten (nebst einem Vorspiel „Iphigenien's Heimkehr" und einem Nachspiel „Iphigeniens Tod") gedichtet, welche von tiefem Eindringen in Goethe's Geist zeugt.

um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübsche Zuschauerin herbeischleppt, allenfalls seine geistlichen Helden als Gliedermänner tractirt und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist Nichts, was einen menschlichen Begriff gäbe!" Aber es ging ihm doch mitunter, „wie Bileam, dem confusen Propheten, welcher segnete, da er zu fluchen gedachte;" er verzieh den unleidlichen Gegenstand und freute sich an der himmlisch schönen Ausführung. Und traf er dazwischen gar auf eine Arbeit von Raphael, so fühlte er sich gleich vollkommen geheilt und befriedigt. So fand er eine heilige Agathe, welcher der Künstler eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit, doch ohne Kälte und Rohheit gegeben hatte. Er prägte sich die Gestalt ein, indem er sich vornahm, ihr im Geiste seine Iphigenie vorzulesen und seine Heldin Nichts sagen zu lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.

Wie er sich jetzt den Bergen näherte, fühlte er sich auch schon wieder vom Gestein angezogen. Er kam sich, „wie ein Antäus vor, der sich immer neu gestärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit seiner Mutter Erde in Berührung bringt." Da er wußte, daß in der Nähe, zu Paderno, der sogenannte Bologneser Schwerspath gefunden wird, machte er einen Ausritt dorthin, stellte auf dem Wege manche mineralogische und geognostische Beobachtungen an, und kehrte mit einem Achtelscentner des Schwerspaths belastet zurück. Er hätte gern sich noch in weitere Untersuchungen eingelassen; aber er fühlte sich unwiderstehlich vorwärts gezogen. So ließ er sich denn am 21. und 22. October in der leidigen Sedia eines Vetturinen durch die Apenninen schleppen, und sah den 23. früh, aus

dem Gebirge hervorkommend, Florenz vor sich liegen. Seine Reiseberichte aus den Apenninen sind ziemlich dürftig; die schlechten Herbergen erschwerten das Schreiben; auch fing es ihm an, „ein Bißchen verworren zu werden;“ seit dem Abschied von Venedig wollte sich der Reiserocken nicht mehr so schön und glatt abspinnen, ohne Zweifel weil die mit der Nähe wachsende Anziehungskraft Rom's das Gemüth verwirrte.

Florenz durchlief er eiligst, und besah flüchtig den Dom, das Baptisterium, den Garten Boboli; er hatte keine Ruhe, um in der neuen Welt, die sich ihm hier aufthat, zu verweilen. Im Fluge nur machte er wenige Beobachtungen über den trefflichen Anbau des Landes und das schöne, grandiose Ansehen der öffentlichen Werke, Wege, Brücken Toscana's. Der fernere Weg ging über Perugia, wo er sich an der Lage der Stadt und dem Anblick des Sees erfreute, auf Foligno zu. Bei Madonna del Angelo stieg er aus und schlug, während der Vetturin die Straße nach Foligno verfolgte, den Weg nach Assisi ein. Aus Palladio und Volkmann wußte er, daß hier ein köstlicher Tempel der Minerva aus den Zeiten des Augustus noch vollkommen erhalten stehe. Es war das erste vollständige Denkmal des Alterthums, das er erblickte, ein bescheidener Tempel, aber so schön gedacht, so vollkommen ausgeführt, so herrlich gelegen, daß Goethe sich fast nicht trennen konnte. „Was sich durch die Beschauung dieses Werkes in mir entwickelt,“ schrieb er, „ist nicht auszusprechen und wird ewige Früchte tragen.“ In Foligno mußte er in einer völlig Homerischen Haushaltung vorlieb nehmen und hatte wieder, wie auf den Apenninen, Gelegenheit, den unerhörten Leichtsinn

der Italiener kennen zu lernen, der sie in guter Jahreszeit nicht an den Winter denken läßt. Aber weit entfernt, darüber zu jammern, schrieb er: „Ich habe Nichts gewollt, als das Land sehen, auf welche Kosten es sey; und wenn sie mich auf Ixion's Rad nach Rom schleppen, so will ich mich nicht beklagen."

Auf dem weitern Wege bis Rom, wo er Ende Octobers anlangte, war der bedeutendste Punkt für ihn Spoleto mit seiner Wasserleitung, zugleich Brücke von einem Berge zu einem andern. „Das ist nun das dritte Werk der Alten," schrieb er, „das ich sehe, und immer derselbe große Sinn! Eine zweite Natur, die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst; so steht das Amphitheater, der Tempel, der Aquäduct. Nun fühle ich erst, wie mir mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, z. B. der Winterkasten auf dem Weißenstein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufsatz, und so mit tausend andern Dingen. Das steht nun alles todtgeboren da; denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben und kann nicht groß seyn und nicht groß werden."

Am 1. November kündigte er den Freunden in der Heimath seine Ankunft in der Hauptstadt der Welt durch ein paar Briefe an, aus denen ein seliger Frieden wiederstrahlt. Die hochaufgeregte Begierde, die ihn unterwegs rastlos fortgetrieben hatte, legte sich endlich, als er unter der Porta del Popolo sich gewiß war, Rom zu haben. „Nun bin ich hier und ruhig," schrieb er, „und wie es scheint auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl sagen, ein

neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen sieht, das man theilweise in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend sehe ich nun lebendig, die ersten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (die Prospecte von Rom im Vorsaal des Vaterhauses), sehe ich nun in Wahrheit, und Alles, was ich in Gemälden und Zeichnungen, Kupfern und Holzschnitten, in Gyps und Kork schon lange gekannt, steht nun beisammen vor mir; wohin ich gehe, finde ich eine alte Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist Alles, wie ich mir's dachte, und Alles neu. Eben so kann ich von meinen Betrachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, Nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können."

Er fand auch sogleich, daß es ihm moralisch heilsam sey, unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben, unter Naturmenschen, wie es in einer andern Stelle heißt, die unter der Pracht und Würde der Religion und Künste nicht ein Haar anders sind, als sie in Höhlen und Wäldern auch seyn würden. Indeß war es weniger die Nation, weniger das neue als das alte, wenn auch aus Trümmern erst zu enträthselnde Rom, wonach er begierig war. Schon gleich am Allerseelentage hatte er Gelegenheit, Rom, als die Hauptstadt der katholischen Welt anzuschauen, er sah den Papst in seiner Hauscapelle auf dem Quirinal, von Cardinälen umgeben, in einem prächtigen Seelenamte. Beim Anblick des heiligen Vaters, einer schönen würdigen Männergestalt, ergriff ihn ein wunderbares Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund auf-

thun, und von dem unaussprechlichen Heile der seligen Seelen mit Entzücken sprechend, auch die Hörer in Entzücken versetzen. Da er ihn aber, statt dessen, vor dem Altare sich hin und her bewegen sah, bald nach dieser bald nach jener Seite sich drehend und Gebete murmelnd, da regte sich in ihm „die protestantische Erbsünde," und er wandte sich von dem Anblick der Prunkscene zur Betrachtung der benachbarten Kunstwerke hinweg.*)

Ein Führer von unschätzbarem Werth bei diesen Kunstwanderungen durch Rom war ihm der Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (geb. 1751 zu Hayna in Hessen). Unser Dichter hatte mit ihm schon früher durch Briefwechsel in einem guten Verhältniß gestanden; doch knüpfte sich erst jetzt in Rom eine recht nahe Verbindung an. „Ich werde nie," schrieb Goethe über ihn aus Rom, „und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweiten Male zu besuchen, so viel in kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leibe und Seele anhängenden Mannes." Was ein besonders starkes Band zwischen ihm und Goethe bilden mußte, war der Umstand, daß er in seiner Thätigkeit als bildender Künstler fortwährend zur Poesie hinneigte, so wie umgekehrt Goethe aus dem Kreise seines dichterischen Schaffens stets liebend und sehnsüchtig nach dem Gebiete der bildenden Kunst hinüber blickte. So begegneten beide Männer sich auf halbem

*) Und doch verbreitete sich in Deutschland das Gerücht, Goethe sey in Rom katholisch geworden. (Jacobi's auserles. Briefwechsel I, 430.)

Wege und förderten und ermunterten sich wechselseitig. Tischbein trug sich um diese Zeit mit allerlei idyllischen Gedanken, und zwar waren die Gegenstände, die er zu bearbeiten wünschte, von der Art, daß weder bildende noch dichtende Kunst, jede für sich allein, zur Darstellung hinreichte. Ehe er nach Italien gekommen war, hatte er in der Schweiz einige Zeit bei Bodmer zugebracht, und hier waren seine Gedanken auf die Urzeiten des menschlichen Geschlechts geführt worden. Er hatte eine ganze Reihe Bilder zur Darstellung jener Geschichtsepoche theils skizzirt, theils projectirt, die er nun von Goethe durch ein Gedicht verknüpft wünschte. Diesem gefiel der ganze Plan so gut, daß er auf die gemeinsame Arbeit eingegangen seyn würde, wenn ihm nicht ohnedieß Italien so viel zu thun gegeben hätte.*)

Eben deßhalb aber, weil so mancherlei innere Anforderungen sich um Goethe stritten, suchte er sich vor den äußeren der Gesellschaft durch ein gewisses Incognito zu retten. Schon in München hatte er sich für einen Andern ausgegeben, zu großem Gewinn für eine ungehemmte Fortsetzung der Reise. In Italien trat er unter dem Namen Möller auf und galt bei Vielen für einen reisenden Kaufmann.**) Diejenigen, die ihn kannten, verpflichteten sich, zu ignoriren, wer er sey; und

---

*) S. einen Brief Tischbein's an Merck vom 10. October 1787. (Briefe an Merck, herausgegeben von Wagner), woraus man sieht, daß Tischbein selbst einen Text zu seinen Zeichnungen gedichtet. Vergl. ferner „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder ꝛc." herausgegeben v. Wagner, S. 271 ff.

**) Riemer, Mittheilungen I, 245.

da so nicht leicht Jemand mit ihm von ihm selbst reden durfte, so entsprang ihm daraus der Vortheil, daß die Menschen entweder von sich selbst oder von den Gegenständen, die sie interessirten, mit ihm sprachen, und dadurch seine Kenntnisse förderten, während er der Unbequemlichkeit überhoben war, von sich und seinen Arbeiten Rechenschaft geben zu müssen. Es wurden zwar manche Versuche gemacht, ihn aus seinem Dunkel herauszuziehen; allein er ließ sich nicht irren, denn er merkte bei Zeiten, daß es zu den Füßen der Herrscherin der Welt allerlei kleine Cirkel und Coterieen mit allerlei Cabalen und Leidenschaften gab, die ihn gern als Instrument zur Verstärkung ihrer Partei gebraucht hätten. Nur bisweilen zeigte er sich nachgiebiger, z. B. gegen den Fürsten von Liechtenstein, den Bruder der ihm befreundeten Gräfin Harrach, in dessen Gesellschaftscirkel er den Dichter Abbate M o n t i kennen lernte. Auch konnte er es nicht umgehen, ein Mitglied der Arcadia zu werden. Er schreibt darüber an Friedrich von Stein: „Ferner muß ich dir erzählen, daß ich zum Pastore dell Arcadia bin ausgerufen worden, als ich heut' (den 4. Jan. 1787) in diese Gesellschaft kam. Vergebens habe ich diese Ehre abzulehnen gesucht, weil ich mich nicht öffentlich bekennen will. Ich mußte mir gar schöne Sachen vorlesen lassen, und ich erhielt den Namen M e g a l i o per causa della grandezza oder grandiosita delle mie opere, wie sich die Herren auszudrücken beliebten.*) Wenn ich das Sonett, das zu meiner Ehre auch verlesen wurde, erhalte, so schicke ich Dir's.“

---

*) Vgl. Goethe's W. Bd. 23, S. 187: „Ich habe Fritzen scher-

Vor der Wiederholung solcher Ovationen wußte er sich aber zu hüten und widmete sich dafür mit Tischbein der Betrachtung der herrlichen Kunstschätze Rom's. Hatten ihn auf der bisherigen Reise durch Italien vorzüglich die Werke der Architektur beschäftigt, so begann er nunmehr auch an Gemälden ein stärkeres Interesse zu nehmen und sich darüber ein kühneres, freieres Urtheil zuzutrauen. Schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit zu Rom weidete er sich an Bildern von Titian, Guido u. A., ohne jene Klagen über die christlichen Gemäldestoffe wieder laut werden zu lassen. Bald lernte er auch die Logen von Raphael und die großen Gemälde der Schule von Athen kennen; aber es war ihm, als wenn er den Homer aus einer zum Theil verloschenen, beschädigten Handschrift studiren sollte. Das Vergnügen des ersten Eindrucks war unvollkommen, und erst mit anhaltendem Schauen und Studiren wuchs der Genuß. Hoch beglückt berichtete er am 17. November, daß er die Frescogemälde von Dominichin in Andrea della Valle und die Farnesische Gallerie von Carraccio gesehen. Aber noch größer war sein Entzücken, als er in der Sixtinischen Capelle das jüngste Gericht und die mannigfaltigen Deckengemälde von Michel Angelo kennen lernte. Er war in dem Augenblicke für ihn so eingenommen, von den

---

zend von meiner Aufnahme in der Arcadia geschrieben; es ist auch nur darüber zu scherzen, denn das Institut ist zu einer Armseligkeit zusammengeschwunden." — Im zweiten Theile seiner italienischen Reise verlegt Goethe irrthümlich diese Aufnahme in den Anfang des Jahres 1788 (Bd. 24, S. 203 ff. der Ausg. in 40 Bdn.).

großen Formen und der herrlichen Vollendung aller Theile war sein Auge so ausgeweitet und verwöhnt, daß ihm darnach der erneuerte Anblick der Logen Raphael's, ja selbst die Natur nicht schmecken wollte.

Eine ähnliche Erfahrung machte er beim Pantheon; auch dieses riß eine Zeit seine Theilnahme ausschließend an sich. In St. Peter lernte er begreifen, wie die Kunst sowohl als die Natur alle Maßvergleichung aufheben kann. Er bestieg auch das Dach der Kirche und fand hier das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen: Häuser und Magazine, Brunnen (dem Ansehen nach), Kirchen und einen großen Tempel, Alles in der Luft und dazwischen Spaziergänge. Von der Kuppel herab sah er ein unvergleichliches Panorama ausgebreitet: die hell=heitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli hin die vulcanischen Hügel, Frascati, Castelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer; nahe vor sich die ganze Stadt Rom in ihrer Breite und Weite mit ihren Bergpalästen, Kuppeln u. s. w. Nachdem er das Coliseo angeschaut, erschien ihm wieder alles Andere klein. „Es ist so groß," schrieb er, „daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert sich dessen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, so kommt es Einem auf's Neue größer vor."

Der Apoll von Belvedere entrückte ihn ganz der Wirklichkeit, und er überzeugte sich hier, daß, wie von jenen Gebäuden die richtigsten Zeichnungen keinen Begriff geben, so die schönsten Gypsabgüsse dem Original unendlich nachstehen. „Der Marmor ist ein seltsames Material," schrieb er, „deßwegen ist Apoll von Belvedere im Urbilde so grenzenlos erfreulich,

denn der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Wesens verschwindet gleich im besten Gypsabguß."

Das Interessanteste für uns ist es, die Wirkung all' dieser Eindrücke in seinem Innern zu verfolgen. Schon nach zehntägigem Aufenthalte in Rom schrieb er: „Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, meine Treue das Auge Licht seyn zu lassen, meine völlige Entäußerung vor aller Prätention kommen mir einmal wieder recht zu statten und machen mich im Stillen höchst glücklich." . . . „Ich entdecke in mir ein Gefühl," heißt es in demselben Briefe, „das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden; er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte, als hier. Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben." Etwa sechs Wochen später (den 20. December) schrieb er: „Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier was Rechtes zu lernen; daß ich aber so weit in der Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht; nun bin ich aber einmal überzeugt, und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister, der einen Thurm aufführen wollte

und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat; seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im Voraus der gewissen Festigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen seyn möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja, es ist mit dem Kunstsinn auch zugleich der sittliche, welcher große Erneuerung leidet."

Merkwürdiger Weise schien sich ihm auch der Sinn für Geschichte in Rom aufschließen zu wollen. Schon auf der Fahrt dahin begriff er nicht, wie ihm beim Anblick der classischen Localitäten geschah; er fühlte die größte Sehnsucht, den Tacitus in Rom zu lesen. Von dort aus schrieb er am 3. December: „Auch die römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst Nichts wissen mochte, Alles drängt sich heran." In einem Briefe vom 29. December heißt es: „Von hier aus lies't sich Geschichte ganz anders, als an jedem Orte der Welt. Anderwärts lies't man von Außen hinein, hier glaubt man von Innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe seyn will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten; indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden

genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit."

Für seine botanischen Speculationen fand er mitten im Winter in dem warmen Lande Stoff. Zu Anfange des Decembers zeigten sich ihm in den Gartenpartieen einiger Villen, die er besuchte, die Wiesenflächen ganz mit Maßlieben übersäet, welche ihre Köpfchen nach der Sonne hinwandten, blühende Erdbeerbäume, Orangenbäume, mit ganz und halb reifen Früchten und mit Blüthen bedeckt. In der Mitte des Februars begann Alles zu grünen; es drangen Blumen aus der Erde, Blüthen aus den Bäumen, die er noch nicht kannte. „Meine botanischen Grillen," schrieb er damals, „bekräftigen sich an allem diesem, und ich bin auf dem Wege, neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, ein Ungeheures, das wie Nichts aussieht, aus dem Einfachsten das Mannigfaltigste entwickelt. Auf einen andern Zweig der Naturwissenschaft, der ihn schon früher ernsthaft beschäftigt hatte, die Anatomie, ward er in Rom durch die Betrachtung der Statuen hingewiesen, aber in einem andern, höhern Sinne. Kam es bei jener medicinisch-chirurgischen Anatomie mehr darauf an, den Theil kennen zu lernen, wozu auch allenfalls ein kümmerlicher Muskel genügte, so wollten dagegen hier für künstlerische Zwecke die Theile Nichts heißen, wenn sie nicht zugleich eine edle, schöne Form darboten. Zu großer Belehrung fand er nun im Lazareth San Spirito den Künstlern zu Lieb einen herrlichen Muskelkörper dergestalt bereitet, daß ihn die Schönheit „dieses geschundenen Halbgottes, dieses Marsyas" in Verwunderung setzte. So pflegte er auch in Rom, nach Anleitung

der Alten, das Skelett nicht als eine künstlich zusammengereihte Knochenmaske zu studiren, sondern zugleich mit den Bändern, wodurch es schon Leben und Bewegung erhielt.

Zu all' diesen Beschäftigungen kam nun, bis in den Anfang des Januars 1787, noch eine poetische Bürde hinzu; es war seine griechische Reisegefährtin, das „Schmerzenskind" Iphigenie. Erst am 6. Januar konnte er seinen Freunden melden, das er das Drama fertig, d. h. in zwei ziemlich gleichlautenden Exemplaren vor sich auf dem Tische liegen habe. Die ersten Linien der neuen Bearbeitung *) zog er am Garda-See, als der gewaltige Mittagswind die Wellen an's Ufer trieb, wo er wenigstens so allein war, wie seine Heldin am Gestade von Tauris. In Verona, Vicenza und Padua ward die Arbeit fortgesetzt, am fleißigsten aber in Venedig, gerieth sodann durch Iphigenie in Delphi in's Stocken, wurde indeß in Rom wieder aufgenommen und mit ziemlicher Stetigkeit zu Ende geführt. Abends beim Schlafengehen bereitete er sich auf's morgige Pensum, welches er dann sogleich beim Erwachen angriff. Sein Verfahren dabei war ganz einfach: er schrieb das Stück ruhig ab und ließ es Zeile vor Zeile, Periode vor Period erklingen. Zu dieser Uebertragung des Drama's in Jamben gesteht er durch Moritzen's Prosodie ermuthigt worden zu seyn. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß er den Verfasser selbst gegen Ende Novembers in Rom kennen lernte und zu ihm, als einem „reinen, trefflichen Manne" große Zuneigung gewann. Auf einer Spazierfahrt, die sie bald nachher

*) Vgl. Thl. II, S. 410 ff.

zusammen an's Meer machten, brach Moritz den Arm, und nun verlebte Goethe über einen Monat lang viele Stunden bei dem Leidenden als „Wärter, Beichtvater, Vertrauter, Finanzminister und geheimer Secretair.“ Während dieses Umganges ward er über Moritzens Ansichten vollends aufgeklärt und befreundete sich namentlich mit seiner Lehre, daß es in Beziehung auf Länge und Kürze „eine gewisse Rangordnung der Silben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine weniger bedeutende lang sey und diese kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe einer andern geräth, welche mehr Geistesgewicht hat.“ Goethe zog diese Maxime bei seiner Arbeit öfters zu Rathe und fand sie mit seiner Empfindung übereinstimmend. Als er mit der Umformung zu Ende war, las er sie ein paar Male in einem Kreise junger deutscher Künstler vor und entdeckte hier manche Stelle, die ihm gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papiere stand, und demgemäß nachträglich verbessert wurde.

Goethe war schon zu Anfange des Jahres 1787 ziemlich entschlossen, nur bis nach dem Carneval in Rom zu bleiben, und sodann mit Tischbein nach Neapel zu reisen. Er gedachte vor Ostern wieder in Rom zurück zu seyn, hier den Sommer zuzubringen und etwa im September einen Ausflug nach Sicilien zu unternehmen. In allen diesen Planen wurde er durch die Nachricht von einem Unfall irre gemacht, welcher den Herzog getroffen. Er wäre jetzt am liebsten sogleich nach Ostern wieder in die Heimath zurückgekehrt. Aber freundliche Stimmen dorther, die ihn ermahnten nicht zu eilen, damit er um so reicher nach Hause käme, ein gütiger Brief des Herzogs, der ihn auf

unbestimmte Zeit von seinen Pflichten entband und über seine Abwesenheit beruhigte, ließen ihn den Plan der Reise nach Neapel wieder aufnehmen. Die letzten drei Wochen in Rom war er vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung, um, was er noch nicht gesehen, aufzusuchen. Das Vorzüglichste betrachtete er schon zum zweiten und dritten Mal, wo sich denn Alles in seinem Geiste zu ordnen begann, und das erste Staunen sich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Dinge auflös'te. In diesen Tagen erwachte auch plötzlich wieder die alte Leidenschaft für's Zeichnen. Mit kleinen Blättern versehen, durchwanderte er die Tiefen und Höhen der Villen, entwarf, ohne viel Besinnens, charakteristisch südliche und römische Gegenstände und suchte ihnen, so gut es ging, Licht und Schatten zu geben. Die mit ihm befreundeten Künstler waren ihm belehrend zur Hand, und er faßte ihren Unterricht geschwind, merkte aber, was für eine breite Kluft zwischen Begreifen und Ausführen liegt. Indeß fühlte er durch die wenigen Linien, die er, oft übereilt, auf's Papier zog, sich jedenfalls in der Vorstellung von sinnlichen Dingen gefördert. Als er sich zur Abreise von Rom anschickte, ward er noch mit Angelika Kaufmann näher bekannt, wodurch ihm das Scheiden nicht wenig erschwert wurde. Die Thorheiten des Carnevals wollten ihm jetzt, beim ersten Anblick, wenig behagen; er schrieb, man müsse das Carneval in Rom gesehen haben, um den Wunsch los zu werden, es je wieder zu sehen. Gleich nach Beendigung desselben, am 21. Februar, brach er nach Neapel auf. Er konnte von Rom mit dem Bewußtseyn scheiden,

daß er von den vier Monaten ungefähr, die er hier zugebracht, keinen einzigen Augenblick verloren hatte.

Diesem ersten Aufenthalte in Rom lassen wir, zum Beschluß des Capitels, schicklich eine nähere Betrachtung der Iphigenie folgen, die, in ihrer vollendeten Gestalt, größtentheils eine Hauptfrucht dieses Aufenthaltes war. Ueber wenige von Goethe's Dichtungen lauten die Urtheile so ungetheilt günstig, als über diese; und mit jeder neuen Erörterung die man dem Werke gewidmet hat, scheint die Anerkennung und Bewunderung seines Werthes gewachsen zu seyn.*) Und doch hat es

*) Wir besitzen bereits eine ganze Iphigenien-Literatur, von welcher wir nur das anführen, worauf in der obigen Besprechung besonders Rücksicht genommen worden. Pudor lieferte eine ästhetisch-literarische Monographie über diese Dichtung (Marienwerder 1832), Düntzer (Goethe als Dramatiker) und Bohtz (Geschichte der neuen Poesie) widmen ihr größere Abschnitte, Weber (class. Dichtung der Deutschen) erklärte sie ausführlich in ästhetischer, sachlicher und sprachlicher Beziehung, Hiecke entwickelte meisterhaft den Gang der Handlung in Programmen (1834 u. 1839), Greverus parallelisirte das Drama mit dem Euripideischen Stücke gleiches Namens; minder durchgeführt ist die Vergleichung in meinem „Beitrag zur Erläuterung der Iphigenie in Tauris des Euripides mit Rücksicht auf das gleichnamige Goethe'sche Schauspiel (Emmerich 1838)"; Kieser gab treffliche psychologisch-ästhetische Bemerkungen über das Stück (Programm, Sondershausen 1843); Otto Jahn veröffentlichte einen darüber gehaltenen Vortrag (Greifswald, 1843); Rosenkranz (Goethe und seine Werke, 1847) hat ihr zwei Vorlesungen gewidmet.

eine Zeit gegeben, wo Goethe selbst von seiner Schöpfung minder vortheilhaft urtheilte; und Schiller, der so freudig das Schöne und Große, was sein Freund geleistet, anzuerkennen pflegte, wies in späteren Jahren der Iphigenie nicht eine so hohe Stelle an, wie man erwarten sollte. „Wir wollen im nächsten Monat," schrieb er am 21. Januar 1802 an Körner, „Goethe's Iphigenie auf's Theater bringen; bei diesem Anlaß habe ich sie auf's Neue mit Aufmerksamkeit gelesen, weil Goethe die Nothwendigkeit fühlt, Einiges darin zu verändern. Ich habe mich sehr gewundert, daß sie auf mich den günstigen Eindruck nicht mehr gemacht hat, wie sonst; ob es gleich immer ein seelenvolles Product bleibt. Sie ist aber so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreift, wie es möglich war, sie jemals einem griechischen Stücke zu vergleichen. Sie ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und Alles, was ein Werk zu einem ächten dramatischen specificirt, geht ihr sehr ab. Goethe selbst hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen — aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei; bei näherem Ansehen aber hat es sich mir auch so bewährt. Indessen ist dieses Product in dem Zeitmoment, wo es entstand, ein wahres Meteor gewesen; das Zeitalter selbst, die Majorität der Stimmen kann es auch jetzt noch nicht übersehen; auch wird es durch die allgemeinen hohen poetischen Eigenschaften, die ihm ohne Rücksicht auf seine dramatische Form zukommen, bloß als poetisches Geisteswerk betrachtet, in allen Zeiten unschätzbar bleiben." — Wie hoch wir auch Schiller's Autoriät anschlagen, so darf sie doch unser Gefühl nicht trüben, unser

Urtheil nicht binden; wir müssen nicht vergessen, daß gerade ein Dichter, der in steter lebendiger Fortentwickelung begriffen ist, von seinem augenblicklichen Standpuncte aus über eigene und fremde Dichtungen, welche diesem Standpuncte nicht zusagen, leicht mit einseitiger Strenge richtet.

Fragen wir, um einen festen Gesichtspunct zur Bildung eines eigenen Urtheils zu gewinnen, zunächst nach der Grundidee des Stückes, so antwortet Kieser: Es ist die Kraft, womit sittliche Wahrheit, tief ergreifende Innerlichkeit und Reinheit des weiblichen Gemüthes verklärend, sühnend und versöhnend auf Alles wirkt, was in ihre Nähe kommt. Verklärend wirkt Iphigenie auf ihre ganze Umgebung, auf Thoas und seine Scythen; sühnend erweis't sie sich in der Heilung des Orest und der Lösung des alten Fluchs, der auf dem tantalischen Hause ruht; versöhnend erscheint sie in der Löschung des Streites, der schon zwischen Orest und Thoas zu entbrennen beginnt. Weber*) legt den Hauptaccent auf die heilende, sühnende Kraft, und damit stimmt des Dichters eigene Erklärung überein, in den Versen an den Schauspieler Krüger,**) die er in ein Prachtexemplar seines Drama's schrieb.

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.

---

*) a. a. S. 65.
**) Goethe's W. VI, 132.

So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Ob aber dadurch in der That die ideelle Grundlage des Stückes erschöpfend bezeichnet sey, läßt sich bezweifeln, wenn man den Inhalt der einzelnen Acte näher in's Auge faßt. Die Heilung des Orest ist mit dem Schlusse des dritten Aufzugs vollendet, und somit wäre das Folgende, wenn auch nicht müßig, doch wenigstens zu weit gedehnt. In den beiden letzten Acten finden wir bei näherm Zusehen einen andern geistigen Gehalt von großer Bedeutung: es ist der Conflict in Iphigeniens eigener Brust, der Seelenkampf, in den sie durch den Rath des Pylades, gegen Thoas zur List ihre Zuflucht zu nehmen, verstrickt wird. Diesem Puncte haben nur wenige Interpreten die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet. Iphigeniens innere Lage läßt sich in gewisser Hinsicht mit derjenigen vergleichen, worin sich die Jungfrau von Orleans befindet. Beiden ist ein hoher Beruf auferlegt; diese soll ihr Vaterland von äußeren Feinden, jene ihr Haus von einem innerlich fortwuchernden Fluche befreien. Beide sind zur Lösung dieser Aufgaben durch ihr bisheriges Leben vorbereitet: in Johanna hat sich, in der Muße des Hirtenlebens, eine tiefe Frömmigkeit, unbezwinglicher Glaubensmuth, prophetische Begeisterung, unbegrenzte Liebe zum Vaterland und König entwickelt; Iphigenie ist im Dienste der jungfräulichen Diana zu einem Musterbilde reiner Menschlichkeit und Weiblichkeit herangereift. Beide beginnen erfolgreich die Lösung ihrer Auf-

gabe: Johanna schreitet von Sieg zu Sieg, von Triumph zu Triumph, Iphigenie lös't ihren Bruder Orest, den Träger des alten Götterfluches, aus den Banden der Erinnyen. Aber nur die geprüfte, und in der Prüfung bewährte Tugend gibt volles Vertrauen und leistet Bürgschaft, daß ihr Werk beständig seyn werde; und dazu kommt noch, daß Charaktere, die jeder innern Collision enthoben wären, völlig undramatisch seyn würden. Daher bringen beide Dichter ihre Heldinnen in einen innern Conflict, aus welchem diese siegreich hervorgehen: Johanna kämpft ihre Liebe zu Lionel nieder und steht am Ende als zweifache Heldin da, als Ueberwinderin der Feinde und des eigenen Herzens; Iphigeniens edle Natur stößt den unreinen Tropfen der Verstellung, des Trugs, der Unwahrhaftigkeit, der in sie eindringen will, gewaltsam aus, und führt eben dadurch die schönste Lösung des Knotens der Handlung herbei. Wir hätten demnach wohl, um die ideale Aufgabe des Dichters zu bezeichnen, den obigen Ausspruch Kieser's dahin zu erweitern, daß wir sagen: Es wird hier die sittliche Kraft des reinen weiblichen Gemüthes nicht bloß in ihrem verklärenden, versöhnenden und sühnenden Einfluß auf die Umgebung, sondern auch in ihrem siegreichen Kampfe gegen Dasjenige dargestellt, was die Lauterkeit dieses Gemüthes trüben will.

Als eigentliche Handlung, die dem Stücke zu Grunde liegt, erscheint auf den ersten Blick Iphigeniens Heimführung aus dem Barbarenlande, wo sie gezwungen weilt. Wie schon der Eingangs-Monolog diese Heimkehr als das Ziel ihrer Wünsche andeutet, so strebt weiterhin das Drama Schritt vor Schritt

nach der Verwirklichung derselben. Es läßt sich aber schwerlich rechtfertigen, wenn man wie Schiller in einem Briefe an Goethe vom 22. Januar 1802 thut, dieses äußere Gewebe der Handlung mit jener ideellen Grundlage des Stückes auf Eine Reihe stellt und von zwei Actionen redet. „Ferner gebe ich Ihnen zu bedenken," heißt es in jenem Briefe, „ob es nicht rathsam seyn möchte, zur Belebung des dramatischen Interesse sich des Thoas und seiner Taurier, die sich zwei Acte durch nicht rühren, etwas früher zu erinnern, und beide Actionen, davon die eine zu lange ruht, in gleichem Feuer zu erhalten." Nein, das ganze Drama ruht nur auf Einer Handlung, der Befreiung Iphigeniens aus dem Lande der Taurier, und was Schiller als eine zweite, mehr innerliche Action betrachtet, die Wiedererkennung der Geschwister, die Sühnung des Orestes, der innere Kampf in Iphigeniens Brust, das ist alles in den Dienst jener Handlung gestellt und auf's Innigste mit ihr verknüpft. Und eben durch diese Verknüpfung gewinnt die Handlung, die an und für sich noch kein ganz würdiges Thema einer Tragödie bilden würde, ihre volle Bedeutsamkeit. Die Rückführung einer edlen Königstochter aus einem Lande menschenopfernder Barbaren, in welches sie durch geheimnißvolle Götterfügung verschlagen worden, wo sie durch zarte Bande der Dankbarkeit und achtungsvoller Zuneigung festgehalten wird, nach ihrem durch den zwiefachen Reiz einer schönen Natur und einer edel-menschlichen Bildung geschmückten Vaterlande — ein solches Thema ist freilich nicht arm an poetischen Motiven; aber wie viel bedeutsamer wird diese Heimkehr, wenn sich an sie die Entsühnung eines von altem Götterfluch bela-

steten glänzenden Königshauses knüpft, wenn die Rückkehrende den Frieden, den Segen, den Glanz der alten Herrschermacht unter das Dach ihrer Väter zurückführt!

Allein hier zeigt sich eine große Schwierigkeit in der Aufgabe, die sich der Dichter gestellt hatte. Der Friede, das Heil, welches Iphigeniens Heimkehr dem Vaterhause bringt, liegt außerhalb der Grenzen des Stückes in einer nähern oder entferntern Zukunft, und konnte also nicht unmittelbar zur Anschauung gebracht werden. Und doch mußte der Zuschauer von diesen Wirkungen ihrer Heimkehr volle Gewißheit haben, um an der Handlung ein tieferes Interesse nehmen zu können. Wie viel leichter war in dieser Beziehung Schiller's Aufgabe in seiner Jungfrau von Orleans! Er konnte Johanna vor unseren Augen ihre Mission erfüllen lassen. Bei ihrem Hinscheiden ist England's Macht gebrochen, und auf des Dauphins Haupt die Krone seiner Väter gesetzt. Auch in der Iphigenie in Tauris des Euripides, dem Vorbilde und der Hauptquelle Goethe's, stellt sich die Sache anders, als in unserer Dichtung. Dort war nicht sowohl die Heimkehr Iphigeniens, als die Entführung des Bildes der Artemis das Endziel der Handlung, und an diese Entführung als Bedingung hatte ein Orakelspruch die Versöhnung des Götterzornes geknüpft. Sobald die Bedingung erfüllt war, zweifelte der gläubige Athener nicht mehr an der Vollendung der göttlichen Verheißung. Unser Dichter durfte bei seinem Publicum nicht denselben gläubigen Sinn unterstellen und mußte daher in ihm auf andere Weise die Gewißheit erzeugen, daß Iphigenie „die Weihe des väterlichen Hauses vollbringen werde.“ Er glaubte mit Recht, diese

Ueberzeugung am besten dadurch hervorzurufen, daß er seine Iphigenie schon innerhalb der Grenzen des Stückes nach allen Seiten hin ihren reinigenden, sühnenden, beschwichtigenden und veredelnden Einfluß üben ließ. Daher ist ihre Wirkung auf Thoas und seine Taurier so stark hervorgehoben, daher wird die Heilung des Orest schon innerhalb des Drama's vollzogen, früher sogar, als es der Gott verheißen hatte;*) daher mußte überhaupt die Entwickelung der inneren Vorgänge, die Darstellung des Sittlichen einen so breiten Raum einnehmen gegen die äußere Handlung; „Seele" mußte, wie Schiller sagt, den Charakter, den Vorzug des Stückes bilden.

Ich vermuthe, daß Goethe gerade durch das Gefühl der eben bezeichneten Schwierigkeit auf den Gedanken gerieth, den Gegenstand noch in einem andern Drama, der Iphigenie in Delphi, weiter fortzuführen. Auch Zelter scheint mir jene Schwierigkeit empfunden zu haben, wenn er sich gleich darüber nicht klar geworden. „Noch einmal auf Deine Iphigenie zu kommen," schrieb er den 11. Februar 1817 an Goethe, „so habe ich Dir schon längst sagen wollen, wie ausnehmend wohl mir der Schluß gefällt, den Du in der italienischen Reise angibst (er meint eben die Iphigenie in Delphi), ja er ist weit schlagender, als jener im gedruckten Stücke (insofern sich darin die Entführung des Atridenhauses anschaulicher hätte darstellen lassen); doch eben deßwegen hätte auch das ganze Stück anders werden können. Wie es nun hier ist, scheint

*) S. die Schlußscene: „Bringst du die Schwester . . nach Griechenland, so löset sich der Fluch."

mir das Gedruckte das Ruhigste, Natürlichste: Der Fluch ist gelös't und seine Wirkung versiegt, da die Schwester wiedergefunden ist, eben als noch das Entsetzlichste zur Fortsetzung desselben geschehen sollte. Die Entdeckung, daß unter der Schwester Niemand anders gemeint seyn könne, als Iphigenie, ist höchst glücklich; Doch will mich das Gefühl einer Entschuldigung nicht verlassen, daß nur der Handel geschlossen werde. Zu meiner Beruhigung denke ich mir dabei, daß wohl Iphigenie eine ähnliche Weissagung der Diana gehabt habe, wie Orest des Apollo: daß sie nämlich ihr ganzes Haus durch die Wiederfindung des Bruders entsündigen werde. Weiß ich doch selber nicht recht, was ich da herschreibe. Vielleicht weißt Du es und verzeihst mir, wenn ich irre." Goethe's Antwort konnte nicht sehr zur Aufhellung dieser Gedanken gereichen; er war aber auch der Meinung, daß „eine cyklische Behandlnng," in die wir Neueren uns nur leider nicht recht zu finden wüßten, mancherlei Vortheile biete; und darunter hatte er ohne Zweifel auch den im Sinne, daß sich das segensreiche Wirken Iphigeniens nach ihrer Heimkehr in einer Folge von Dramen unmittelbar hätte darstellen lassen.

Andrerseits hat aber die Beschränkung auf Ein Stück, wie schon oben angedeutet wurde, den Vortheil gehabt, daß ein so „seelenvolles Product" entstand, daß das innerste, leiseste Spiel der Gemüthskräfte, das geheimnißvolle Einwirken eines Gemüthes auf ein anderes, hier bis zu einem Grade von Anschaulichkeit und mit so unendlich feiner Kunst dargestellt wurde, wie vielleicht in keinem andern dramatischen

Werke. Vor Allem gebührt dieses Lob dem dritten Aufzuge, der die Sühnung und Heilung des Orest behandelt. Nicht durch ein Wunder erfolgt die Befreiung des Muttermörders vom Furien-Wahnsinn, nicht durch ein übernatürliches Eingreifen einer göttlichen Macht, sondern Alles entwickelt sich, Schritt vor Schritt, nach den ewigen Gesetzen des menschlichen Gemüthes. Nur von einem Mitgliede des Hauses, an dem sich Orest durch Blutschuld versündigt hatte, konnte die Entsündigung, die Vergebung ausgehen; aber nicht von Elektra, die sich an des Bruders Frevel betheiligte, sondern nur von Iphigenie, weil in ihr, wie Hiecke treffend bemerkt, die Heiligkeit der Familie, die Orest verletzt hatte, durch keinen von ihr selbst verübten Frevel verdunkelt war. Dazu kommt noch, daß eine von ihr ausgehende Vergebung ein doppeltes Gewicht haben mußte, weil ihr Geschick als wirksames Glied in die Reihe der Gräuel in Agamemnon's Hause verschlungen war. Klytämnestra war von ihres Sohnes Hand gefallen, weil sie an dem Gatten Blutrache wegen Iphigenien genommen. Ein verzeihendes Wort aus Iphigeniens Munde, welcher nach alterthümlicher Vorstellungsweise das Recht der fortgesetzten Blutrache zustand, mußte daher eine verstärkte Kraft haben. Dunkel, aber darum nicht weniger mächtig, sprach aus ihren Zügen, ihrer Stimme eine ferne Erinnerung an die Mutter:

> Wer bist Du, deren Stimme mir entsetzlich
> Das Innerste in seinen Tiefen wendet?

Wenn nun eben diese Stimme ihm Liebe, Versöhnung zurief, mußte ihn da nicht die Ahnung von der Möglichkeit einer Sühnung durchzucken?

Auch das ist ein bedeutendes Moment, daß er durch den geheimen Zauber, den sie auf ihn übt, zu einem vollen Bekenntniß seines Verbrechens geführt wird. Denn es liegt ein tiefer Sinn in jener Lehre, daß die Beichte der Lossprechung vorangehen müsse. Das Außersichhinstellen der bösen That, die bisher wie ein Alp auf dem Gemüthe gelastet hat, ist die erste Bedingung, um die dumpfe, sinnverwirrende Seelenqual in eine, wenn gleich anfangs doppelt schmerzliche, doch wohlthuende Reue zu verwandeln, welche durch Bußfertigkeit das Herz reinigt und neuem Lebensmuthe öffnet. Bei Elektra konnte er keine Erleichterung suchen; der Gedanke allein schon, daß sie es war, die seine Rache geschürt, mußte ihn von ihr entfernen. Pylades suchte in seiner klugen Verständigkeit, die häufig die tieferen Seelenforderungen verkennt, jede Erinnerung an die Schreckensthat bei Orest abzuschneiden. Als dieser (Act II, Sc. 1) davon zu reden beginnen will, unterbricht er ihn mit den Worten:

O laß von jener Stunde
Sich Höllengeister nächtlich unterhalten!
Uns gebe die Erinnrung schöner Zeit
Zu frischem Heldenlaufe neue Kraft.

So können wir uns denn füglich denken, daß er jetzt zum ersten Male das Bekenntniß seiner vollen Schuld in eine andere Brust, und dazu in eine reine, tiefsittliche, aber auch liebevolle und erbarmungsreiche niederlegt.

Unübertrefflich ist dann weiterhin der Schmerz der Reue, der innern Buße des Orest durch eine Reihe von Stufen hin-

durch geschildert bis zu dem Gipfelpunct, der Akme, die in Erschöpfung und einen kurzen Schlummer umschlägt. Wie er aus diesem erwacht, zeigen sich die ersten Symptome der Genesung. Jetzt bewährt sich, daß der Ruf der Liebe, der aus Iphigeniens Herzen in die Nacht seines Wahnsinns erklang, nicht wirkungslos verhallt ist. Auf die kurze Betäubung folgt zuerst ein traumähnliches Wachen, worin die Phantasie zwar noch jene Todesgedanken festhält, die ihn früher erfüllten, aber damit sanfte Bilder von Sühnung und Vergebung verbindet. Orest sieht die Ahnherren Thyest und Atreus, von den geopferten Knaben umschlüpft, in freundlichen Gesprächen wandeln; Klytämnestra reicht ihrem Gatten vertraut die Hand; so darf auch er Verzeihung von der Mutter hoffen. Allein warum erscheint unter den Versöhnten der Urahnherr Tantalus einzig als Verdammter? Jahn antwortet: weil er nicht, wie jene, gegen Menschen gefehlt, sondern sich an den Göttern selbst vergangen hat. Dieser Figur bedient sich aber der Dichter, wie Kieser feinsinnig erörtert hat, um den Orest aus dem Reiche imaginärer Gebilde in die Wirklichkeit zurückzuführen. Die vorhergehenden Gestalten rief die productive Einbildungskraft, ein rein schöpferisches Vermögen hervor, bei dieser Vorstellung, einer aus der Sage gegriffenen Erinnerung, ist die reproductive Einbildungskraft thätig; und damit ist Orest der Wirklichkeit einen Schritt näher gerückt. Jetzt treten Iphigenie und Pylades auf; Orest erkennt sie, glaubt sich aber mit ihnen noch in der Unterwelt. Diese letzte Selbsttäuschung verscheucht nun theils das Gebet Iphigeniens zur Diana, theils, und zwar vorzugsweise, das Zureden des

Pylades. Nachdem die Schwesterliebe den Aufruhr des Gemüths gestillt, woraus die Wolken aufgestiegen, die den Verstand des Orest verdunkelten, vollendet Pylades' Zuruf die Heilung und Sammlung seines noch in Traumregionen umherschweifenden Geistes, indem er ihm feste Haltpuncte in der Wirklichkeit bietet:

Erkennst du uns und diesen heil'gen Hain u. s. w.

Er sucht die krankhafte Thätigkeit des innern Sinnes dadurch zu paralysiren, daß er die wichtigsten äußeren Sinne, Gesicht, Gefühl und Gehör („Erkennst du ... Fühlst du ... Merk auf mein Wort!") kräftig anregt; und zuletzt zieht er noch den Selbsterhaltungstrieb in's Spiel („Jeder Augenblick ist theuer u. s. w."). — So hat Goethe hier das Meisterbild einer Seelencur ausgeführt, welches im Ganzen, wie in mehreren Einzelheiten an Lila*) erinnert, aber durch tieferes Eindringen in das innerste Weben der Gemüthswelt und durch Zartheit, Adel und Schwung der Darstellung, jenes psychologische Gemälde weit hinter sich zurückläßt.

Ungern versagen wir es uns, die Kunst des Dichters in Entfaltung von Seelenzuständen auch durch andere Partieen des Stückes zu verfolgen; namentlich ist der innere Widerstreit, in den Iphigenie zwischen der Liebe zum Bruder und der Pflicht gegen Thoas geräth, und die Lösung dieses Conflicts unnachahmlich schön geschildert. So müssen wir auch darauf verzichten, die Führung des mehr äußerlichen Fadens

*) S. Th. II, S. 346 ff.

der Handlung vollständig darzulegen; doch scheint es Pflicht, den Dichter gegen einige Ausstellungen, die in dieser, wie in anderen Beziehungen gemacht worden sind, in Schutz zu nehmen.

Zuvörderst wirft Schiller dem Stücke „einen zu ruhigen Gang, einen zu großen Aufenthalt" vor; es schlage offenbar in das epische Feld hinüber.*) Ohne Zweifel hat er hiebei vorzugsweise an die langen Expositions-Partieen und einige Stellen von lyrischem Charakter gedacht. Die letzteren dürfen in einer Dichtung nicht befremden, in welcher, wie Schiller sagt, „das Sittliche, das im Herzen vorgeht, gleichsam zur Handlung gemacht ist", und sind gerechtfertigt, wenn die Gattung der dramatischen Seelengemälde, wozu Iphigenie gehört, eine berechtigte ist. Diese Berechtigung läßt sich aber nicht wohl bezweifeln, vorausgesetzt daß die inneren Vorgänge des Seelenlebens wahrhaft veranschaulicht und in lebendiger Entfaltung, in dramatischem Fortschritt dargestellt werden. Beides darf man von Goethe's Iphigenie behaupten; und der Erfolg, den dieses Drama nun schon so oft auf der Bühne errungen hat, beweis't, daß auch die feineren und tieferen Processe der Gemüthswelt unter der Hand des genialen Meisters einer dramatischen Veranschaulichung fähig sind. Die Expositions-Scenen trifft aber noch weniger jener Vorwurf allzugroßer Retardation; denn weit entfernt, die Handlung zu belasten und zu verzögern, greift vielmehr die Exposition in unserm

---

*) Brief vom 26. December 1797.

Drama, wie im zweiten Act des Clavigo, als ein höchst wirksames Glied in das Räderwerk des Ganzen ein. In der dritten Scene des ersten Actes theilt sich uns das Interesse des Thoas für die ferneren Vorereignisse, in der zweiten Scene des zweiten Actes und der ersten Scene des dritten die Aufregung der Iphigenie über die Vorgänge seit ihrer Entführung von Aulis mit und läßt unsre Theilnahme keinen Augenblick erkalten. Die von Gottfried Hermann angegriffene Eingangsscene des zweiten Aufzuges, das lange Gespräch zwischen Orest und Pylades („haec scena non multum promovet") hat Kieser trefflich gerechtfertigt. Dieser Dialog enthält den ersten Versuch, Orest aus seiner tief gewurzelten Schwermuth, aus den Irrgängen des grübelnden Verstandes zu heiterer Lebensauffassung und Geistesfreiheit zurückzuführen. Das Mißlingen des Versuchs stellt die Schwierigkeit der Aufgabe in's Licht und läßt uns ahnen, daß es einer mehr innerlichen, tiefer ergreifenden, aus reinem Gemüth wirkenden Macht bedarf, um die Heilung zu vollbringen.

Schiller vermißte ferner beim Orest die wirkliche Erscheinung der Eumeniden. „Ohne Furien" sagte er, „ist kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne fällt, da sie bloß im Gemüth ist, so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual ohne Gegenstand." Auch dieser Vorwurf geht aus der Verkennung der Gattung hervor, welcher das Stück angehört. Goethe hat die inneren Qualen, welche den Muttermörder verzehren, so lebendig und ergreifend dargestellt, daß wir wahrlich die Personificationen derselben auf dem Theater entbehren können. Dazu kommt, daß uns

diese Gestalten, sichtbar vorgeführt, unwahr und als ein hohler Bombast erscheinen würden. „Ein Hellenischer Dichter,“ sagt Jahn mit Recht, „durfte die Erinnyen den Blicken seiner Zuschauer zeigen, in deren Glauben sie als wirkliche Wesen lebten, die sie in ihren Heiligthümern verehrten, deren uralte, heilige Bilder sie anbeteten. Für uns haben sie keine Realität mehr; nur im Innern des Menschen erkennen wir diese furchtbare Zwietracht, diesen stets neu gährenden Streit, und von diesem sehen wir den Orest auf's Heftigste ergriffen und unter ihm erliegen.“ Wie die Heilung bei Goethe eine innerliche ist, so mußte auch das Uebel mehr als ein innerliches behandelt werden, und an die Stelle wirklicher Grauengestalten mußten finstere Visionen treten.

Eben so unbegründet scheint mir Hermann's Einwurf gegen das Vorgeben des Pylades, daß er und Orest Kretenser seyen; er tadelt es, daß Pylades die Wahrheit verschweige und doch etwas derselben ganz Aehnliches erdichte. Vergegenwärtigen wir uns den Charakter des Pylades, so erscheint dieses vorsichtige Verhüllen der Wahrheit, dieses Temporisiren für alle Fälle ganz angemessen dem Manne, der sich den Ulysses zum Vorbild genommen.*) Eine Blutschuld des Orest konnte er nicht umhin zu gestehen; denn er mußte bei dem Freunde jeden Augenblick eines Furienanfalls gewärtig seyn; um aber das Grauenvolle der That zu mildern, verwandelte er den

---

*) Auch Ulysses pflegte sich für einen Kreter auszugeben, s. Odyss. XIII, 256. XIV, 199. 382. XIX, 172.

Muttermord in einen Brudermord. Uebrigens leuchtet von selbst ein, wie glücklich Goethe durch dieses Motiv die nachherige ergreifende Erkennungsscene vorbereitete und das bei Euripides vorgefundene unpoetische Motiv der Briefbestellung wegschaffte. Endlich nehme ich auch nicht mit Hermann Anstoß an dem lakonischen Abschiedsworte des Thoas. Vielmehr däucht es mir gerade in seiner Einfachheit und Kürze schön und ergreifend. Ich zweifle wenigstens sehr, daß es Jemanden gelingen möchte, irgend Etwas von größerer oder auch nur gleicher Wirkung an die Stelle desselben zu setzen. In der ersten Scene des Stückes hat uns schon Arkas belehrt: „Der Scythe setzt in's Reden keinen Vorzug, am wenigsten der König;" das ganze Stück hat uns mit dem Charakter des Königs, dem edlen Kerne, der sich unter rauher Schale birgt, hat uns mit seiner tiefgewurzelten Liebe zu Iphigenien bekannt gemacht; wer sollte es nun nicht fühlen, was in dem Einen kurzen Worte Alles liegt? Mit einem Mißklange würde das Stück geschlossen haben, wenn der Dichter es bei dem unwilligen Worte des Thoas: „So geht!" geendigt hätte; wir empfinden aber, daß die folgende Rede der Iphigenie jene Dissonanz ausgleicht und wie ein milder Balsam in das Herz des Königs fließt. Auf die Kunst des Schauspielers, der den Thoas darstellt, hat freilich der Dichter mitgerechnet; und daß der König den Scheidenden bei dem knappen Trennungsworte die Rechte als Pfand der Freundschaft reicht, hat er ohne Zweifel nur darum nicht hinzugesetzt, weil er glaubte, daß die Phantasie des Lesers dieses selbst suppliren werde.

Auf die vielfach angeregte Frage, ob das Stück antiker

Art sey, läßt sich die Antwort nicht einfach mit Ja oder Nein geben. Unleugbar fühlen wir uns dadurch im Ganzen und im Einzelnen an die griechische Tragödie gemahnt; und der Grund hiervon liegt nicht etwa bloß im Stoffe, in der Anlehnung an griechische Sagen, Sitten und Gebräuche und in mehrfachen Reminiscenzen an die Iphigenie in Tauris des Euripides, sondern, wie Jahn schön erörtert hat, vorzugsweise darin, daß Goethe das Wesen des Hellenischen Geistes, das, was der Kunst dieses Volkes ihren eigenthümlichen Charakter gab, erkannt oder vielmehr in seiner Natur gefunden hat. Es ist dieß das Maß, das Maß in den sittlichen Motiven, das Maß in der Composition des Dramas, das Maß in Form und Sprache, wodurch die Iphigenie diese vollendete Klarheit und Ruhe, diese in sich geschlossene Sicherheit erlangt hat, welche sie den größten Meisterwerken des Alterthums an die Seite stellen. Im Uebrigen aber ist die Dichtung ganz und gar von modernen, und man darf sagen christlichen Elementen durchdrungen. Schon daß die tragischen Conflicte und ihre Lösung ganz in's Innere der Menschenbrust verlegt sind, ist modern; und der Grundgedanke, welcher der Heilung des Orest zu Grunde liegt: daß die Frevel eines Geschlechtes nur durch die liebende Erbarmung eines ganz rein gebliebenen Mitgliedes desselben gesühnt werden, konnte vollends nur auf dem Boden des Christenthums entsprießen. Es sind keine Hellenen und Barbaren in ihrer nationalen Beschränktheit, die uns hier entgegentreten; es sind zu reinerer Menschheit hinaufgeläuterte Griechen und Scythen. Orestes hat gewissermaßen ein romantisches Gepräge, „dieser an seinen Fittigen gelähmte junge

Adler, mit seinem Heldenblick in eine von zuckenden Blitzen unterbrochene Nacht starrend," diese dunkle Blume, um die Pylades gleich einem leichten bunten Schmetterlinge gaukelt. Besonders die sentimentale Schwärmerei, womit er an der Vergangenheit hängt, entfernt sich ganz von dem Charakter der antiken Poesie. Wie durchaus modern ist z. B. die Stelle:

Wenn dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag,
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

So viel genüge über die Iphigenie, dieses mild leuchtende, ewige Gestirn am Himmel unserer Poesie. Gewaltsam müssen wir uns von der Betrachtung desselben losreißen, um den Dichter auf seinem weitern Lebensgange zu begleiten.

Zweites Capitel.

Erster Aufenthalt in Neapel. Ausflüge auf den Vesuv, nach Pompeji u. s. w. Hackert. Hamilton. Filangieri. Das Prinzeßchen. Kniep. Reise nach Sicilien. Aufenthalt in Palermo. Excursionen. Cagliostro's Familie. Reise durch Sicilien über Girgenti, Catania, Messina. Goethe in Seegefahr. Entwurf der Nausikaa. Das Geheimniß der Pflanzen-Organisation entdeckt.

Nach viertägiger genußreicher Fahrt über Velletri, Fondi und St. Agata kam Goethe am 25. Februar 1787 zu Neapel an. Hier begann nun für ihn wieder ein neues Leben. Hatte er in Rom sich beinahe ganz der Kunst und der Vergangenheit gewidmet, so gab er sich hier der frischen Gegenwart und Wirklichkeit hin; und da er diese voll und kräftig auf sich einwirken ließ, so ward auch er von der trunkenen Selbstvergessenheit ergriffen, worin die Menschen in diesem Paradiese leben, und sein bisheriger angespannter Fleiß und Aneignungseifer wich einem behaglichen Schauen und Aufnehmen. „Wenn man in Rom gern studiren mag," schrieb er an die Freunde in der Heimath, „so will man hier nur leben; für mich ist es eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen."

Nachdem er einen Tag sich ruhig zu Hause gehalten hatte, um eine kleine Unpäßlichkeit abzuwarten, schwelgte er den 27. Februar in der Anschauung der herrlichsten Gegenstände. „Man sage, erzähle, male was man will," schrieb er spät

Abends, „hier ist mehr als Alles! Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Castelle, die Lusträume! Wir sind auch noch Abends in die Grotte des Posilippo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinschien. Ich verzieh es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen, und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöschlichen Eindruck besonders von den Gegenständen, die ich heute zum ersten Male sah, erhalten hatte. Ich bin nun nach meiner Art ganz stille, und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen." Und wie die Tage, so waren auch die Vollmondnächte entzückend, die er mit seinem Freunde Tischbein auf den Plätzen, durch die Straßen, auf der Chiaga, am Meeresufer hin und und her wandelnd genoß. „Es übernimmt dann Einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raumes," heißt es in seinen Briefen; „so zu träumen ist denn doch der Mühe werth!"

Da der Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern sollte, so beeilte er sich, die entfernteren Puncte kennen zu lernen; das Nähere, hoffte er, werde sich schon dazwischen geben. So machte er denn in den nächsten Tagen in Gesellschaft des Fürsten von Waldeck, mit dem er schon zu Rom in Verbindung gekommen war, eine höchst vergnügliche Fahrt nach Puzzuoli. Den Vesuv bestieg er dreimal; beim zweiten Besuche wandelte ihn jene Lust am Gefährlichen an, die wir unter Anderm auch in der Campagne in Frankreich und bei der Belagerung von Mainz werden hervortreten sehen: mit einem kühnen Führer wagte er sich in der Zwischenzeit von zwei Eruptionen den Kegelberg hinauf bis an den Rand des

Schlundes, in der Hoffnung, vor dem nächsten Ausbruche den Rückweg zu gewinnen. Indem sie an dem dampfenden Abgrunde standen und durch den verhüllenden Qualm etwas vom Innern des Höllenrachens zu erspähen suchten, erscholl auf einmal der Donner, die furchtbare Ladung flog an den unwillkürlich sich Duckenden vorbei, und froh, dem Verderben entgangen zu seyn, eilten sie zu dem am Fuße des Kegels harrenden Tischbein zurück, wo sie, die Hüte und Schultern genugsam eingeäschert, anlangten. Zu dem dritten Besuch des Feuerberges reizte ihn die Kunde von einer eben ausbrechenden Lava. Auch dieß Mal wagte er sich, aus Begierde das Hervordringen derselben aus dem Berge zu sehen, so weit vor, bis der immer glühender werdende Boden und der erstickende Qualm unwiderstehlich zur Rückkehr nöthigten. Pompeji setzte ihn durch seine Enge und Kleinheit in Verwunderung: schmale Straßen, kleine Häuser, selbst öffentliche Werke mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude; aber die Zimmer, Gänge, Gallerieen auf's Heiterste gemalt. Nachdem er das Museum gesehen, welches die ausgegrabenen Sachen enthält, erschienen ihm die Häuser und Zimmer noch enger, wenn er sie von so viel Gegenständen vollgedrängt dachte; dagegen dehnten sie sich in seiner Vorstellung aus, wenn er alle diese Hausgeräthe näher betrachtete, die nicht bloß für das Bedürfniß berechnet, sondern, durch bildende Kunst höchst geistreich und anmuthig verziert, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht thun könnte. In Herculanum besah er das Theater bei Fackelschein und ließ sich ausführlich erzählen, was dort Alles gefunden und hinaufgeschafft worden. Andere

Ausflüge wurden nach Pästum, Caserta und von dort aus nach den Ruinen des alten Capua unternommen.

Bei der Betrachtung der Kunstschätze von Neapel war ihm Tischbein fortwährend als wohlbewanderter Ausleger zur Hand. Hier an Ort und Stelle lernte er auch den Charakter der Neapolitanischen Malerschule begreifen. Er fand die ganze Vorderseite einer Kirche von Unten bis Oben gemalt, in einer andern Kirche den Raum über dem Eingange mit einem großen und reichen Frescogemälde geziert und sah nun wohl ein, wie Luca Giordano sich sputen mußte, um solche Flächen auszufüllen. Das Theater wollte ihm gar keine Freude mehr machen. „Mir ist es ein großer Guckkasten," schrieb er; „es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben." Die herrliche Natur, die ihn umringte, die bunte bewegte Menschenwelt, die Schätze der bildenden Kunst, die Alterthümer, die der aufgeschlossene Schooß der Erde zeigte, hatten seinen Sinn zu sehr ausgeweitet, sein Gemüth zu sehr erfüllt, als daß er an dem Schattenspiel des Lebens auf den Brettern noch hätte Geschmack finden können. Besonders zog ihn das Meer in seinen wechselnden Zuständen an. In den stürmischen Tagen zu Anfang des März studirte er vom Ufer aus die Wellen „in ihrer würdigen Art und Gestalt." „Die Natur," schrieb er bei dieser Gelegenheit, „ist doch das einzige Buch das auf allen Blättern großen Gehalt bietet!" Auch von dem Schiffswesen gewann er neue Eindrücke. Ging die Fregatte nach Palermo ab, so blickte er mit unendlicher Sehnsucht den vollen Segeln nach, wie das Schiff zwischen Capri und Cap Minerva durchfuhr und zuletzt verschwand. „Wenn man

Jemand Geliebtes so fortfahren sähe," meinte er, „so müßte man vor Sehnsucht sterben!"

Die reiche Vegetation unter diesem glücklichen Himmel belebte auch seine botanischen Speculationen. Am 13. März meldete er den guten Fortgang seiner Aufklärungen in diesem Gebiete. „Es ist immer dasselbe Princip," schrieb er, „aber es gehörte ein Leben dazu, um es durchzuführen." Und in einem Briefe vom 25. März heißt es: „Während ich am Meer spazierte und still und vergnüglich war, kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herder'n bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin, nur fürchte ich, daß Niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famose Lehre von den Kotyledonen ist so sublimirt, daß man schwerlich wird weiter gehen können."

Aber Natur, Kunst und Alterthum wollten ihm hier nicht genügen; die lebensfrohe Parthenope machte auch an ihm ihre Rechte geltend, und so schloß er sich denn jetzt mehr an die Menschen an, die er in Rom so sorgfältig gemieden hatte. Duldsamer und mäßiger in seinen Ansprüchen geworden, nahm er sich vor, sie fortan „nur mit dem Krämergewicht, nicht mit der Goldwage zu wiegen." Außer dem Fürsten von Waldeck, und der interessanten Gesellschaft, die sich zu ihm hielt, lernte er in den ersten Tagen den berühmten Landschaftsmaler Philipp Hackert kennen und schloß mit ihm eine folgenreiche Bekanntschaft. Hackert nahm an Goethe's Bemühungen im Zeichnen lebhaften Antheil. „Sie haben Anlage," sagte er zu ihm; „aber Sie können Nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie etwas hervor-

bringen, was Ihnen und Andern Freude macht." Ein so aufrichtiges Urtheil mochte Goethe bis dahin noch nicht gehört haben. „Ist das nicht ein Text," fragte er seine Freunde, „über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten sollte?" Einen Genuß von wunderlicher Art bereitete ihm der englische Gesandte, der alte Ritter Hamilton. Nach langer Kunstliebhaberei, nach langem Naturstudium hatte dieser den Gipfel aller Natur= und Kunstfreude in einem schönen Mädchen, einer Engländerin von etwa zwanzig Jahren, gefunden. In griechischem Gewande, mit aufgelöstem Haare, wußte sie vermittelst einiger Shawls eine wunderbare Abwechslung von Stellungen, Geberden und Mienen hervorzurufen, und die schönsten Antiken zu vergegenwärtigen. „Man schaut," schrieb Goethe, „was so viele Künstler gern geleistet hätten, hier ganz fertig, in Bewegung und überraschendem Wechsel. Stehend, kniend, sitzend, liegend, ernst, traurig, neckisch, ausschweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängstlich u. s. w. Eins folgt auf das Andere und aus dem Andern. Sie weiß zu Jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln, und macht sich hundert Arten von Kopfputz mit denselben Tüchern." Goethe genoß das Schauspiel ein paar Abende, und Tischbein malte die Schöne und benutzte ihr Portrait zum Bilde der Iphigenie in einem Gemälde, welches den Orest darstellt, wie er von seiner Schwester erkannt wird.*)

*) S. Briefe an Merck (herausgeg. von Wagner) S. 507 f., wo Tischbein über Hamilton und seine Schöne berichtet. Vgl. noch Wieland's Merkur 1788, I. 266 und die Briefe an und von

Einen Mann von sehr achtungswürdigem Charakter lernte Goethe in Neapel an dem Ritter Filangieri kennen, der sich durch sein Werk über die Gesetzgebung einen Namen gemacht. Sein Gespräch war immer bedeutend; er unterhielt sich mit Goethe über Montesquieu, Beccaria, auch über seine eigenen Schriften, und machte ihn mit einem ältern italienischen Schriftsteller über Gesetzgebung, Joh. Bapt. Vico, bekannt. Eine löbliche Freiheitsliebe und eine begeisterte jugendliche Lust, das Glück der Menschen zu fördern, war die Seele seines Redens und Handelns. Goethe fühlte sich durch ihn an Georg Schlosser erinnert, nur daß Filangieri, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und bequemer im Umgange war. Einen wunderlichen Gegensatz zu ihm bildete seine Schwester, eine Prinzessin, in ihrem Reden und Benehmen vor der Welt eine Philine aus höherem Stande. Sie hatte sich um so leichter bereden lassen, einen alten und reichen Fürsten zu heirathen, als die Natur sie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Wesen gebildet hatte. Bei einem, wie der Ruf ging, ganz untadeligen Wandel schien sie sich vorgesetzt zu haben, durch ein unbändiges Reden allen Verhältnissen in's Gesicht zu schlagen und Nichts vorzubringen, als was Religion, Staat und Sitten verletze. Goethe hatte als nächster Tischnachbar bei einem glänzenden Diner, wozu sie ihn geladen, Gelegenheit, ihre lästerliche Zunge kennen zu lernen. Indem sie ihn durch besondere Aufmerksamkeit auszeichnete,

Merck, S. 271: „Außer unzähligen Andern bezauberte und beglückte die Schöne als eine neue Armida auch den Sieger von Abukir."

neckte und verhöhnte sie unaufhörlich einige gegenübersitzende Benedictiner und machte so gott- und sittenlose Scherze, daß Goethe nicht den Muth hatte, sie alle in den Briefen an seine Freunde mitzutheilen.

Um die Hälfte des März knüpfte Goethe noch ein bedeutendes persönliches Verhältniß an. Nachdem bis dahin ihm Tischbein als treuer Führer durch Natur- und Kunstgegenstände zur Seite gewesen war, ergab sich, daß die Kunstzwecke desselben, so wie die Geschäfte, die er, auf eine Anstellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben hatte, mit Goethe's Absichten und Wünschen nicht zu vereinigen seyen. Tischbein schlug ihm daher als beständigen Gesellschafter einen jungen Mann, den Landschaftsmaler Kniep, vor, der sich früher eine Zeit lang in Rom aufgehalten hatte, jetzt aber in Neapel, als dem wahren Elemente des Landschafters, lebte. In wenigen Tagen gewann Goethe von Kniep's Talent und Charakter eine so feste Ueberzeugung, daß er mit ihm verabredete, sie wollten von nun an zusammen leben und reisen, ohne daß Kniep weiter für etwas zu sorgen hätte, als zu zeichnen. Alle Contoure sollten Goethe's Eigenthum werden; damit aber auch daraus ein ferneres, einträgliches Wirken für Kniep entspränge, so sollte er später eine Anzahl auszuwählender Gegenstände bis auf eine gewisse Summe für Goethe ausführen.

Ohne Zweifel brachte diese Verbindung, von der er nach Hause schrieb, daß sie ihn ganz glücklich mache, seinen Entschluß, nach Sicilien zu reisen, zur völligen Reife. Er schwankte eine gute Weile, ob er dem lockenden Rufe der

Sirenen jenseits des Meeres folgen solle; endlich aber fand er, daß „für seine Sinnesart diese Reise heilsam, ja nothwendig sey." „Sicilien," schrieb er, „deutet mir nach Asien und Afrika; und auf dem wundersamen Puncte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen, ist keine Kleinigkeit."

Donnerstag den 29. März 1787, nach fünfwöchentlichem Aufenthalt in Neapel, fuhr Goethe mit Kniep, in Gesellschaft anständig munterer Operisten und Tänzer, auf einer schnellsegelnden, in Amerika gebauten Corvette nach Palermo ab. Erst mit Sonnenuntergang setzte sich das Schiff des Widerwindes wegen langsam in Bewegung. Bei Tagesanbruch fanden sie sich zwischen Ischia und Capri; die Sonne ging herrlich auf, Kniep zeichnete emsig die Umrisse und Ansichten der Küsten und Inseln. Gegen Abend verlor sich Ischia aus ihren Augen; einem prächtigen Sonnenuntergange folgte eine heitere, schöne Mondnacht; der Horizont war ringsum ein Wasserkreis, nirgendwo mehr Land zu sehen. Goethe hatte jedoch die wundervollen Ansichten nur Augenblicke genießen können, weil ihn die Seekrankheit bald überfiel. Er nahm daher in seiner Kammer, in horizontaler Lage ausgestreckt, die zwei ersten Acte des Tasso vor, die einzigen Papiere, die er über See mitgenommen, und ließ, von der äußern Welt abgeschlossen, die innere walten. Auch den nächsten Tag beschäftigte er sich, in seiner Lage verharrend, mit dem Stücke, und selbst in der Nacht auf den 1. April, als ein heftiger Sturm oben auf dem Verdeck Alles in Bewegung brachte, setzte er in Schlaf und Halbtraum seine dramatischen Plane fort. Erst am 2. April Morgens gegen

acht Uhr war das Schiff Palermo gegenüber. Goethe befand sich wieder wohl und betrachtete vom Verdeck die Küsten Sicilien's mit Aufmerksamkeit, während Kniep fleißig zeichnete. Um drei Uhr Nachmittags endlich gelang mit Noth und Anstrengung die Landung im Hafen zu Palermo. Goethe freute sich, nun auch eine Seefahrt unter dem Vorrath seiner Anschauungen zu haben. „Hat man sich nicht ringsum vom Meer umgeben gesehen," schrieb er, „so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältniß zur Welt."

Der Aufenthalt in Palermo dauerte stark zwei Wochen. Sein Erstes war hier, sich mit der Stadt näher bekannt zu machen. Eine herrliche Ansicht derselben und ihre Umgebung hatte er schon von dem Verdecke des Schiffes genossen. Die dunstige Karheit, die um die Küsten schwebte, die Reinheit der Contoure, die Schönheit der Formen, zumal des Monte Pellegrino, die Weichheit des ganzen Bildes, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde hatte ihn in Entzücken versetzt; er glaubte jetzt erst die Claude Lorrain zu verstehen. In dem Labyrinth der innern Stadttheile konnte er sich nur mit Hilfe eines Führers entwirren; zu seinem Erstaunen sah er selbst die Hauptstraßen mit Stroh- und Rohrschichten, mit Küchenabgang und allerlei Unrath überdeckt. Die Bauart fand er der von Neapel ähnlich, doch noch weiter vom guten Geschmack entfernt; nirgendwo zeigte sich, wie in Rom, ein wahrer Kunstgeist, der die Arbeit geregelt hatte. Dafür ward er aber in der nähern Umgebung der Stadt durch die herrliche Frühlingsvegetation: frischgrünende Maulbeerbäume, immergrünenden Oleander, Citronenhecken

u. s. w. und durch die milde, warme, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft überreich entschädigt. Besonders weilte er gern in einem öffentlichen Garten, dicht an der Rhede, der, obwohl regelmäßig angelegt, ihm doch wie der Wundergarten einer Fee erschien. Eine erhöhte Bank ließ ein vielfach verschlungenes Gewirre von Gewächsen, die zum Theil ihm ganz fremd waren, überschauen, und lenkte den Blick zuletzt auf große Bassins mit Gold- und Silberfischen. Ueber dem Ganzen war ein starker Duft gleichförmig ausgebreitet, worin die Gegenstände, die auch nur wenige Schritte hinter einander lagen, durch ein immer kräftigeres Blau sich entschieden von einander absetzten. Er glaubte keine Natur mehr, sondern nur Bilder zu sehen, wie sie der künstlichste Maler durch Lasiren aus einander gestuft hätte. Die schwärzlichen Meereswellen am fernen Horizont, das Anstreben der näheren an die Buchtkrümmungen, selbst der eigene Geruch des dünstenden Meeres, dieß alles rief ihm die Insel der seligen Phäaken, den Garten des Alkinoos in's Gedächtniß zurück. Er eilte, sich einen Homer zu kaufen und übersetzte den betreffenden Gesang seinem Freunde Kniep aus dem Stegreife. Ohne Zweifel legte dieser Garten die ersten Keime zur Tragödie Nausikaa in sein Inneres, deren wir später noch weiter zu gedenken haben.

In der weitern Umgebung Palermo's besuchte er das vom Flüßchen Orbito durchschlängelte fruchtreiche und liebliche Thal. Sein Führer, der ihm an dieser classischen Stelle von den Thaten Hannibal's erzählen wollte, wunderte sich sehr über den Fremden, als dieser ihm das Hervorrufen der kriegerischen Gespenster in der anmuthigen Frühlingsnatur etwas unsanft

verwies. Noch seltsamer aber däuchte ihm, daß Goethe an den seichten Flußstellen allerlei Steinchen auflas. Er ahnte nicht, wie dieser sich auf solche Weise von den Gesteinarten der Gegend möglichst schnell zu unterrichten, und also „auch durch Trümmer eine Vorstellung von jenen ewig classischen Höhen des Erdalterthums zu gewinnen" suchte. Ueberhaupt trat jetzt das geologische und mineralogische Interesse wieder lebhaft hervor; und in dieser Beziehung fand er durch den Grafen Borch viel vorgearbeitet, dessen Heft in Quart, ganz dem Steinreich Sicilien's gewidmet, ihn auf seinen Ausflügen begleitete. Durch ihn unterichtet, besuchte er auch einige Steinschleifer in Palermo, und bestellte eine Sammlung schöner Achate, die ihm nach Neapel nachgeschickt werden sollten.

Eine seiner anmuthigsten Excursionen aus Palermo war die nach der Kirche der heiligen Rosalie auf dem Monte Pellegrino. Nachdem er einen mit großen Kosten gebauten Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bogen ruht und im Zickzack zwischen Klippen emporführt, hinangestiegen war und die Thüre der von außen Nichts versprechenden Kirche geöffnet hatte, ward er auf das Wunderbarste überrascht. Er sah das Schiff derselben auf der rechten Seite von rauhen Felsen eingeschlossen, und eine Höhle, worin man die Gebeine der Heiligen entdeckt hatte, zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von ihrer natürlichen Gestalt Etwas genommen hätte. Tief hinten, im Dunkel der Höhle, stand der Hauptaltar in der Mitte. Von einem Geistlichen an einen Altar links in der Höhle, als ein besonderes Heiligthum, gewiesen, erblickte er durch ein Messinggitter, wie durch einen Flor, ein schönes

Bild der Heiligen, beim Scheine einiger stillen Lampen, Kopf und Hände von weißem Marmor gefällig gearbeitet, das Gewand aus vergoldetem Blech getrieben; sie lag wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geschlossen, den Kopf nachlässig auf die rechte Hand gelegt; das Ganze war so natürlich, daß ihm däuchte, sie müßte Athem holen und sich bewegen. Unterdessen begannen die Geistlichen des benachbarten Klosters die Vesper in dem Chor. Indem ihr Gesang auf seltsame Weise an der Höhlenwölbung verklang und das Felsenwasser durch angebrachte Rinnen in einen Behälter gleich neben dem Altar herabrieselte, überließ er sich ganz der reizenden Illusion der schönen Gestalt und des wunderbaren Locals, und konnte sich nur mit Mühe von dem Orte losreißen.

Einen ganz entgegengesetzten Eindruck brachte er von einem Ausfluge nach dem Schlosse des Prinzen Pallagonia zurück. Wie viel er auch von dem Unsinn gehört und gelesen hatte, womit dieser in der Ausstattung des Schlosses gegen alle Geschmacksregeln gefrevelt, so fand er doch Alles noch viel ärger und abscheulicher, als er es sich vorgestellt. Schon auf dem Schloßwege, der zwischen zwei hohen Mauern hinführte, ward er wie durch Spitzruthen des Wahnsinns durchgejagt. Von Strecke zu Strecke sah er auf der Mauer Gruppen der seltsamsten und abgeschmacktesten Figuren, völlig plan- und phantastelos zusammengewürfelt: Bettler, Spanier, Mohren, Türken, Buckelige, Zwerge, Pulcinelle, Götter, Pferde mit Menschenhänden, Menschenkörper mit Thierköpfen u. s. w. Aehnliche absurde Gebilde begegneten ihm im Schloßhofe, und im Schlosse selbst hatte das Fieber des Prinzen nicht minder geras't; es

standen da Stühle mit ungleich abgesägten Füßen, auf denen Niemand Platz nehmen konnte, sitzbare Stühle mit verborgenen Stacheln unter den Sammetpolstern u. dgl. Kniep, dessen Künstlersinn in diesem Tollhause zur Verzweiflung gebracht wurde, trieb ungeduldig zum Aufbruch, während Goethe noch den Versuch machte, ob er sich nicht die Elemente dieser Unschöpfung vergegenwärtigen und schematisiren könnte.

Nachdem er nunmehr ein paar Hauptpuncte außerhalb der Stadt näher kennen gelernt, nahm er sich vor, den Antikensaal im Palast des Vicekönigs zu betrachten, welcher ihn einige Tage vorher, am Ostersonntage, durch eine Einladung zur Mittagstafel beehrt hatte. Zum Unglück war eben der Saal, einer beabsichtigten neuen architektonischen Decoration wegen, in der größten Unordnung, so daß Goethe nur einen sehr unvollständigen Begriff von den Statuen gewann. Doch erbaute er sich höchlich an zwei herrlichen Widdern von Erz, aus der besten griechischen Zeit. Sodann führte ihn der Läufer des Vicekönigs außerhalb der Stadt in Katakomben, mit architektonischem Sinn angelegt, und nicht etwa zu Grabstellen benutzte Steinbrüche. Am nächsten Tage besuchte er das Medaillen-Cabinet des Prinzen Torremuzza, ohne besondere Erwartung, weil er sich nur geringer Vorkenntnisse in diesem Fache bewußt war. Indessen sollte dieser Besuch gewissermaßen eine Epoche bei ihm bilden. Hatte er in seiner Jugend nur Familienmünzen gesehen, welche wenig sagten, und Kaisermünzen, worin dasselbe Profil bis zum Ueberdruß wiederholt war, Bilder von Herrschern, die eben nicht als Musterbilder der Menschheit gelten konnten: so lachte ihm aus diesen Schubkasten ein

unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst entgegen; er übersah vorläufig wenigstens, wie die alte Welt mit Städten übersäet war, deren kleinste, wo nicht eine ganze Reihe der Kunstgeschichte, doch einige Epochen derselben uns in köstlichen Münzen hinterließ. „Wie traurig," rief er aus, „hat man nicht unsere Jugend auf das gestaltlose Palästina und das gestaltverwirrende Rom beschränkt! Sicilien und Neugriechenland läßt mich nun wieder ein frisches Leben hoffen."

Einige Tage vor seiner Abreise aus Palermo war ihm noch ein sonderbares Abenteuer beschieden, worüber er uns in seiner italienischen Reise sehr umständliche Nachrichten ertheilt hat. Schon im Jahre 1785 hatte die berüchtigte Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf ihn gemacht. „In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnet," so erzählt er selbst in den Annalen, „erschienen mir die gräulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sey." Er hatte den Proceß mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt und an dem großartigen Betrüger Cagliostro ein reges Interesse genommen. Da er nun jetzt in Palermo erfuhr, daß hier unter anderen Verwandten desselben auch noch seine Mutter und Schwester lebten, so ließ er sich bei diesen als einen Engländer einführen, welcher von dem eben aus der Gefangenschaft der Bastille nach London abgegangenen

Cagliostro seiner Familie Nachricht bringen sollte. Er fand in den Angehörigen des kühnen und verschmitzten Abenteurers fromme, wohlgesinnte und dürftige Leute, deren natürliches und gutes Benehmen einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß er gern etwas zur Erleichterung ihrer bedrängten Lage thun mochte. Die Mutter gab ihm einen Brief an den Sohn mit, worin sie diesen um eine kleine Unterstützung ansprach. Bei seiner Zurückkunft nach Deutschland wurde Goethe durch „verehrungswürdige Personen" (ohne Zweifel seine fürstlichen Freunde und Gönner), denen er dieses Document vorlegte und die Geschichte erzählte, in den Stand gesetzt, der unglücklichen Familie eine Summe Geldes zu übermachen, die sie zu Ende des Jahres 1788 erhielt. Ein Dankschreiben, welches die Getäuschten an ihren Verwandten richteten, kam Goethe'n zu Händen und überzeugte ihn, welche Freude seine Geldsendung in der Familie verbreitet hatte. Später, als sie von der Gefangenschaft und Verurtheilung ihres Verwandten unterrichtet seyn mußte, übersandte er nochmals eine Summe zu ihrem Troste und klärte sie nun über das wahre Verhältniß auf.

Während sich Goethe zum Abschied von Palermo anschickte, beschäftigte ihn noch lebhaft der Gedanke, ob sich nicht der Geschichte der Nausikaa eine dramatische Seite abgewinnen ließe. Nachdem er am 16. April in dem schönen öffentlichen Garten sein Pensum aus der Odyssee gelesen, durchdachte und verzeichnete er den Plan der Tragödie auf einem Spaziergange nach dem Thale am Fuße des Rosalienberges und konnte selbst nicht umhin, einige Stellen, die ihn besonders anzogen, sogleich auszuführen. Am nächsten Morgen

wollte er in dem Garten seine dichterischen Träume fortsetzen; aber unversehens erhaschte ihn ein anderes Gespenst, das ihm schon einige Tage nachgeschlichen war. Angesichts der vielen schönen und neuen Pflanzengebilde, die ihm hier nicht in Kübeln und Töpfen, sondern frisch und kräftig unter freiem Himmel begegneten, fiel ihm wieder die „alte Grille" ein, ob denn nicht unter dieser Schaar die Urpflanze zu entdecken seyn möchte. Aber all sein Bemühen wollte nicht fruchten; es machte ihn unruhig, ohne daß es ihm weiter half. Gestört war sein schöner poetischer Vorsatz, der Garten des Alkinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgethan. „Warum sind wir Neueren," klagte er, „doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!"

Am 18. April *) ritt Goethe mit Kniep und einem Vetturin die herrliche Straße nach Monreale hinauf und von da durch steinigte Gebirge nach Alcamo, überall auf dem Wege Bodenart und Gesteine, Pflanzenwuchs und Landescultur betrachtend und sich der herrlichen Aussichten, zumal nach dem Meer hin, erfreuend. In dem ruhigen Bergstädtchen Alcamo verweilten sie einen ganzen Tag und besuchten von dort aus am 20. den abseits und einsam gelegenen Tempel von Segest. Sodann ging es in drei Tagereisen über Castel Vetrano und Sciacca nach Girgenti, wo sie den 23. Abends anlangten. Hier wurden vier genußreiche Tage zugebracht. Von einem freundlichen Weltgeistlichen geführt, besahen sie am ersten Tage

*) Nach einem Briefe Goethe's an Fritz von Stein erst am 19. April.

die auf dem hohen, uralten Burgraume gelegene neue Stadt, weideten sich von den höheren Punkten an den unvergleichlich schönen Aussichten und bewunderten im Dom eine große und schöne antike Vase mit halberhobener Arbeit und einen wohlerhaltenen Sarkophag, worauf Hippolyt mit seinen Jagdgesellen und Pferden dargestellt war, von der Amme Phädra's aufgehalten, die ihm ein Täfelchen zustellen will. Des folgenden Morgens wanderten sie dann in das Labyrinth der Gärten und Weinberge am breiten und sanften Abhange des Berges hinunter, deren grünende und blühende Flächen den Raum des alten Girgenti bedecken. Hier wurden nun die bedeutenden Ruinen, die Goethe schon am vorigen Tage von oben her mit ungeduldiger Sehnsucht bemerkt hatte, näher in Augenschein genommen: die Tempel der Concordia, des Jupiter, des Hercules, des Aesculap und das Grabmal Theron's. Am dritten Tage durchzog Goethe mit seinem kleinen geistlichen Führer, und das treffliche Büchlein von Riedesel über Sicilien wie einen Talisman oder ein Brevier am Busen, abermals die gestrigen Wege, betrachtete die Gegenstände von mehreren Seiten und besuchte hie und da den fleißig zeichnenden Kniep. Zugleich beobachtete er die Thier- und Pflanzenwelt und sammelte sich allerlei Bemerkungen über die dortige Art des Fruchtbaus. Wie es scheint, war ihm auf dem Wege von Palermo hieher der Grundgedanke seiner Lehre von der Pflanzen-Metamorphose zu völliger Klarheit gediehen. Wenigstens schrieb er schon am 20. von Segest aus: „An frischem Fenchel bemerkte ich den Unterschied der unteren und oberen Blätter, und es ist doch nur immer dasselbe Organ, das sich aus der

Einfachheit zur Mannichfaltigkeit entwickelt." Damit Kniep alle seine Vorsätze ausführen könnte, ward noch ein Tag in Girgenti verweilt und hierauf am 28. April der Weg quer durch's Land auf Catania zu eingeschlagen.

Goethe ließ Syrakus liegen, weil ihm bekannt war, daß von der herrlichen Stadt wenig mehr als der prächtige Name geblieben sey, und nahm die Querrichtung durch's Land, um doch auch einen anschaulichen Begriff zu bekommen, wie Sicilien zum Ehrennamen einer Kornkammer Italien's hatte gelangen können. Sein Wunsch ward ihm schon am ersten Tage auf dem Wege nach Caltanisetta bis zum Ueberdruß erfüllt; er hätte sich Triptolem's Flügelwagen gewünscht, um der Einförmigkeit dieser von Ceres begünstigten Berg- und Hügelrücken zu entfliehen. Dazu kam, daß sie in Caltanisetta vergebens sich nach einer ländlichen Herberge umsahen; das Essen mußten sie selber beschaffen, und während man es kochte, mußten sie einen auf dem Markt nach antiker Weise umhersitzenden Kreis der angesehensten Einwohner von den Großthaten Friedrich's II. unterhalten. Am folgenden Tage, auf dem Wege nach Castro Giovanni, trat vollends Regenwetter ein, und sie konnten nur mit Mühe über mehrere stark angeschwollene Gewässer hinüberkommen. Nach kläglichem Nachtquartier ging es weiter durch lange, einsame, dem weidenden Vieh überlassene Thäler. Am Abend des 1. Mai langten sie in Catania an.

Auch hier fanden sie, wie in Girgenti, einen trefflichen geistlichen Cicerone in dem Hauscaplan des Prinzen Biscaris, an den sie ein Empfehlungsschreiben mitgebracht hatten. Der Abbé führte sie zuerst in den Palast, wo sie im Museum

Bilder von Marmor und Erz, Vasen und andere Alterthümer betrachteten. Sodann zeigte ihnen der Prinz selbst aus besonderm Vertrauen seine Münzsammlung und gab, als ein völlig Unterrichteter, über Alles bereitwilligen Aufschluß, wobei Goethe'n die in der Sammlung des Prinzen Torremuzza gewonnenen Vorkenntnisse trefflich zu Statten kamen. Als sie sich beurlauben wollten, erbot sich der Prinz, sie noch bei seiner Mutter einzuführen. Eine Dame mit natürlich edlem Benehmen empfing sie freundlich und zeigte ihnen eine Menge Urnen, Becher und andere Dinge, aus schönem sicilianischem Bernstein geschnitten, ausgesuchte Elfenbeinarbeiten und geschnittene Muscheln, wie sie in Trapani gefertigt werden. Nachdem über der Betrachtung dieser Gegenstände einige Stunden in vergnügtem und belehrendem Gespräch verflossen waren, ließ der Geistliche sie in der Benedictinerkirche die ungeheure Orgel bewundern, welche die weiten Hallen des Gebäudes bis in den letzten Winkel hinein bald mit leisestem Hauch, bald mit gewaltsamsten Tönen durchsäuselte und durchschmetterte. Es war ihnen unbegreiflich, wie der stille Klosterbruder, der allein das Rieseninstrument zu bändigen wußte, nicht schon längst in diesem Kampfe sich aufgerieben habe.

Beim Ritter Gioeni, Professor der Naturwissenschaften zu Catania, fand Goethe eine schöne Gelegenheit, die schon in Neapel gewonnenen Kenntnisse vulcanischer Producte zu erweitern. Seine reiche, sehr zierlich aufgestellte Sammlung enthielt die Laven des Aetna, die Basalte am Fuß desselben und besonders herrliche Zeolithe aus den schroffen, im Meere stehenden Felsen unter Jaci. Gioeni brachte die Reisenden von dem

Gedanken ab, den Gipfel des Aetna zu besteigen, und rieth ihnen, sich mit dem Monte Rosso zu begnügen. Seiner Ermahnung folgsam machten sie sich am andern Morgen bei Zeiten auf den Weg, und ließen sich, auf ihren Maulthieren immer rückwärts schauend, bis in die höheren Regionen tragen. Goethe erstieg vollends den Gipfel des ganz aus rothem vulcanischen Grus, Asche und Steinen zusammengehäuften Berges, ward aber durch einen heftigen Sturm, der ihn in den Krater zu werfen drohte, zu baldiger Rückkehr genöthigt. Unterdessen hatte Kniep, etwas tiefer im Schauer sitzend, durch zarte Linien das herrliche Panorama auf dem Papier fixirt, welches der Sturmwind Goethe'n kaum hatte sehen, viel weniger festhalten lassen.

Nachdem sie zuletzt noch, von ihrem geistlichen Führer geleitet, die sehr verschütteten und versenkten Reste alter Baukunst zu Catania besichtigt, traten sie den 7. Mai, nach fünftägigem Verweilen, die Weiterreise nach Messina an. Auf dem Wege dahin wurde noch einmal zu Taormina Halt gemacht, um die merkwürdigen Ueberreste des antiken Theaters zu betrachten. Indem Goethe dort Platz nahm, wo einst die obersten Zuschauer saßen, ergriff ihn Bewunderung und Entzücken über das herrliche Bild, das sich in alten Zeiten dem Theater-Publicum dargeboten haben muß; er konnte das Meeresufer bis Catania, ja bis Syrakus verfolgen, und die majestätische Erscheinung des dampfenden Feuerberges, den die mildernde Atmosphäre ferner und sanfter zeigte, schloß von einer Seite das ungeheure Gemälde. Dessenungeachtet blieb er am folgenden Tage, als Kniep zum Zeichnen des Einzelnen hinaufging,

unterhalb Taormina am Meere in einem schlechten, verwahrlos'ten Bauerngarten und vertiefte sich hier, auf Orangenästen sitzend, in poetische Träumereien. Der Plan der Nausikaa, eine dramatische Concentration der Odyssee, war es, was ihn, gleich dem Vogel, der sein Nest bauen will, die Enge suchen ließ. Am nächsten Tage, den 9. Mai, ritten sie, Goethe, Kniep und der sie noch immer begleitende Vetturin aus Palermo, zwischen Felswänden und dem Meere auf Messina zu, den ganzen Tag mit dem Wasserelement im Kampfe. Sie hatten nicht bloß über unzählige Bäche zu setzen, sondern ein heftiger Ostwind peitschte auch die Meereswellen über den Weg bis an die Felsen, daß sie zurück auf die Wanderer spritzten. So gelangten sie nach Messina und bekamen hier gleich beim Eintritt den fürchterlichsten Begriff einer durch ein Erdbeben zerstörten Stadt: denn sie ritten eine Viertelstunde lang an Trümmern vorbei, bis sie zur Herberge des Vetturins kamen, wo sie beschlossen hatten, die erste Nacht zu verweilen, um sich den andern Morgen nach einem bessern Wohnort umzusehen.

Messina bildete einen höchst unerfreulichen Schlußpunct der Reise durch Sicilien. Die eigentliche Stadt lag mit Ausnahme weniger sehr solid angelegten Gebäude, wie des Jesuitencollegiums und der zugehörigen Kirche, ganz in Schutt und Graus. Die Einwohner lebten seit drei Jahren in einer nördlich von Messina, auf einer großen Wiese eiligst errichteten Bretterstadt, die Goethe'n an den Frankfurter Römerberg zu Meßzeiten erinnerte. Diese Buden-, Hütten- und Zeltwirthschaft zu betrachten, war freilich interessant genug, um so verstimmender aber der Anblick der Ruinenwüste an der Stelle,

wo die Stadt gestanden, und insbesondere der Palazzata, einer sichelförmigen Reihe von Palästen, welche die Rhede einschlossen. Viele Vorderseiten derselben standen noch bis auf's Hauptgesims, andere waren bis auf den dritten, zweiten, ersten Stock heruntergebrochen, so daß die herrliche Fronte ganz zahnlückig erschien; zugleich sah man den blauen Himmel fast durch alle Fenster, da die inneren eigentlichen Wohnungen sämmtlich eingestürzt waren. Als Cicerone geleitete die Reisenden durch diese Trümmerwüste ein freundlicher Consul, der unaufgefordert die dankenswertheste Sorge für sie trug. Dieser rieth Goethe'n, dem Gouverneur aufzuwarten, indem derselbe, als ein wunderlicher alter Mann, nach Laune und Vorurtheil eben so gut schaden als nützen könne. Dem gütigen Führer zu Gefallen ging Goethe mit und hörte schon, in's Vorzimmer kommend, drinnen einen fürchterlichen Lärm. Als sie eingetreten waren, sahen sie den uralten Gouverneur in grimmigem Zorn gegen einen anständigen Mann fluchend und scheltend, der sich mit ruhiger Fassung vertheidigte. Die Scene dauerte eine gute Weile, endigte jedoch ziemlich gelinde, indem der cholerische Alte dem Angeschrieenen erlaubte, noch ein paar Tage in Messina zu verweilen, worauf er sich aber fortzupacken habe, um nie wiederzukehren. Ungeachtet so drohender Aspecte wurden Goethe und der Consul gnädig genug empfangen; ein ruhiges Gespräch endigte sich damit, daß Goethe, obwohl er auch hier sein beliebtes Incognito behauptete, für die Zeit seiner Anwesenheit vom Gouverneur zur Tafel geladen wurde. Froh, der Höhle des Cyklopen entronnen zu sein, dachte er nicht an die Wiederkehr, und saß am nächsten Tage mit Kniep vergnügt

im Gasthofe bei einem frugalen Mahle, als der Bediente des Consuls athemlos hereinsprang und ihm verkündigte, der Gouverneur lasse ihn durch die ganze Stadt suchen, und der Consul bitte inständigst, er möge sich auf der Stelle hin verfügen. Haare und Kleider zurecht putzend, faßte Goethe sich ein Herz und folgte dem Bedienten heitern Sinnes, indem er den Odysseus als Patron anrief und seine Fürsprache bei Pallas Athene erbat. In dem Speisesaal angelangt, fand er eine Gesellschaft von etwa vierzig Personen lautlos an der Tafel sitzen und den Platz zur Rechten des Gouverneurs für sich offen gelassen. Pallas Athene war ihm hold. Der Alte schoß ihm unter den grauen, struppigen Augenbrauen hervor einen glühenden Blick entgegen; aber der würdevollen, einschmeichelnden Freundlichkeit des neuen Odysseus gelang es bald, seinen Zorn zu besänftigen. Nach Tische mußte ihm auf Befehl des Gouverneurs nicht bloß die Jesuitenkirche in allen ihren Theilen gezeigt, sondern auch die Geschichte der Altäre und anderer Stiftungen umständlich erzählt werden.

Goethe speis'te indeß nicht wieder beim Gouverneur; denn am folgenden Mittag, den 14. Mai, saß er schon an Bord des Fahrzeugs eines französischen Kauffahrers, der nach Neapel wollte. Der fürsorgliche Consul hatte ihm dieses Schiff empfohlen, da seine weiße Flagge vor Seeräubern sicherte. Dafür bot es aber auch nicht die Bequemlichkeit jener neapolitanischen Corvette, und als Goethe wieder von der Seekrankheit befallen ward, mußte er in der Kajüte mitten unter anderen Passagieren seine horizontale Lage annehmen. In diesem Zustande wollte ihm nun die ganze sicilianische Reise in keinem angenehmen Lichte

erscheinen. Er meinte eigentlich doch Nichts gesehen zu haben, als durchaus eitle Bemühungen des Menschengeschlechts, sich gegen die Gewaltsamkeit der Natur, gegen die hämische Tücke der Zeit und gegen den Groll ihrer eigenen feindseligen Spaltungen zu erhalten. Um diese seekranken Betrachtungen zu verscheuchen, begab er sich mitunter auf's Verdeck und beobachtete die Schaar von Delphinen, welche das Fahrzeug schwimmend und springend begleiteten. Der Wind blieb fortdauernd ungünstig, so daß der Nachmittag des 16. Mai vorbeiging, ohne daß man in den Golf von Neapel eingefahren wäre. Das Schiff wurde vielmehr immer westwärts auf die Insel Capri zu getrieben, indem es sich vom Cap Minerva entfernte. Alle Passagiere waren ungeduldig, nur Kniep und Goethe nicht. Sie genossen beim schönsten Sonnenuntergang des herrlichsten Anblicks, den ihnen die ganze Reise gewährte. Ueber das spiegelebene, glänzende Meer hin sahen sie Cap Minerva in prächtigem Farbenschmuck, und von da aus die ganze Küste bis Sorrent hin erleuchtet. Ueber dem Vesuv im Hintergrunde stand eine ungeheure Dampfwolke aufgethürmt.

In den herrlichen Anblick versunken, bemerkten die Freunde nicht, daß ein großes Unheil sie bedrohe. Die immer wachsende Bewegung unter den Passagieren machte sie endlich aufmerksam, und nun vernahmen sie mit Schrecken, das Schiff befinde sich bereits in der Strömung, die sich um die Insel Capri bewegt und durch einen sonderbaren Wellenschlag so langsam als unwiderstehlich nach dem schroffen Felsen hinzieht, wo auch nicht ein Fuß breit Vorsprung oder Bucht zur Rettung sich darbietet. Die gänzliche Windstille gab keine

Hoffnung, dem Verderben zu entgehen; das Schiff näherte sich, schwankend und schwippend immer mehr den Felsen, die immer finsterer dastanden; immer lauter und wilder ward die Menge. Ein furchtbarer Sturm von Schmähungen und Vorwürfen erhob sich gegen den Capitän und Steuermann, man nannte sie hergelaufene Krämer, die ohne Kenntniß der Schiffskunst das Leben so vieler Menschen ihrem Eigennutz geopfert. Da trat Goethe, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher war, als der Tod selbst, vor die Tobenden hin und redete zu ihnen, ungefähr mit gleicher Gemüthsruhe wie zu den Vögeln von Malsesine. Er stellte ihnen vor, daß gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen denjenigen, von welchen einzig noch Rettung zu hoffen sey, Kopf und Ohr verwirre; er ermahnte sie, in brünstigem Gebete sich zur Mutter Gottes zu wenden, auf die es ganz allein ankomme, ob sie sich bei ihrem Sohne verwenden möge, daß er der Luft gebiete, sich zu regen, und so das umgekehrte Wunder von dem thue, welches er einst auf dem stürmenden See Tiberias für seine Apostel gethan. Diese Anrede verfehlte nicht ihre Wirkung; die Menge warf sich auf ihre Kniee und begann leidenschaftlich ihre Litaneien zu beten. Unterdeß ließ der Capitän ein Boot hinab, das, mit sechs bis acht rudernden Matrosen bemannt, das Schiff an einem langen Seil aus der Strömung ziehen sollte. Der Versuch mißlang. Schon hörte man oben auf den Felsen die Ziegenhirten hohl aufschreien: „da unten strandet ein Schiff!“ immer heftiger ward die Brandung, immer stärker schwankte das Fahrzeug, und von der Seekrankheit überwältigt, stieg Goethe in die Kajüte hinab und streckte sich halb betäubt auf seine Matratze hin,

nicht ohne eine gewisse angenehme Empfindung, die, wie er meinte, sich vom See Tiberias herschrieb. Eine Weile hatte er so im Halbschlaf gelegen, da weckte ihn ein starkes Getöse auf dem Verdeck, und gleich darauf sprang Kniep herunter und verkündete, man sey gerettet; ein leiser Windhauch habe sich erhoben, der von den Segeln Gebrauch zu machen gestatte. Als Goethe am vierten Tage*) der Fahrt erwachte, befand er sich frisch und gesund, eilte auf das Verdeck und begrüßte bald nachher das herrliche Neapel, das in den Strahlen der Morgensonne vor ihm glänzte.

Als poetische Ausbeute brachte er von der sicilianischen Reise, außer dem neu durchgearbeiteten Plan des Tasso, den Entwurf und ein paar ausgeführte Stellen seiner Tragödie Nausikaa mit. Leider hat er über späteren Arbeiten und Zerstreuungen den Gegenstand ganz liegen lassen, und erst bei der Redaction der italienischen Reise aus ferner Erinnerung den Plan aufgezeichnet. Er glaubte damals Wenig oder Nichts davon niedergeschrieben zu haben, obwohl es doch in dem Briefe aus Palermo vom 16. April 1787 ausdrücklich heißt: „Ich verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlassen, einige Stellen, die mich besonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen."

---

*) So ist Goethe's eigene Angabe (s. seine Werke, Bd. 23, S. 403). Indeß stimmen damit nicht recht die Data des letzten Briefes aus Sicilien („Messina und auf der See, Montag den 14. Mai") und des ersten aus Neapel (vom 17. Mai), worin von einem am 16. gemachten Ausfluge nach Pästum die Rede ist.

Dieses Schema und die Bruchstücke der Ausführung haben sich in Goethe's schriftlichem Nachlasse vorgefunden und sind in den neuesten Ausgaben seiner Werke*) unter dem Titel „Nausikaa, ein Trauerspiel" fragmentarisch mitgetheilt worden. Das Schema bezeichnet die einzelnen Scenen jedes der fünf Acte durch bloße Anführung der darin auftretenden Personen, skizzirt jedoch nachträglich einige Auftritte etwas näher durch ganz kurze Andeutungen ihres Inhalts. Es wäre eine interessante, und nicht allzu schwierige Aufgabe für die moderne Philologie, aus diesen lakonischen Andeutungen den Gang, den das Stück nach des Dichters erster Conception nehmen sollte, ausführlicher zu entwickeln. Es würde sich dann deutlich herausstellen, daß der von Goethe später aus dem Gedächtniß hervorgerufene Plan von jenem anfänglichen in manchen Partieen bedeutend abweicht. Sonderbar genug ist in dem aus Goethe's Nachlaß veröffentlichten Schema die Königstochter unter dem Namen ihrer Mutter Arete, und die Amme unter dem Namen Xanthe aufgeführt, während unter den angehängten Bruchstücken der Ausführung der dritte Auftritt mit den Homerischen Namen Nausikaa und Eurymedusa überschrieben ist. Schon in diesem Schwanken der Bezeichnungen mochte ein Beweis liegen, daß das Schema uns jenen ersten Entwurf überliefert, den er am 16. April 1787 auf dem Spaziergang nach dem Thale am Fuße des Rosalienberges bei Palermo durchdachte. Nach beiden Entwürfen aber, diesem ursprünglichen wie dem aus der Erinnerung aufgezeichneten, sollte die Fabel

*) S. Bd. 34, S. 358 ff. der Ausg. in 40 Bdn.

des Stückes ganz einfach seyn, und dafür sollte der Reichthum der subordinirten Motive und besonders das Meer- und Inselhafte des ganzen Tones einen Ersatz bieten. Ein großer Theil des Dramas würde einen idyllischen Charakter bekommen haben, der erst in der letzten Hälfte mehr und mehr dem tragischen Platz gemacht hätte. Der Verfasser dieser Biographie wurde schon vor Jahren von dem Reiz des Sujets so lebhaft gefesselt, daß er dem Drange nicht widerstehen konnte, den Goethe'schen Entwurf mit einigen Modificationen auszuführen.*) In dem freundlichen Beifall, den die Kritik dem gewagten Versuche gespendet, habe ich nur den Beweis gesehen, was für eine Anziehungskraft in dem Gegenstande liegen muß, daß er, selbst bei schwächerer Ausführung, noch so erfreuliche Theilnahme wecken kann. Weil ich nicht hoffen durfte, den Mangel an spannenden Elementen in der Fabel durch eine Fülle interessanter Nebenmotive und einen gewissen See- und Inselhauch ersetzen zu können, so suchte ich dafür eine bedeutsame Idee dem Ganzen zu Grunde zu legen. Des Odysseus Anwesenheit bildet nicht bloß für Nausikaa, sondern für die ganze Insel eine Epoche:

Des gold'nen Alters sel'ger Kinderfrieden
Muß weichen vor dem Kampf der eh'rnen Zeit.

Ob Goethe dieselbe oder eine ähnliche Intention gehabt, möchte schwer zu entscheiden seyn; ein paar Andeutungen im

---

*) Odysseus und Nausikaa, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Goethe. Ein Ergänzungsversuch von H. Viehoff. Düsseldorf, 1842.

Schema lassen es mich vermuthen. Der Hauptreiz seiner Ausführung würde aber sicher darin gelegen haben, daß sich in dem Stücke der Eindruck Siciliens, des Meers, der Häfen und Buchten, der üppigen fremden Vegetation, des klaren südlichen Himmels abgespiegelt hätte. Ueberhaupt war in der Composition Nichts, was er nicht aus eigenen Erfahrungen nach der Natur hätte ausmalen können. „Selbst auf der Reise," so lauten seine Confessionen, „selbst in Gefahr, Neigungen zu erregen, die, wenn sie auch kein tragisches Ende nehmen, doch schmerzlich genug, gefährlich und schädlich werden konnten, selbst in dem Falle, in einer so großen Entfernung von der Heimath abgelegene Gegenstände, Reiseabenteuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltung der Gesellschaft mit lebhaften Farben auszumalen, von der Jugend für einen Halbgott, von gesetzten Personen für einen Aufschneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunst, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren: das Alles gab mir ein solches Attachement an diesen Plan, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo, ja den größten Theil meiner übrigen sicilianischen Reise verträumte." Alles, was er auf dem überclassischen Boden erfahren, gesehen, bemerkt hatte, das sollte in diesem poetischen Gefäße aufbewahrt werden. Welch' ein Verlust für uns, daß Goethe nicht Zeit und Stimmnng fand, es zu vollenden!

Dagegen sollte ein anderes Samenkorn, das sich in Sicilien in seinem Innern entwickelt hatte, ein wissenschaftliches Aperçu, später zu einem herrlichen, fruchtreichen Baume erwachsen. Er war dort endlich dem lange gesuchten Geheimniß der Pflanzen-Organisation auf die Spur gekommen. „Den Hauptpunkt,

wo der Keim steckt," schrieb er gleich nach der Rückkehr an Herder, „hab' ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige sehe ich auch schon im Ganzen, und nur noch einige Punkte müssen bestimmter werden." Es ist auffallend genug und ein Beweis, wie durchaus gegenständlich sein Denken war, daß er auch jetzt noch nicht von der Vorstellung einer Urpflanze ablassen konnte. „Sie wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt," schrieb er, „um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die consequent seyn müssen, d. h. die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten, und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles Lebendige anwenden lassen." Wir werden später, wo von der Schrift „Metamorphose der Pflanzen" die Rede seyn wird, den Gegenstand im Zusammenhange wieder aufnehmen.

Drittes Capitel.

Einfluß der sicilianischen Reise. Zweiter Aufenthalt in Neapel. Des zweiten römischen Aufenthalts erster Abschnitt. Künstlerleben. Reiffenstein, Angelica, Hirt, Meyer, Lips, Moritz, Frieß. Streit zwischen bildender Kunst und Poesie. Nähere Betrachtung des Egmont.

Der Einfluß der sicilianischen Reise auf Goethe, wie rasch er sie auch vollendete, ist keineswegs gering anzuschlagen. Als Dichter war es ihm schon von unberechenbarem Gewinne, daß ihm jetzt die Odyssee ein lebendiges Wort geworden war. Nun er alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, diese buschigen Hügel, sanften Weiden, fruchtbaren Felder, diese geschmückten Gärten, gepflegten Bäume, hangenden Reben, diese Wolkenberge und das Alles umgebende Meer im Geiste gegenwärtig hatte, war es ihm bei der Lectüre der Odyssee, als bewegte sich ein Zug der anschaulichsten Bilder an seinem Auge vorüber. Und was Homer's Schilderungsweise betrifft, so war ihm ein neues Licht aufgegangen. Die Beschreibungen, die Gleichnisse, die ihm früher poetisch erschienen, kamen ihm jetzt unsäglich natürlich vor, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der ein Neuerer erschrecke. Der Unterschied der antiken und modernen, der naiven und sentimentalen Poesie hatte sich ihm auf's Lebhafteste aufgedrängt. „Laß mich meine Gedanken kurz so ausdrücken," schrieb er an Herder, „die Alten stellten die Existenz dar, wir gewöhnlich den Effect; sie

schilderten das Fürchterliche, wir fürchterlich; sie das Angenehme, wir angenehm u. s. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falsche Grazie, aller Schwulst. Denn wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, so glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können." Die Früchte der hier gewonnenen Einsicht treten unter seinen späteren Dichtungen am deutlichsten in Hermann und Dorothea hervor. Die Vorsicht, man darf fast sagen die Aengstlichkeit, womit dort Goethe sich vor einem Worte hütet, das im Geringsten über den Gegenstand hinausginge, datirt sich ohne Zweifel von dieser Epoche her; er sucht dort, wie Homer, nur die Sache, wenn gleich die ganze Sache in ihrem vollen Gehalte, zu schildern.

Für eine wahre Anschauung von Italien glaubte er mit Recht erst durch Sicilien einen Schlüssel bekommen zu haben. „Italien ohne Sicilien macht kein Bild," schrieb er an Herder. Er pries sich glücklich, den großen, schönen, unvergleichlichen Gedanken der Insel so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Und doch hatte er sich hier nicht, wie früher seine Gewohnheit war, mit begieriger Betrachtung an das Einzelne angeklammert. Mancherlei war zusammen gekommen, was ihn mit freierem, umfassenderem Blicke schauen ließ. Schon der vorhergehende Aufenthalt in Neapel hatte die allzugroße Spannung seines Innern gemildert. Dazu kam das Bewußtseyn, daß ihm durch Kniep's kunstfertige Hand von den interessantesten Gegenständen wohlgewählte Bilder im Umriß wenigstens erhalten blieben. Die poetischen Träume, in die er sich Behufs seiner Tragödie Nausikaa versenkte, ließen ihn zwar seine

Umgebung mit erhöhtem Interesse in's Auge fassen; und der botanische Grundgedanke, dem er nachhing, reizte ihn zu schärferer Betrachtung der vielfachen und wundersamen Pflanzengebilde; aber andererseits hoben sie ihn wie Mongolfieren über ein allzusehr verweilendes Anschauen des Realen und Einzelnen hinweg. So konnte er denn an Herder melden, daß er „die Reise durch Sicilien leicht und schnell getrieben," er meinte aber, das frühere Kleben und Haften an den Gegenständen sey ihm dabei zu Gute gekommen, es habe ihm eine unglaubliche Fertigkeit verschafft, jetzt „Alles gleichsam vom Blatte wegzuspielen."

In seiner Ansicht von der Menschheit im Ganzen, hatte er sich durch den Besuch Sicilien's nur befestigt; nach wie vor konnte er sich in Herder's große, weltumfassende Humanitätsträume nicht finden; er meinte, es sey schon viel, wenn es hier und da einem Einzelnen gelinge, sich zu einem schönen, harmonischen und reichen Wesen zu entwickeln; in seinem nächsten Kreise habe freilich der Mensch, so viel in seinen Kräften stehe, das Gute und Edle zu fördern, für das Heil der Menschheit im Großen aber solle man, wie für Regen und Sonnenschein, den Himmel sorgen lassen. „Ich bin freilich, wie Du sagst," schrieb er an Herder, „sehr an's Gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt sehe, desto weniger kann ich hoffen, daß die Menschheit je eine weise, kluge, glückliche Masse werden könne. Vielleicht ist unter den Millionen Welten eine, die sich dieses Vorzugs rühmen kann; bei der Constitution der unsrigen bleibt mir so wenig für sie, als für Sicilien bei der seinigen zu hoffen." Und mit Beziehung auf den ihm angekündigten

dritten Theil von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte heißt es: „Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werde, trefflich ausgeführt haben. Auch, muß ich selbst sagen, halte ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital, und Einer des Andern humaner Krankenwärter seyn werde." Es läßt sich denken, wie bei seiner jetzigen Richtung auf „das Gegenwärtige" jene Freunde, wie Jacobi und Lavater, und ihr ganzes Treiben tief in den Hintergrund rücken mußten. Dennoch nahm er in diesen Tagen lebhaften Antheil an der Geschichte eines Heiligen, des Philippus Neri, und feierte „andächtig-munter" seinen Festtag, den 26. Mai. Aber es war auch ein Heiliger nach seinem Geschmack, bei dem zu den höchsten Gaben des religiösen Enthusiasmus sich ein durchaus klarer Menschenverstand, reine Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdischen Dinge, liebreiche Hilfsfertigkeit in leiblicher und geistiger Noth, und ein nimmer versiegender Humor gesellte. Seine Lebensgeschichte interessirte Goethe'n so sehr, daß er nicht bloß jetzt aus Neapel eine Skizze derselben seinen Freunden übersandte, sondern auch in späterer Zeit dem „humoristischen Heiligen" einen ganzen Aufsatz widmete, den er seiner Schilderung der italienischen Reise einschaltete.*)

Bei dem nunmehrigen zweiten Aufenthalt in Neapel hätte Goethe sich gern die Stadt und ihre Umgebungen noch zu guter Letzt recht vergegenwärtigt; aber der Strom des Tages

---

*) S. Bd. 24, S. 180 ff. der Ausg. in 40 Bdn.

riß ihn fort und vorzügliche Menschen suchten ihn auf, die er als alte und neue Bekannte unmöglich geradezu abweisen konnte. Sein lockeres Prinzeßchen fand er zwar nicht mehr; sie war unterdeß nach Sorrent gereis't und hatte vorher noch recht auf ihn gescholten, daß er ihr das steinigte und wüste Sicilien habe vorziehen können. Auch Tischbein's Gesellschaft, der nach Rom zurückgekehrt war, mußte er entbehren. Aber der Ritter Hamilton und seine Schöne setzten gegen ihn ihre Freundlichkeit fort. Auf Hackert's Antrieb, dessen Neigung zu Goethe sich fortwährend steigerte, zeigte Hamilton ihm sein geheimes „Kunst- und Gerumpelgewölbe." Da fanden sich denn die Producte aller Epochen nach Zufall unter einander gestellt: Büsten, Torse, Vasen, Bronze, allerlei Hauszierrath von sicilianischen Achaten, Geschnitztes, Gemaltes u. s. w. In einem langen Kasten an der Erde lagen zwei herrliche Candelaber von Bronze, von denen Goethe sogleich vermuthete, daß sie sich aus den Pompejischen Grüften seitwärts hieher verloren hatten. Eine anziehende Bekanntschaft war die des Herzogs und der Herzogin von Ursel aus Brüssel. Goethe charakterisirt Beide als „treffliche Personen von hohen Sitten, reinem Natur- und Menschensinne und entschiedener Kunstliebe." Nicht minder freundlich, als diese, kamen ihm der Marquis Lucchesini, der Cavaliere Venuti und die Herzogin Giovane entgegen.

Goethe konnte mit den Stunden, die er so geist- und kenntnißreichen Männern und Frauen widmete, nicht ganz unzufrieden seyn, indeß machte es ihn unruhig, daß sie ihn zuletzt doch von seinen ernstlichen Zwecken ablenkten; und er

beschloß daher um so mehr, Neapel bald zu verlassen, als auch das Klima und das ganze neapolitanische Leben zur Unthätigkeit verlockte. Der 1. Juni war herangekommen, ohne daß er etwas Bedeutendes gesehen hätte, außer dem Museum der Schätze von Portici, freilich auch dem *A* und *Ω* aller Antiquitäten-Sammlungen, wie er es nannte, und dem Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuoli, den er gleich nach der Rückkehr aus Sicilien besuchte. An den übrig gebliebenen Säulen des Tempels zeigte sich ein seltsames Phänomen, das den Erd- und Naturforschern längst zu schaffen gemacht hatte: von Pholaden eingefressene Vertiefungen in einer Höhe von fünf Fuß über dem Erdboden. Goethe betrachtete sich alle Umstände genau, und setzte bald bei sich fest, wie die Erscheinung zu erklären sey. Hatten frühere Forscher das ganze mittelländische Meer 30 Fuß über seinen wagerechten Stand hinansteigen lassen, um die Pholaden herbeizuschaffen, so nahm er an: durch einen vulkanischen Aschenregen, der die Priesterwohnungen am Tempel zu Aschenhügeln anschwellte, sey der freie Hofraum des Tempels nur bis zu einer gewissen Höhe angefüllt worden, und daher eine Vertiefung entstanden, in welcher der zur Reinigung durch den Tempel geleitete Bach sich stockend gesammelt und einen fünf Fuß hohen Teich gebildet habe. Innerhalb dieses süßen, aber durch vulcanische Asche angesalzenen Wassers habe sich jene sonst freilich nur das Meer bewohnende Thierart entwickelt. Wir müssen den Geologen und Zoologen die Entscheidung überlassen, welche von beiden Annahmen die desperateste sey. Goethe hielt bei der Redaction der italienischen

Reise seine Hypothese zurück und veröffentlichte sie erst 1823 in den Heften zur Naturwissenschaft und Morphologie.*)

Vor dem 7. Juni, dem Frohnleichnamsfeste, wollte Goethe in Rom seyn, weil dann die herrlichen nach Raphael gewirkten Teppiche dort öffentlich ausgehängt wurden. Indem er sich nun zur Abreise rüstete, erfuhr er, daß eine starke Lava, aus dem Vesuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meere zu nehme. Jetzt befand sich unser Natur- und Kunstfreund in einer bösen Klemme. Er wäre gern sogleich hinausgefahren; aber die nöthigen Abschiedsbesuche nahmen die übrige Zeit in Anspruch. So mußte er sich denn begnügen, sobald es Nacht geworden war, nach dem Molo zu eilen, und bewunderte hier alle die Feuer und Lichter mit ihren Widerscheinen, die im bewegten Meere schwankten: die Lampen des Leuchtthurms, die Sterne des Himmels, den Vollmond in seiner ganzen Pracht neben dem Sprühfeuer des Vesuvs, und die Lava auf ihrem glühenden, ernsten Wege. Er konnte sich an dem Anblick nicht satt sehen und blieb, unter der zu- und abströmenden Menge, auf dem Molo sitzen, bis ihm die Augen zufallen wollten. Auf den folgenden Abend, den letzten, den er in Neapel verlebte, hatte er noch der Herzogin von G i o v a n e, die auf dem königlichen Schlosse wohnte, einen Besuch versprochen. Durch viele Treppen und Corridore wandernd, fand er sie in einem großen und hohen Zimmer, an dessen einer

---

*) S. Bd. 40, S. 114 ff. seiner sämmtlichen Werke (Ausg. in 40 B.), wo der Aufsatz unter der Ueberschrift „Architektonisch-naturhistorisches Problem" mitgetheilt ist.

Seite die Fensterläden verschlossen waren. Indem sie hier in einem interessanten literarischen Gespräch auf- und abgingen, brach die Dämmerung ein. Da stieß die Herzogin plötzlich einen Laden auf, und vor Goethe stand ein Bild, wie er es in seinem Leben nie wieder sehen sollte: in der Mitte der Vesuv; die herabfließende Lava, nach längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühend und den begleitenden Rauch vergoldend; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure, feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig gesondert und körperhaft erleuchtet; von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünsten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar, friedlich, in einer zauberhaften Ruhe — und endlich der Vollmond, hinter dem Bergrücken hervortretend, der bald wie eine zweite Sonne glänzte. Goethe vergaß über dem Anschauen, wie spät es wurde, so daß ihn zuletzt die Herzogin auf den nahen Augenblick aufmerksam machen mußte, wo ihre Gallerieen klostermäßig abgesperrt wurden.

Am nächsten Tage, dem Dreieinigkeitsfeste, fuhr er durch das unendliche Leben Neapel's halb betäubt hinaus; jedoch vergnügt, „daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb." Von Kniep schied er, „wie Personen selten von einander scheiden, die sich zufällig auf kurze Zeit verbunden."

Den zweiten Aufenthalt in Rom theilen wir, der leichtern Uebersicht wegen, in zwei Abschnitte, von denen der erste bis zum 25. September reicht, dem Anfange einer Land-Saison oder Villeggiatur zu Frascati, Albano und Castel Gandolfo, welche

eine mehrwöchentliche Unterbrechung in seinem römischen Leben bildete. Jene vier ersten Monate brachte er, ein paar kurze Ausflüge nach Tivoli und in die Gebirge von Albano und Frascati abgerechnet, ganz in der Hauptstadt zu.

Der feierliche Frohnleichnamstag, der 7. Juni, weihte ihn alsbald wieder zum Römer ein und beschwichtigte seine Sehnsucht nach der imposanten Naturscene, die er in Neapel hinter sich gelassen, nicht sowohl durch das fromme Festgewirre, als durch die Anschauung der Teppiche nach Raphael's Cartonen. Die wahre Bestimmung dieser Teppiche trat ihm hier recht klar entgegen; er sah Colonnaden und offene Räume durch sie zu prächtigen Sälen und Wandelgängen umgestaltet. Mit immer wachsender Bewunderung erfüllte ihn, je länger er sie betrachtete, die Weisheit der Composition, der sittliche Ernst, die ahnungsvolle Größe, die in dem Ganzen waltete; und noch in späten Jahren bekannte er, daß das Studium der Zeichnungen von Dorigny nach den Cartons zu den schönsten Freuden eines langen Lebens gereicht habe. In dem römischen Kunstelemente trat sogleich wieder sein alter Fleiß und Bildungseifer an die Stelle des behaglich-träumerischen Wesens, womit ihn Neapel und Sicilien anzustecken gedroht hatte. Schon am 20. Juni meldete er den Freunden in Deutschland, daß er wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und sein Geist sich reinige und bestimme. In Begleitung von Hackert besuchte er jetzt auf's Neue die Gallerie Colonna, welche Poussin's, Claude's, und Salvator Rosa's Arbeiten enthielt, und freute sich, daß Alles, was Hackert ihm über die Bilder sagte, seine eigenen, früher gebildeten Begriffe nicht änderte, sondern nur erweiterte und bestimmte.

„Wenn man nun gleich," schrieb er nach dem Besuch der Gallerie, „wieder die Natur ansehen und wieder finden und lesen kann, was Jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchsten anschauenden Begriff von Natur und Kunst geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir Nichts mehr Wort und Tradition, sondern Alles lebendiger Begriff ist." Angelica Kaufmann führte ihn in die Farnesina. Er wußte die Bilder dieses Saals oder vielmehr dieser Gallerie, die Fabel der Psyche darstellend, beinahe auswendig; so oft hatte er daheim die bunten Copieen mit seinen Freunden betrachtet. Jetzt beim Anblick der Originale mußte er sich aber gestehen, daß es das Schönste sey, was ihm je von Decoration zu Gesicht gekommen.

Als im August die wachsende Hitze ihm solche Räume wünschenswerth machte, wo er in Kühlung und Ruhe den Tag zubringen könnte, bot gerade die Sixtinische Capelle dazu die schönste Gelegenheit. Michel Angelo war eben an der Tagesordnung und hatte die Verehrung der Künstler auf's Neue gewonnen; diese theilte sich den Liebhabern mit und so gab der reiche Kunstfreund Graf Frieß den Malern Bury und Lips*) den Auftrag, für ihn Aquarell-Copieen in der Sixtinischen Capelle anzufertigen. Goethe versäumte nicht, sich dabei einzufinden. Der gutbelohnte Custode ließ ihn durch die Hinterthür neben dem Altare ein, und mit einigem Mundvorrath ausgerüstet, hausete er darin Stunden lang nach Belieben, ja hielt sogar einmal, von der großen Tageshitze ermüdet,

*) Vgl. Th. **II**, S. 168.

auf dem päpstlichen Stuhle einen erquickenden Mittagsschlaf. Da wurden nun die unteren Köpfe und Figuren, die sich mit der Leiter erreichen ließen, sorgfältig durchgezeichnet, erst mit weißer Kreide auf schwarze Florrahmen, dann mit Röthel auf große Papierbogen. Goethe war unermüdlich im Sehen und Aufmerken, und konnte nicht genug bewundern, wie viel hier durch Einen Mann geleistet worden. „Ohne die Sixtinische Capelle gesehen zu haben," schrieb er, „kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was Ein Mensch vermag. Man hört und lies't von viel großen und braven Leuten; aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen." Einen neuen Anstoß gab der Ritter Worthley, der, aus Aegypten und Griechenland zurückgekommen, die mitgebrachten Zeichnungen wohlwollend sehen ließ. Einen unauslöschlichen Eindruck machten auf Goethe die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronton der Akropolis; sein Interesse dafür war um so stärker, als er, durch die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menschlichen Körper jetzt ein besonderes Studium zugewandt hatte. Dann bildete die Ausstellung der Arbeiten der französischen Akademie zu Ende des Augusts wieder eine Epoche in dem regsamen Kunstleben, woran er sich so innig betheiligte. „Was ich thun kann, thue ich," meldete er in die Heimath, „ich häufe von allen diesen Begriffen und Talenten so viel auf mich, als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Reellste mit." Es war aber auch, als ob sich Alles zu seinen Gunsten verschworen hätte, damit er beladen mit einer Fülle der herrlichsten Kunstanschauungen in die Heimath zurückkehrte. So

mußte denn gerade der Bildhauer Trippel, der Goethe's Büste für den Fürsten von Waldeck in Marmor arbeiten sollte, auf einen unvergleichlichen, später berühmt gewordenen Apollokopf aufmerksam werden, der bisher unbeachtet in der Sammlung des Palastes Giustiniani gestanden hatte. Selbst daß der große Obelisk des Sesostris damals noch zerbrochen zwischen Schutt und Koth in einem Hofe lag, kam Goethe'n zu Statten; denn er konnte nun die zierlichen Figuren der Spitze, die, wenn er aufgerichtet stand, keinem menschlichen Auge erreichbar waren, betrachten und nachbilden lassen. Zur Belebung seines Interesses für die ägyptischen Kunstwerke gereichte die Ankunft des französischen Architekten Cassas, der von einer Reise in den Orient zurückkehrte. Er brachte nicht bloß Abbildungen von Pyramiden, sondern auch von manchen asiatischen Monumenten z. B. eine Generalansicht der Ruinen von Palmyra, der großen Moschee von Jerusalem und vieles Andere mit, Alles sammt den umringenden Gegenden geschmackvoll mit der Feder umrissen und durch Aquarellfarben belebt.

Indem Goethe sich in diesem reichen Kunstkreise beschauend und, wie sich später zeigen wird, auch ausübend bewegte, war es natürlich, daß er jede Berührung mit der hohen und vornehmen Welt abzulehnen und sein Halb-Incognito möglichst zu behaupten suchte. Man gab sich Mühe genug, ihn aus seiner fleißigen Stille herauszuziehen; namentlich wünschte der Cardinal Staatssecretär Buoncompagni seine Bekanntschaft; aber er spielte den Italiener mit den Italienern, wich aus, versprach, verzögerte, versprach wieder und ließ unterdessen die Zeit des Landaufenthaltes heranrücken, wo die Sache ganz in

Vergessenheit kommen konnte. „Ich scheue mich," schrieb er in die Heimath, „vor den Herren und Damen, wie vor einer bösen Krankheit; es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe." So mied er auch alle zärtlichen Verhältnisse und Werther-Abenteuer, die ihn von seinem Hauptzweck hätten abhalten können. Ueber einen kleinen Ball im Garten hinter seiner Wohnung, wozu er auch eingeladen ward, schrieb er am 30. Juli: „Ungeachtet jetzt keine Jahreszeit des Tanzes ist, so war man doch ganz lustig. Die italienischen Mäuschen haben ihre Eigenthümlichkeiten, vor zehn Jahren hätten einige passiren können; nun ist diese Ader vertrocknet." Dafür war aber sein Verkehr mit Künstlern um so reger, und auf Rechnung eben dieses Verkehrs können wir zum guten Theil die innere Umwandlung setzen, welche Goethe in Italien erfuhr. Das frische, jugendliche, natürliche, akademisch-ungebundene Wesen, das den Kreisen solcher Männer eigen ist, die sich freien, idealen Bestrebungen hingeben, die wechselseitige Duldsamkeit, die sich dort zur entschiedensten Ausprägung der Individualität gesellt, die sittliche und religiöse Liberalität, die heitere Jovialität, die in solcher Atmosphäre am leichtesten gedeiht, konnten auf Goethe nicht ihre Wirkung verfehlen. Je mehr er die Süßigkeit des jetzigen Lebens empfand, je verhaßter mußten ihm die verschrobenen Gesellschaftsverhältnisse, von denen er selbst an dem liberalen weimarischen Musenhofe nicht verschont geblieben war, und die Sisyphuslast der Berufsarbeiten werden, an denen er sich Jahre lang abgemüdet hatte.

Ueberblicken wir den Cirkel von Künstlern und Kunstliebhabern, der ihn hier umgab, so finden wir Hackert und

Tischbein nur eine kurze Zeit demselben angehörig, da ihre Verbindungen in Neapel sie bald dorthin zurückriefen.*) In Tischbein's Charakter konnte sich Goethe auch auf die Dauer nicht recht finden; er zeigte sich nicht ganz so rein, natürlich und offen, wie Goethe es wünschte; doch mußte dieser seine vielen trefflichen Eigenschaften hochschätzen und blieb mit ihm in gutem Verständniß und lebendigem Briefverkehr. Sehr erfreulich gestaltete sich das Verhältniß zu Angelica Kaufmann und ihrem Gatten, dem Maler Antonio Zucchi aus Venedig. Angelica's große Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre und Zarte, ihre schätzenswerthen Talente und eine unglaubliche Bescheidenheit machten ihren Umgang äußerst angenehm. Es stand bald als hergebracht fest, daß Goethe an Sonntagen ihre wohlbesetzte Mittagstafel theilte, nachdem

---

*) Tischbein hatte schon im December 1786 ein Bildniß von Goethe begonnen, das sich jetzt der Vollendung näherte. Vergl. darüber außer Goethe's Briefen vom 29. December 1786, vom 17. Februar und vom 27. Juni 1787 noch die „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder ꝛc." (herausgegeben von Wagner) S. 273 ff. Er ward in Lebensgröße dargestellt als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, im Freien zwischen Sitzen und Liegen auf einem umgestürzten Obelisken ruhend, die tief im Hintergrund liegende Campagna di Roma gedankenvoll überschauend. Neben ihm liegt ein verstümmeltes Basrelief, die Erkennung der Iphigenie und des Orestes vorstellend. Das Bild fand seinen Platz in des Dichters Vaterstadt, in einem Saale des Freiherrn von Rothschild. Keßler's „Gedenkblätter an Goethe" enthalten eine schöne Lithographie nach demselben.

sie vorher zusammen durch eine wahre Backofenhitze in irgend eine Gemäldesammlung gefahren waren. Zur Tischgesellschaft gehörte dann auch regelmäßig der schon hochbejahrte sachsen-gothaische und russische Hofrath Reiffenstein, einst der vertraute Freund Winckelmann's, der seit dem Anfange der sechsziger Jahre in Italien ganz dem Studium des Alterthums und der schönen Künste lebte und einen Jahrgehalt von der Kaiserin von Rußland bezog, ein Mann, der ungeachtet einiger Schwächen, wegen seiner seltenen Güte und Würde des Charakters allgemeine Achtung und Zuneigung in dem römischen Künstlerkreise genoß. Zu diesem Kreise hielten sich ferner der Maler Hirt, schon längere Zeit her in Rom dem Studium der alten und neuern Bau- und Bildwerke ergeben, und der schon erwähnte Moritz, obgleich selbst kein bildender Künstler. Er war nach Rom gekommen, um durch eine Reisebeschreibung sich die Mittel einer Reise zu verschaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorschuß geleistet; aber tagtägliche Gespräche mit den Künstlern und das fortwährende Anschauen vieler Kunstwerke ließen ihn den Plan fassen, zunächst eine Götterlehre der Alten in rein menschlichem Sinne zu schreiben, wobei ihm der Verein belehrend an die Hand ging. Auf Abendspaziergängen theilte er Goethe'n die Resultate seines täglichen Studiums mit und füllte dadurch in dessen Kenntniß der Antiquitäten manche Lücke auf eine bequeme Weise aus. Der Schweizer Heinrich Meyer, der seit einigen Jahren in Rom studirte, die antiken Büsten in Sepia trefflich nachbildete und bedeutende Kenntnisse in der Kunstgeschichte besaß, gehörte auch schon zu Goethe's Freunden, obwohl er als ein fleißiger, in der Anwendung der

Zeit gewissenhafter Künstler ihm weniger Stunden, als Andere widmete. Seine Einwirkung auf Goethe beginnt erst in der letzten Zeit des Aufenthaltes in Rom stärker hervorzutreten. Dasselbe gilt von dem Maler Friedrich Bury aus Hanau.*) Mit Lips war Goethe schon von der Lavater'schen Zeit her bekannt. Endlich ist noch des reichen englischen Buchhändlers Jenkins, des römischen Zeichners und Kupferstechers Volpato und des Grafen Frieß zu gedenken, des liberalen Kunst- und Literaturfreundes, in dessen Gesellschaftscirkel Goethe die Bekanntschaft des Abbate Casti machte und diesen eine seiner damals noch ungedruckten galanten Erzählungen recitiren hörte.

Hatten die Versammlungen dieser befreundeten Männer in Goethe's Wohnung auf dem Corso, dem Palast Rondanini gegenüber, geraume Zeit keine Aufmerksamkeit erregt, so wäre er beinahe, gegen den 20. Juli, durch einen Vorfall ganz aus seinem Incognito herausgezogen worden. Als leidenschaftliche Bühnenfreunde wünschten er und seine Genossen, Frau Angelica, die nie das Theater besuchte, mit Cimarosa's Musik und der Virtuosität der Opernsänger bekannt zu machen. Bei den Letzteren stand unser Künstlerkreis in besonderer Gunst, weil

*) Er kommt in Goethe's Briefen aus Italien auch unter den Namen Fritz der Zweite vor. Vgl. die Briefe Goethe's an seinen ersten Fritz (Friedrich von Stein) in den von Ebers und Kahlert herausgegebenen Briefen Goethe's und seiner Mutter (Leipzig 1847) S. 48 u. S. 50, wo es unrichtig heißt: „Herr Burg von Hanau, sonst Fritz der Zweite."

von ihm, der eine der vordersten Bänke im Parterre einzunehmen pflegte, immer die lebhafteste Anerkennung, der lauteste Beifall ausging. Um so bereitwilliger nahmen Jene den Vorschlag auf, gelegentlich einmal in dem großen, kühlen Saale, den Goethe bewohnte, Cimarosa's Musik zum Besten zu geben. Die unvermuthete Ankunft des weimarischen Concertmeisters Kranz gab den Ausschlag zur Ausführung des Vorhabens. So ließ denn Goethe seinen Saal durch Juden und Tapezierer ausschmücken, übertrug einem benachbarten Kaffeewirth, die Erfrischungen zu besorgen, und lud seine Freunde und wem er eine Gegenartigkeit schuldig war, zu dem Concerte ein. Unter den offenen Fenstern versammelte sich in der schönen Sommernacht eine Masse von Menschen, die, als wären sie im Theater, die Gesänge weidlich beklatschten. Ja, ein großer, mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen hielt auf seiner nächtlichen Lustrunde unter den Fenstern still, ließ gleichfalls lebhaftes Beifallklatschen erschallen und gesellte dann eine von allen Instrumenten begleitete Baßarie aus eben der Oper hinzu, die man im Saale stückweise vortrug. Von oben wurde nun hinwieder voller Beifall gespendet, das Volk stimmte mit ein, und so ward das Privatconcert unsers Dichters zu einem öffentlichen römischen Nachtfeste.

Goethe ließ es sich nicht irren, daß er hierdurch in seinem ganzen Stadtviertel in den Ruf des Reichthums und vornehmer Geburt kam, und verharrete nach wie vor in seinem stillen Fleiße. Es war ihm nicht bloß um das Schauen, sondern auch um das Leisten zu thun; noch einmal war jetzt in

Rom, besonders auf Hackert's Anregung, jener alte Wunsch erwacht, daß „die innere Schöpfungskraft, die seine Seele füllte, ihm in den Fingerspitzen nun auch bildend würde." Schon in der ersten Hälfte Juni's, wo er mit Hackert eine Excursion nach Tivoli machte, ließ er sich von diesem in der Kunst, „die Natur abzuschreiben" unterrichten. Dann heißt es zu Anfange Juli's: „Im Zeichnen fahr' ich fort, Geschmack und Hand zu bilden; ich habe Architektur angefangen ernstlicher zu treiben. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe setzen. Die rechte Methode wird mir von den Künstlern angedeutet. Ich halte mich zusammen, was möglich ist." Unter dem 22. Juli meldete er, er habe eine Landschaft erfunden und gezeichnet, die ein geschickter Künstler, Dies, in seiner Gegenwart colorire. Am 31. wurden einige Mondscheine auf's Papier gebracht und „sonst allerlei gute Kunst getrieben." Und so heißt es auch noch in einem Briefe ohne Datum aus dem August, er müsse in der Landschaft und im Zeichnen überhaupt fortrücken, es koste was es wolle. Als ihn aber, seit dem häufigen Besuche der Sixtinischen Capelle, in der letzten Hälfte des August „das A und O aller bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt," meinte er, mit dem Zeichnen gehe es gar nicht, und warf sich daher auf's Modelliren. Allein unter dem 15. September, wo er von dem bevorstehenden Aufenthalt auf dem Lande spricht, heißt es wieder: „Es wird dort recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar Nichts mehr wissen, als Etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal

auflöse. Seinem eigenen rastlosen Eifer kamen aber auch alle Künstler, alt und jung, entgegen und halfen ihm, wie er schrieb, „sein Talentchen zuzustutzen und zu erweitern." So unterwies ihn Verschaffeldt, der Sohn jenes Mannheimer Directors,*) in der Perspective, und Reiffenstein, der sich in der enkaustischen Malerei und der Kunst, Glaspasten von Cameen mit vielfarbigen Lagen zu verfertigen, mit glücklichem Erfolge versucht hatte, gab ihm in Beidem die bereitwilligste Anleitung.

Der Kampf zwischen bildender Kunst und Poesie mußte einmal von Goethe bis zu völliger Entscheidung durchgekämpft werden, und aus diesem Kampfe sind auch dem Dichter große Vortheile erwachsen; sonst hätten wir es zu beklagen, daß er in Italien sich nicht ausschließlicher der Kunst gewidmet hat, wofür er von der Natur bestimmt war. Welche herrliche poetische Blüthen hätten sich nicht auf diesem Boden, in dieser Umgebung, in dieser freien und frohen Gemüthsstimmung entwickeln können! So aber beschränkt sich der dichterische Ertrag der vier Monate, die wir hier zunächst betrachten, auf die Vollendung seines Egmont und den Anfang einer Umarbeitung von Erwin und Elmire. An neuen poetischen Ideen fehlte es nicht, aber es kam Nichts über die erste dunkle Conception hinaus. Mit dem, was er über „allerlei Kunst" gedacht, wollte er später seinen Wilhelm Meister recht anschwellen. Selbst an jene dramatischen Sachen hätte er auch vielleicht noch nicht die letzte Hand

*) S. Thl. I, S. 399.

gelegt, wenn nicht das Erscheinen seiner Schriften bei Goeschen ihm ein Sporn gewesen wäre. Er erhielt die vier ersten Bände zugesandt und schrieb darüber am 22. September: „Es ist mir wirklich sonderbar zu Muthe, daß mich diese vier zarten Bändchen, die Resultate eines halben Lebens, hier in Rom aufsuchen. Ich kann wohl sagen: es ist kein Buchstabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre. Meine Sorge und Hoffnung ist, daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben."

Zu dem Streit der Interessen für bildende Kunst und Poesie gesellte sich noch ein anderer, nicht minder bewegter. Das botanische ἓν καὶ πᾶν, das ihm in Sicilien zur Klarheit geworden war, die gewonnene Einsicht, daß in demjenigen Organe der Pflanze, welches wir als Blatt anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen sey, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne, dieser geniale Grundgedanke erlaubte keinen Stillstand, sondern trieb zu unabläßigem Forschen vorwärts. Da ihm aber, um sich selbst aufzuklären, mündliche Mittheilung fast unentbehrlich war, so versuchte er es mit Moritz, und hatte die Freude, an ihm einen empfänglichen, immer selbst mit Schlüssen vorrückenden Schüler zu finden. Weniger mittheilend zeigte er sich über sein Grundprincip, die Kunstwerke zu erklären, obwohl es ihn auf Schritt und Tritt beschäftigte. Es war „eigentlich auch ein Columbisches Ei," wie er sagte, „ein Capitalschlüssel, der ihm das auf einmal aufschloß, woran sich Künstler und Kenner schon seit der Wiederherstellung der Kunst zersucht und zerstudirt hatten." Die geliebte Göttin, die Natur, erschien

ihm selbst als eine Künstlerin, die nach geheimen Intentionen und Ideen im Stoffe wirkt, aber in der Kreuzung so vieler äußerlichen Bedingungen, hinter ihren Absichten zurückbleibt. Das Schöne war ihm nun die wirkliche, reine Erscheinung jener Naturideen, und die Kunst die würdigste Auslegerin der Geheimnisse, welche die Natur ihren auserwählten Lieblingen deutbar genug entgegenbringt. „Die hohen Kunstwerke der Alten," schrieb er damals, „sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott!" Und an einer andern Stelle seiner Briefe heißt es: „Die Kunst wird mir wie eine zweite Natur, die, gleichwie Minerva aus dem Haupte Jupiter's, so aus dem Haupte der größten Menschen geboren worden."

Ungeachtet so Theorie und Ausübung, Kunst und Natur sich um sein Interesse stritten, und er, nach seinem eigenen Geständnisse, „vielleicht nie in seinem Leben operosere, mühsamer beschäftigte Tage zubrachte," als damals: so war er doch vielleicht auch nie in seinem Leben glücklicher und zufriedener. Denn er fühlte sich täglich, stündlich von Außen bereichert, von Innen wachsend. Es war ihm, als wäre er „umgeboren, erneuert und ausgefüllt." Besonders freute es ihn, zwei „Capitalfehler" entdeckt zu haben, die ihn bisher sein ganzes Leben hindurch verfolgt und gepeinigt hatten. Der eine war, daß er nie das Handwerk einer Sache, die er treiben wollte, lernen mochte. Daher, meinte er, sey es gekommen, daß er mit so viel natürlicher Anlage so wenig gemacht und gethan habe. Der andere, nahe verwandte Fehler bestand

darin, daß er nie so viel Zeit auf eine Arbeit oder Geschäft hatte verwenden mögen, als dazu erfordert wurde. Man muß gestehen, daß diese Entdeckungen von der schärfsten und aufrichtigsten Selbstbeobachtung zeugen. Und so ward er auch noch auf einen dritten Mangel aufmerksam, der ihm bis dahin angehaftet hatte. „Gott sey Dank," schrieb er am 20. Juli, „ich fange an, von Anderen lernen und annehmen zu können." Er würdigte jetzt ganz den Vortheil, der in einem regen Tausche der Geister liegt, und erkannte das Bedenkliche des autodidaktischen Treibens. „Wenn man sich selbst lehrt," sagte er, „so ist die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorschritte müssen kleiner und langsamer seyn."

Indem wir nun auf einen Augenblick die Darstellung seines zweiten Aufenthaltes zu Rom unterbrechen, wie er ihn selbst durch eine Villeggiatur von einigen Wochen unterbrach, haben wir zunächst den Egmont näher zu betrachten, der, obwohl in seiner ersten Conception und Bearbeitung sogar bis in die vorweimarische Zeit zurückreichend, doch jetzt erst zu seinem völligen Abschluß gelangte.

Diese Tragödie wurde schon im Jahr 1775 in Frankfurt begonnen, und, nach Goethe's eigener Angabe, beinahe „zu Stande gebracht." *) Er schrieb daran fleißig in den letzten Tagen vor der Abreise nach Weimar in lebhafter Gemüthsaufregung; und diese Seelenstimmung, meint er, möge wohl dem Stücke zu Gute gekommen seyn, „das, von so viel Leidenschaften bewegt, nicht gut von einem ganz Leidenschaftlosen hätte geschrieben

*) Goethe's Werke, Bd. 22, S. 406.

werden können.“ In Weimar ward es zu verschiedenen Zeiten wieder aufgenommen, im Frühjahr 1782, so gut es gehen wollte, zu einem gewissen Abschluß gebracht, und am 5. Mai an Möser's Tochter abgeschickt. Aber erst in Rom sollte das Stück zu einer den Dichter selbst befriedigenden Vollendung gedeihen. Am 5. Juli 1787 meldete er, sein Egmont sey in der Arbeit, und er hoffe, er werde gerathen; wenigstens habe er immer unter dem Machen Symptome gehabt, die ihn noch nicht betrogen hätten. Der erste Act sey in's Reine und zur Reife, es seyen ganze Scenen im Stücke, an die er nicht zu rühren brauche. „Ich bin fleißig,“ berichtet er am 9. Juli weiter, „mein Egmont rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Scenen spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb; man wird Vieles jetzt für Pasquill halten.“ Am 16. Juli war er schon bis in den vierten Act gekommen, am 30. damit so gut wie fertig. „Ich fühle mich recht jung wieder,“ fügt er dieser Nachricht bei, „da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen!“ Ein Brief endlich vom 5. September beginnt: „Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird; denn heute ist Egmont eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Personen sind geschrieben, und einige Lücken, die ich gelassen hatte, ausgefüllt worden; nun freue ich mich schon im Voraus auf die Stunde, in welcher Ihr ihn erhalten und lesen werdet.“

Es wäre gewiß von Interesse, genau zu wissen, was von dem Stücke der Frankfurter, der Weimarischen und der Römischen Zeit angehört; allein die uns hierüber hinterlassenen

Andeutungen sind sehr unzureichend, und das Chorizontengeschäft nach dem Eindruck anzustellen, den die verschiedenen Scenen machen, hat sein Bedenkliches, indem wahrscheinlich nur wenige Scenen später ganz neu hinzugekommen, dagegen die meisten überarbeitet und manche Lücken darin ausgefüllt worden sind. So viel dürfen wir aber als sicher annehmen, daß, wie die Conception, so auch die Hauptmasse der Ausführung dem Jahre 1775 zugehört, und daß namentlich die mehr in Shakspeare's Styl oder in niederländischer Art behandelten Partieen (von den Brüsseler Volksscenen hörten wir ihn oben es selbst bekennen) schon damals bis in's Einzelne ausgearbeitet wurden. Ein großer Theil des vierten Aufzuges scheint gegen Ende 1778 entstanden zu seyn; von der Scene zwischen Alba und seinem Sohne und dem Monologe Alba's berichtet Riemer es ausdrücklich, daß sie zu Anfange des Decembers 1778 gedichtet worden. Andere Partieen, die sich dem idealisirenden Style Tasso's und der Iphigenie annähern, wie die zweite Scene des fünften Actes (Egmont allein im Gefängniß) und noch Vieles aus diesem Aufzuge möchte man der Italienischen Zeit zutheilen; die Sprache geht hier stellenweise in förmliche Rhythmen über, häufig in fünffüßige Jamben, bisweilen in jambische Senare oder in Alexandriner, z. B.:

Warum denn jetzt, der du so oft gewalt'ge Sorgen,
Gleich Seifenblasen, dir vom Haupte weggewiesen,
Warum vermagst du nicht die Ahnung wegzuscheuchen,
Die tausendfach in dir sich auf und nieder treibt?

Mit Sicherheit läßt sich jedoch von diesen Partieen die Entstehungszeit nicht angeben, da eine solche rhythmische Prose

ja auch in der ältesten Form der Iphigenie erscheint und also Goethe'n schon in den ersten Weimarischen Jahren geläufig war. Nach der Zeit zu urtheilen, die er in Italien auf die einzelnen Acte verwandt, muß er allerdings zum fünften Aufzuge das Meiste hinzugethan haben. Der opernartige Schluß gehört wohl ziemlich sicher dieser Epoche an und gibt den Einfluß von Goethe's damaliger Beschäftigung mit dem Singspiele zu erkennen.

Daß ein Drama, dessen Gestaltung sich durch zwölf Jahre hindurchzieht, nicht, gleich dem Götz und Clavigo, wie aus Einem Gusse hervorgegangen aussieht, darf uns nicht Wunder nehmen. Indeß können wir nicht in das Urtheil einstimmen, daß die ungleichartigen Bestandtheile des Stückes ganz unverbunden neben einander liegen, sondern finden sie vielmehr so glücklich mit einander verschmolzen, als bei der Heterogeneität der Theile nur immer möglich war. Die Götzischen Volksscenen stechen gegen die in edlerm Styl gehaltenen Partieen gewiß nicht stärker ab, als so manche possenhaft humoristische Scene bei Shakspeare gegen eine benachbarte hochpathetische. Und was besonders das Verletzende der Ungleichartigkeit im Egmont mildert, ja aufhebt, das ist, daß sich das Stück im Ganzen mit jedem Acte stufenweise zu dem idealisirenden Tone emporhebt, bis es zuletzt mit lyrischem Schwunge ausklingt.

Diese Verknüpfung des frühern individualisirenden Styls, wie ihn Götz von Berlichingen zeigt, mit dem idealisirenden späterer Dramen in Einem und demselben Stücke ist jedoch nicht ganz allein auf Rechnung des Umstandes zu setzen, daß die Entstehung desselben so verschiedenen Entwickelungs-Epochen

des Dichters angehört. Wäre auch das Drama im Jahre 1775 vollendet worden, so würde es ohne Zweifel immer noch, mit dem Götz verglichen, eine Annäherung zur strengern, beschränktern Form kundgegeben haben. War der Dichter doch schon mittlerweile im Clavigo, bei einem freilich einfachen Sujet, zur regelmäßigern Gestaltung des dramatischen Stoffes zurückgekehrt. Nachdem er sich einmal im Götz den Shakspeare, wie er es selbst ausdrückt, größtentheils „vom Halse geschafft," mußte sein angeborner Formsinn sich wieder stärker geltend machen. Wie uns jetzt der Egmont vorliegt, hat er eine sehr einfache und symmetrische Gliederung, und ist, wenn auch nicht nach den griechisch-französischen Regeln gebaut, doch sehr weit von dem stürmischen Scenengewühl des Götz entfernt. Der ganze Stoff zerfällt durch die Acteinschnitte in gut gesonderte Gruppen, und die Scenen der einzelnen Aufzüge sind, wie Riemer treffend bemerkt, gewissermaßen antistrophisch an einander gereiht.

Weicht nun hierin unser Drama vom Götz von Berlichingen ab, so ist es ihm dagegen in einer andern Beziehung innig verwandt. Auch hier bildet weder eine außerordentliche Handlung, noch eine besondere Leidenschaft den innersten Kern des Stückes, sondern ein Charakter ist sein Gegenstand; die Einheit liegt im Helden. „Hier ist keine hervorstechende Begebenheit," sagt Schiller in seiner bekannten Recension, „keine vorwaltende Leidenschaft, keine Verwickelung, kein dramatischer Plan, Nichts von dem Allen; eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelnen Handlungen und Gemälde, die beinahe durch Nichts als durch den Charakter zusammengehalten werden, der

an Allem Antheil nimmt, und auf den sich alle beziehen." Warum Goethe dieser Gattung des Dramas treu bleiben mußte, hat Ulrici in seinem Werke über Shakspeare's dramatische Kunst vortrefflich erörtert; die Ursache lag in seiner ganzen Weltanschauung. Der Grundton des ganzen Goethe'schen Zeitalters und der organische Mittelpunkt der Goethe'schen Poesie ist das lebendige Bewußtseyn der Unendlichkeit des subjectiven Geistes, das sich in dem Ringen nach einer unbegrenzten Freiheit, in dem Streben, alle Fesseln, auch die innersten, geistigsten, zu zerbrechen, äußert, und sich in Faust auf seinem Gipfelpunkte zeigt. Daraus folgt nun, daß von einem historischen Drama im Shakspeare'schen Sinne bei Goethe nicht füglich die Rede seyn kann. „Denn die Geschichte'" sagt Ulrici, „hört auf Geschichte zu seyn, wenn sie nur aus der Subjectivität einzelner Helden oder bedeutender Männer hervorfließen, nur darin sich concentriren und abspiegeln soll. Götz von Berlichingen und Egmont haben zwar einen historischen Charakter; in der That aber ist es nicht die Geschichte, sondern nur das Leben und der Charakter Götzen's und Egmont's, was zur unmittelbaren Anschauung kommt; und will man daher das geschichtliche Element in ihnen urgiren, so kann man sie nur als dramatische Biographieen, nicht als historische Dramen gelten lassen. Denn die Objectivität des allgemeinen Lebens und Geistes der Zeit, Charakter und Schicksal der Völker, die großen historischen Verhältnisse und Zustände, kurz das Geschichtliche, das überall über das Einzelleben hinausragt, kommt nur so weit zur Darstellung, als es zur Charakteristik jener Männer nöthig war. Diese Objectivität greift außerdem

nicht unmittelbar thätig in die Action ein, sondern bildet nur einen passiven, repräsentativen Hintergrund, oder wirkt höchstens durch Unterlassungen und Hemmungen auf negative Weise."

Fragt man, wie Goethe gerade auf diese Partie der Geschichte, die im Egmont behandelt ist, und auf diesen Charakter geführt ward, so gewinnen wir die zuverlässigste Antwort, wenn wir seine eigenen zerstreuten Andeutungen zusammenstellen. „Im Götz von Berlichingen," sagt er, „hatte ich das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach meiner Art abgespiegelt," d. h. auf einem bedeutungsvollen historischen Hintergrunde hatte er ein Charakterbild entworfen, wie er es aus seinem eigenen Innern mit reichem Leben, mit „interessantem Detail" ausstatten konnte. Jetzt wünschte er auf politischem Hintergrunde einen ähnlichen Charakter auszuführen, welcher gleichfalls Fleisch von seinem Fleische, Blut von seinem Blute wäre, und so gewann die Geschichte des Aufstandes der Niederlande, und darin vor Allem der „menschlich ritterliche" Egmont seine Aufmerksamkeit. Um aber das Bild mit größerer Liebe ausführen, um sich selbst in seinem Helden voller und reiner reflectiren zu können, verwandelte er den bejahrten historischen Egmont in einen jugendlichern, den Hausvater in einen Unbeweibten, den durch mancherlei Verhältnisse Begrenzten in einen Freien und Unabhängigen, und gab ihm nun die Eigenschaften, die er selbst besaß, die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich und Anderen, die freie Kühnheit, die Unerschrockenheit und Großmuth, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen, die er auch seinem Clavigo geliehen hatte. So ward Egmont ein Abbild des Dichters

selbst, und man darf behaupten: Goethe würde, wenn ihn als Jüngling das Schicksal auf einen ähnlichen Schauplatz gesetzt hätte, nicht viel anders, als Egmont, sich den Weltereignissen gegenüber gestellt haben; sie hätten ihn nicht abgehalten, das Daseyn zu genießen, und, wie Schiller von Egmont sagt, jede Blume aufzulesen, die er auf seinem gefährlichem Wege fand. Ja, es läßt sich in gewisser Beziehung Egmont als eine poetische Anticipation Goethe's betrachten, wie dieser sich nachher den großen Zeitereignissen gegenüber verhielt, wie er in der Champagne unter Mühen und Gefahren den heitersten Sinn, das offenste Auge für alles Schöne bewahrte, unter dem Zusammensturz aller politischen Verhältnisse sich an Kunst und Wissenschaft labte, und in die „Verwüstung hinein harfenirte.*)

Man hat es auffallend gefunden, daß Goethe in Egmont und Götz die Idee der Freiheit verherrlicht hat, die er später in den „Aufgeregten" und im „Bürgergeneral" satirisch angegriffen. Um diesen anscheinenden Widerspruch zu lösen, braucht man nicht einmal in Betracht zu ziehen, daß jene vor, diese nach der französischen Staatsumwälzung gedichtet worden. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, wie wenig die beiden Paare von Dramen unter einem solchen Gesichtspunkte einander entgegengesetzt werden können. Greift Goethe in den späteren Dramen die politischen Neuerer an, so steht er in den beiden älteren nicht minder auf conservativem Standpunkte. Vom Götz ist dieß früher von uns nachgewiesen worden, und vom Egmont deutet der Dichter es selbst an, daß er auf der Seite alt-

*) Weissagungen des Bakis, Nr. 11.

hergebrachter Zustände sey, die sich vor dem revolutionären Treiben strenger, gut berechneter Despotie nicht halten könne. Und dann bildet ja nicht sowohl die Begeisterung für Volksfreiheit, als vielmehr das Vollgefühl seiner persönlichen Freiheit den Nerv seines Charakters. Gerade wie Götz, und wie der Dichter selbst, will er mitten unter den Beschränkungen und Gefahren der Zeit, und diesen Gefahren zum Trotz, seine volle Persönlichkeit frei und froh entfalten. Wie sollte sich auch ein Charakter, wie Schiller den Goethe'schen Egmont treffend skizzirt, „ein wohlwollender, heiterer und offener Mensch, Freund mit der ganzen Welt, voll leichtsinnigen Vertrauens zu sich selbst und zu Anderen, liebenswürdig, sanft, ein Charakter der schönen Ritterzeit, prächtig und etwas Prahler, sinnlich und verliebt, ein fröhliches Weltkind" — wie sollte dieser Charakter sich zu einem politischen Freiheitshelden qualificiren? Zwar haben seine Gastmahle und Gelage, wie die Regentin sagt, „den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte." Seine Scherzreden setzten die Gemüther des Volkes in Bewegung, der Pöbel stutzte über die neuen Livreen, die thörichten Abzeichen seiner Bedienten. Aber der scharfblickende Macchiavell erkannte die Absichtslosigkeit dieser Possen. Und Egmont nennt sie selbst ein Fastnachtsspiel, „Thorheiten, in einem lustigen Augenblick empfangen und geboren, kurze bunte Lumpen, die ein jugendlicher Muth um des Lebens arme Blöße hängt." Er ist bei aller Freundlichkeit gegen das Volk ein ächter Aristokrat, der von den Adelsprivilegien Nichts wegzugeben gesonnen ist. Der Gedanke aber, sich des Einflusses,

den er auf das Volk hat, zur Vertheidigung jener Privilegien zu bedienen, liegt ihm sehr fern; er ermahnt die Bürger, sich nicht auf den Straßen zusammenzurotten. „Ein ordentlicher Mann" ruft er ihnen zu, „der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht." Dem Herzog Alba gegenüber erscheint er allerdings als ein kühner Wortführer der Freiheit; allein gerade die Kühnheit, womit er spricht, beweis't, daß er sich nicht als Volksführer gegen die despotischen Anschläge des Königs denkt. Den letzten schweren Gang zum Tode erleichtert er sich freilich durch die Vorstellung, daß er als ein Opfer für die Freiheit falle; aber er ist zum Märtyrer derselben geworden, nicht weil er ein heroisches Wagestück für sie unternommen, sondern weil ihn dämonische Arglosigkeit verblendete.

Bekanntlich vermißte Schiller im Goethe'schen Egmont Größe des Charakters und konnte es nicht billigen, daß in dem Trauerspiele aus einem Gatten und Vater zahlreicher Kinder ein unverheiratheter Liebhaber ganz gewöhnlichen Schlages gemacht sey; durch diese Verwandlung habe der Dichter den ganzen Zusammenhang in Egmont's Verhalten zerstört. Jetzt erscheine sein Bleiben, welches beim historischen Egmont in der zärtlichen Sorge für die Familie begründet gewesen, durchaus nicht gehörig motivirt. Das Letztere muß man bestreiten. Das Betragen des Goethe'schen Egmont's ist vollkommen durch seinen Charakter motivirt, und dieser Charakter ist ganz in sich zusammenhängend und poetisch wahr. Daß es ihm an Größe fehle, kann man zugeben, und dennoch Goethe's Stück in seiner Art vortrefflich finden. „Nach Schiller's Idee," sagt

Hoffmeister, „wäre ein ganz anderes, und bei gleich musterhafter Ausführung sicherlich ein Drama höheren Styls entstanden. Aber wer will es Goethe'n verargen, daß er sich die Aufgabe niedriger stellte, wenn er sie so herrlich lös'te?" Oder, wie wir lieber sagen würden, wer kann es ihm verdenken, daß er den Charakter so auffaßte und darstellte, wie er in dem Kreise seiner Lebensansicht und innern Erfahrung lag? Goethe hatte nun einmal nicht den heroischen Sinn Schiller's, welcher von dem Helden einer Tragödie die Würde und den Ernst verlangte, die nur im Streben nach höheren Zielen leben. „Schiller's ganzer Tadel," fügt Hoffmeister treffend hinzu, „stammt aus eigenen, mitgebrachten Ideen, nicht aus dem lebensreichen, edelmenschlichen dramatischen Gemälde, welches ein Gesetz nicht anzuerkennen braucht, unter dem es nicht geboren ist." *)

Ueber die anderen Charaktere des Stückes müssen wir uns kürzer fassen. Oranien, den eine einzige Scene meisterhaft zeichnet, bildet in mancher Rücksicht einen Contrast zu Egmont. Scharfblickend, vorsichtig, diplomatisch, entschlossen, ist er der

---

*) Goethe sagte selbst in den Gesprächen mit Eckermann (I, 327): „Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will („und kann," hätte er hinzusetzen können), und darnach die Natur seiner Charaktere einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen seyn. Ich mußte also einen andern Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dieß ist, wie Clärchen sagt, mein Egmont.

Mann, wie ihn ein unterdrücktes Volk, das sich der Tyrannei erwehren will, als Haupt bedarf. Er steht immer, nach seinem eigenen Bekenntniß, wie über einem Schachspiel und hält keinen Zug des Gegners für unbedeutend; ihm däucht es Pflicht, Beruf eines Fürsten, die Gesinnungen, die Rathschläge aller Parteien zu kennen. Der Gedanke, vor dem sich Egmont entsetzt, daß ein kühner Schritt von Seiten der Fürsten sogleich den Krieg entzünden und Tausende dem Verderben weihen werde, vermag ihn nicht zu entmuthigen. Er fühlt seinen Werth und antwortet: „Ziemt es sich, uns für Tausende hinzugeben, so ziemt es sich auch, uns für Tausende zu schonen."

Den Charakter der Regentin hielt Schiller für entbehrlich und ließ ihn bei der Bühnenbearbeitung des Stückes weg. Das Publikum vermißte ihn ungern, und Goethe opferte diese Figur nur mit Widerstreben, fand aber in Schiller's „grausamer Redaction" doch eine solche Consequenz, daß er sie nicht wieder einzulegen wagte. Noch im spätesten Alter sprach er sich mißbilligend über jene Redaction gegen Eckermann aus. Dieser äußerte, es scheine ihm in vielfacher Hinsicht nicht gut, daß die Regentin fehle, denn nicht allein, daß das Ganze durch die Fürstin einen höhern, vornehmern Charakter gewinne, so sehe man auch die politischen Verhältnisse, besonders in Bezug auf den spanischen Hof, durch ihren Dialog mit Macchiavell reiner und entschiedener hervortreten. „Ganz ohne Frage," erwiederte Goethe; „und dann gewinnt auch Egmont durch den Glanz, den die Neigung der Fürstin auf ihn wirft, so wie auch Clärchen gehoben erscheint, wenn wir sehen, daß sie, selbst über Fürstinnen siegend, Egmont's ganze Liebe besitzt. Dieses

sind alles sehr delicate Wirkungen, die man freilich ohne Gefahr für das Ganze nicht verletzen darf." Eckermann bemerkte noch, es wolle ihm scheinen, daß auch, bei den vielen bedeutenden Männerrollen, eine einzige weibliche Figur zu schwach erscheine, und durch die Regentin das Gemälde mehr Gleichgewicht erhalte. Auch dieser Ansicht stimmte Goethe bei, indem er hinzufügte: „Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war." Der Charakter der Fürstin ist meisterhaft ausgeführt; sehr heterogene Elemente, hohe Regentenweisheit, durch vieljährige Erfahrung in Staatssachen gereift, und weibliche Reizbarkeit und Neigungsbedürftigkeit sind zu einem lebendigen und wahren Bilde verschmolzen. Eben so hat der Dichter ihren Vertrauten, Macchiavell, mit wenigen Strichen als einen Mann von dem klarsten und feinsten politischen Scharfblick gezeichnet — freilich eine anachronistische Figur, wenn Goethe dabei den (1527 gestorbenen) berühmten Florentiner im Sinne hatte.

In Betreff Clärchen's mußte Goethe sogleich von den Weimarischen Freunden, denen er zuerst das fertige Stück mitgetheilt hatte, mancherlei Ausstellungen vernehmen. Herder's Bedenken waren ihm nicht ganz klar, doch es schien ihm, daß dieser „eine Nuance zwischen der Dirne und der Göttin vermisse." Darauf antwortete der Dichter: „Da ich das Verhältniß zu Egmont so ausschließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß

dieser Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit setze; da ich sie als Heldin auftreten lasse; da sie im innigsten Gefühl der Ewigkeit ihrem Geliebten nachgeht (oder vielmehr vorangeht, wogegen sich vielleicht Einiges erinnern ließe), und endlich vor seiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: so weiß ich nicht, wo ich die Zwischen-Nuance hinsetzen soll, ob ich gleich gestehe, daß aus Nothdurft des dramatischen Puppen- und Lattenwerks die Schattirungen, die ich eben herzähle, vielleicht zu abgesetzt und unverbunden, oder vielmehr durch zu leise Andeutungen verbunden sind." Er hätte, wie uns scheint, nicht bloß hinzufügen können, was wir ihn oben aussprechen hörten, daß Clärchen durch die Neigung der Fürstin zu Egmont gehoben wird, sondern auch, daß die reine, entsagungsvolle Liebe des edeln Brackenburg einen höhern Glanz auf Clärchen wirft; und darin möchte wohl eine Hauptbestimmung Brackenburg's liegen, dessen tieftragisches Schicksal jedoch auf Kosten der Gesammtwirkung vielleicht etwas zu einläßlich dargestellt ist.

Goethe's Weimarische Freundinnen tadelten ferner noch das allzu laconische Vermächtniß, womit Egmont sein Clärchen an Ferdinand empfiehlt. Darüber beruhigte den Dichter seine Freundin Angelica zu Rom. Abgesehen davon, daß in jener Scene Clärchen's nur auf eine untergeordnete Weise gedacht werden dürfe, um das Interesse des Abschiedes von dem jungen Freunde nicht zu schmälern, der ohnehin in diesem Augenblicke Nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war, so meinte Angelica, es sey dasjenige, was man von dem Helden mündlich erklärt wünschte, in der Erscheinung implicite

enthalten. Da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüthe des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum thue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja, es wolle ihr wohlgefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geschätzt, oder vielmehr nur durch den Genuß geschätzt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme.

Sehr unvortheilhaft urtheilte, wie bekannt, Schiller über die Traumerscheinung; er fand, daß man dadurch aus der wahrsten und rührendsten Situation mit einem Salto mortale in eine Opernwelt versetzt werde, während Riemer im Gegentheil in der Vision die ächte künstlerische Katharsis des Stückes sah. Näher, als das Für und Wider dieser Frage zu erörtern, liegt es uns nachzuweisen, daß ein solcher Abschluß aus einer tiefen Eigenthümlichkeit Goethe's fast mit Nothwendigkeit hergeflossen sey. Wie seine Mutter sich vor jeder heftigen und gewaltsamen Gemüthsbewegung hütete, so mied er auch mit zunehmenden Jahren mehr und mehr alle ergreifend tragischen Eindrücke; ja, er sprach sich im Jahre 1797 in einem Briefe an Schiller die Fähigkeit zur Tragödie ab, weil sie ihn zu mächtig erschüttere. Er habe tragische Situationen, schrieb er, lieber abgelehnt als aufgesucht, indem ihn dabei ein zu großes pathologisches Interesse in Anspruch genommen; er kenne sich zwar selbst nicht genug, um zu wissen, ob er eine wahre

Tragödie schreiben könne, aber er erschrecke bei dem Gedanken an das Unternehmen, und sey überzeugt, daß er sich durch den bloßen Versuch zerstören könne. Diese gewaltsame Wirkung des Tragischen auf ihn war aber in seiner ganzen Weltanschauung begründet. Ihr zufolge war ihm das Tragische, wie Ulrici trefflich erörtert hat, die Vernichtung des menschlich Edlen, Großen, Schönen in und durch sich selbst, die innere Unmöglichkeit, seine eigene Idealität, seine Freiheit und Unendlichkeit durch sich selbst zu verwirklichen und in sich selbst zu behaupten, — mithin etwas ganz Allgemeines, alle Menschen, das ganze menschliche Daseyn Treffendes. Vergleicht man damit das Tragische, wie es Shakspeare zufolge seiner Weltansicht aufgefaßt, so stellt sich dieses nicht als ein nothwendiges Geschick alles Menschlichen dar, sondern es ist nur, weil und sofern das menschlich Große und Edle der Selbstsucht, der blinden Leidenschaft sich hingibt, oder sein Recht mit verletzender Einseitigkeit verfolgt. Hieraus erhellt, warum für Goethe das Tragische herber, erschütternder, niederbeugender seyn mußte; ihm fiel der tragische Held ohne eigentliche Schuld dem Schicksal anheim. Dieses tritt in Egmont besonders deutlich hervor. „Die eigentliche Ursache seines Unterganges," sagt Ulrici treffend, „ist die innere Unmöglichkeit, die volle wahre Freiheit, die ihm vorschwebte, eine Freiheit von aller Sorge, Vorsicht und Besonnenheit, eine spielende, mit der Liebe vermählte Freiheit, der das Leben nur ein bunter, heiterer Frühlingstag ist, zu erringen und zu behaupten." Und dieses Ideal der Freiheit wird nicht vom Dichter für ein falsches, und Egmont's Schicksal nicht als Strafe für eine Verirrung

aufgefaßt; vielmehr steht er ganz auf der Seite seines Helden und muß daher um so schmerzlicher mit ihm leiden. Auch ist er weit entfernt, den Egmont Reue über seinen Leichtsinn äußern zu lassen. Als Ferdinand diesem andeutet, daß er ihn nicht ganz von eigener Schuld freisprechen könne, antwortet er: „Dieß sey bei Seite gelegt. Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen, und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen, dieser Gedanken entschlage ich mich leicht." Stellte sich nun hiernach unserm Dichter das Tragische nothwendig herber und schneidender dar, so mußte er um so mehr den Eindruck desselben durch künstlerische Mittel zu mäßigen und zu mildern suchen, und so zog er, vielleicht weniger mit Bedacht, als aus dunkelm Instinct, die versöhnende und beschwichtigende Macht der Musik heran und spielte den Gegenstand zuletzt in eine mehr phantastische Region hinein, um dem Gemüthe eine größere Freiheit zu geben.

Von diesem Gesichtspuncte aus möchte sich auch am besten die Einführung Ferdinand's erklären, den der Dichter aus einem blutdürstigen Spanier, wie die Geschichte Alba's Sohn darstellt, in einen für Egmont und seine Tugenden schwärmerisch begeisterten Jüngling umgewandelt hat. Einsam, in seinem düstern Kerker, sitzt Egmont, nach Anhörung des Todesurtheils dem vollen Eindruck seines entsetzlichen Schicksals hingegeben. Woher soll er Trost und Erhebung schöpfen? Religiöse Tröstungen liegen dem heitern Weltkinde so fern, wie sie Goethe'n selbst, zumal in der italienischen Periode, lagen. Als eine Strafe, eine Buße für Vergehen und Fehler, kann

er sein Geschick nicht hinnehmen, denn er ist sich keiner Schuld bewußt. Der Gedanke, daß er als ein Opfer für die Freiheit falle, kann ihn unmöglich tief durchdringen, wenn er ihn gleich gegen das Ende des Stückes ausspricht; denn er muß sich im Innersten sagen, daß der Genuß an der Fülle, Freiheit und Schönheit seines eigenen Daseyns die Haupttriebfeder seines Lebens gewesen. Einem solchen Gemüth kann ein frischer Todesmuth nur aus einem Blicke auf das reiche, volle Leben zurück erwachsen; und diesen Blick eröffnet unserm Helden der begeisterte Verehrer und Bewunderer. „Durch ihn," gesteht uns Egmont selbst, „bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls." Und zu Ferdinand sagt er: „Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen sie mir zeigte. Nun endigt sich mein Leben, wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen, hätte endigen können. Ich höre auf zu leben, aber ich habe gelebt." Die Liebe des jungen Freundes zersprengt die Fesseln, womit die Ungerechtigkeit die er dulden muß, sein Innerstes umschnürte; der verzweifelnde Gram desselben ruft seine Fassung und seinen Muth zurück. Und so dient der Charakter Ferdinand's ganz besonders zur Milderung und Mäßigung der tragischen Katastrophe, zur Katharsis des Stückes.

Was endlich die in den Volksscenen erscheinenden Charaktere betrifft, so hat Schiller die Genialität, womit sie ausgeführt sind, unbedingt anerkannt und trefflich entwickelt. „Nicht genug," sagt er, „daß wir diese Menschen vor uns leben und wirken sehen, wir wohnen unter ihnen, wir sind alte Bekannte

von ihnen. Auf der einen Seite die fröhliche Geselligkeit, die Redseligkeit, die Großthuerei dieses Volkes, der republicanische Geist, der bei der geringsten Neuerung aufwallt, und sich oft eben so schnell auf die seichtesten Gründe wieder gibt; auf der andern die Lasten, unter denen es jetzt seufzt, von den neuen Bischofsmützen an bis auf die französischen Psalmen, die es nicht singen soll — Nichts ist vergessen, Nichts ohne die höchste Natur und Wahrheit herbeigeführt. Wir sehen hier nicht bloß den gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist, wir erkennen darin den Niederländer, und zwar den Niederländer dieses und keines andern Jahrhunderts; in diesem unterscheiden wir noch den Brüsseler, den Holländer, den Friesen, und selbst unter diesen noch den Wohlhabenden und den Bettler, den Zimmermeister und den Schneider. So etwas läßt sich nicht wollen, nicht erzwingen durch Kunst. Das kann nur der Dichter, der von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist. Diese Züge entwischen ihm, wie sie demjenigen, den er dadurch schildert, entwischen, ohne daß er es will oder gewahr wird; ein Beiwort, ein Komma zeichnet einen Charakter." Und so liefe denn auch hier unsere Betrachtung auf dieselbe Bemerkung, wie beim Götz, hinaus,*) daß Goethe nach einer Seite hin wenigstens ein ausgezeichnetes Talent für das historische Drama besaß und mit Shakspeare um den Siegeskranz in dieser Gattung hätte ringen können, wenn nur nicht seine durch den ganzen Zeitgeist begünstigte subjective Richtung mit dem rechten historischen Sinne so unverträglich gewesen wäre.

*) Vgl. Thl. II, S. 95 ff.

Viertes Capitel.

Villeggiatur in Frascati und Castel Gondolfo. Die schöne Mailänderin. Rückkehr nach Rom. Kayser. Interesse für Musik und musikalisches Drama. Verzichtleistung auf die Praxis der bildenden Kunst. Carneval. Faust fortgesetzt. Vorbereitungen zur Abreise. Aufbruch von Rom. Zwei Anakreontische Gedichte. Künstlers Erdenwallen und Apotheose. Erwin und Elmire und Claudine von Villabella.

Nachdem gegen den 25. September die große Hitze etwas nachgelassen hatte, führte der Hofrath Reiffenstein unsern Dichter, in Gesellschaft von einigen Künstlern, nach Frascati hinaus. Hier trat nun das Landschaftszeichnen, welches in der letzten Zeit dem Interesse für die menschliche Gestalt und jenen Bemühungen in der Pasten-Fabrication und Enkaustik hatte weichen müssen, wieder auf's Lebhafteste hervor. Mit einem Landsmanne, Georg Schütz, von Frankfurt gebürtig, einem geschickten Künstler, wenn gleich nicht von eminentem Talent, wegen eines gewissen behaglich anständigen Wesens von den Römern il barone genannt, streifte Goethe den ganzen Tag im Freien und selbst noch Abends in den Villen umher, beim herrlichsten Mondschein die frappantesten Motive nachzeichnend, worauf man sich in einem wohleingerichteten Privathause, in welchem Reiffenstein den Wirth machte, um einen großen Ahorntisch zu unterrichtender, aber oft auch neckischer Unterhaltung versammelte. Mitunter wurde eine kleine Excursion nach Albano gemacht und auch auf diesem Wege manche

interessante Skizze hingeworfen, oder, wie Goethe sich ausdrückt, „viele Vögel im Fluge geschossen,“ auch wohl nach der Hauptstadt in die Oper, wo dann die deutsche Künstlerbank dem befreundeten Sängerpersonal kräftig Beifall zuklatschte und sich im hellen, vollgedrängten Saale für die vermißte Himmelsfreiheit entschädigte.

In dem stillern Leben zu Frascati, nicht mehr von dem zahlreichen römischen Künstlerkreise und den Kunstwerken der Hauptstadt umringt, gedachte er oft auf seinen Wanderungen und über dem Zeichnen, so glücklich er sich fühlte, der Weimarischen Freunde mit Sehnsucht. Namentlich stand Herder jetzt seinem Herzen wieder sehr nahe. Das Büchlein „Gott,“ und die Fortsetzung der „Ideen,“ welche dieser ihm sandte, las er mit dem größten Interesse, obwohl sie in seine eigene innere Entwickelung unmöglich ganz harmonirend eingreifen konnten, und spendete dem Verfasser das reichste und freundlichste Lob. Weimar stand doch immer zuletzt als der Hafen vor seiner Seele, wo er die Fülle seiner Schätze auszuschiffen und zu jahrelanger Ergötzung seiner Freunde zu entfalten gedachte. Nichts Unwillkommeneres jedoch hätte ihm begegnen können, als wenn diese in Italien ihn durch einen Besuch überrascht hätten. Er fühlte, daß seit dem Abschied vom Vaterlande seine Art die Dinge zu sehen, sich weiter und weiter von der ihrigen entfernt hatte, daß sie noch allerlei chimärische Vorstellungen und Denkweisen des Nordens mitgebracht haben würden, von denen er sich unter dem himmelblauen Gewölbe des südlichen Himmels befreit hatte. Durch Irren und Halbgewahrwerden, ja selbst durch Eingehen in seine Denkart hätten

sie ihn gestört und so den innern Frieden verscheucht, der ihn hier beseligte. Er bemerkte daher mit Unruhe, daß sein Beispiel und seine Glück und Befriedigung athmenden Briefe in dem kunstliebenden Kreise der Herzogin Amalia, dem von jeher Italien als das neue Jerusalem wahrer Gebildeten galt, den Entschluß hervorgerufen, ihm nachzufolgen und das gleiche Glück zu kosten. Von der einen Seite machten die Herzogin und ihre Umgebung, von der andern Herder und der jüngere Dalberg Anstalt, über die Alpen zu gehen. Goethe war entschlossen ihre Ankunft nicht abzuwarten, und suchte einstweilen die Ungeduld der Herzogin zu beschwichtigen. Durch einen ausführlichen Brief redete er ihr den Plan aus, die Reise schon im October anzutreten, wo der Umschlag des Wetters gerade beim Eintritt in das schöne Land ihr den ersten Eindruck hätte verderben können.

Gereichte Goethe'n schon der Aufenthalt in Frascati zur Abspannung von dem unausgesetzten Fleiße, womit er seine Zeit in Rom benutzt hatte, so war dieß noch in höherm Grade mit einer förmlichen Villeggiatur zu Castel Gondolfo der Fall, die er etwa vom 6. bis zum 24. October bei mildem, durchaus heiterm und herrlichem Wetter genoß. Er war dort mit Reiffenstein bei dem wohlhabenden Kunsthändler Jenkins einquartirt, welcher ein stattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnsitz des Jesuitengenerals, bewohnte. Nach und nach fand sich eine große Anzahl von Gästen ein, unter Andern Angelica und ihr Gemahl, der Schwager von Mengs mit seiner Frau, eine hübsche römische Nachbarin von Goethe, nicht weit von ihm im Corso wohnend, nebst ihrer Mutter, eine

schöne Mailänderin, Schwester eines Commis von Herrn Jenkins, u. s. w. Unter diesen gestaltete sich nun sogleich ein geselliges Leben, wie an einem Badeorte. Morgens machte sich Goethe bei Zeiten auf seine artistische Wanderung in's Gebirge hinaus, gehörte aber nach seiner Rückkehr für den ganzen übrigen Tag der Gesellschaft an, unter welcher gemeinschaftliches Frühstück und Mittagsessen, Spaziergänge, Lustpartieen, ernst- und scherzhafte Unterhaltungen schnell Bekanntschaft und Vertraulichkeit hervorriefen. Für die Abende fehlte es nicht an einem Theater, wo ein Schuster als Pulcinell sie mit schlagenden bon-mots ergötzte.

In diesem vergnüglichen Leben zeigte sich denn auch, daß jene zärtliche Ader in unserm Dichter nicht so gänzlich vertrocknet war, als er noch vor Kurzem glaubte. Die hübsche Römerin hatte schon, seitdem er durch das Concert in den Ruf der Mylordschaft gelangt war, seine Begrüßungen, wenn sie Abends vor der Thüre saß, freundlicher als sonst erwiedert; doch war es zwischen ihnen noch zu keinem Gespräch gekommen. Jetzt fanden sie sich auf einmal wie völlig Bekannte zusammen. Das Concert gab Stoff genug zur ersten Unterhaltung, und Goethe versäumte nicht, den Faden derselben geschickt fortzuspinnen. Aber bald gerieth sein Herz in einen eigenen Zwiespalt. Die Mailänderin, mit der Römerin, wie es schien, eng befreundet, übte gleichfalls eine starke Anziehungskraft auf ihn. Beide Schönen bildeten einen entschiedenen Gegensatz: die Römerin von dunkelbraunem Haar, die Mailänderin von hellbraunem; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; jene braunäugig; diese mit fast blauen Augen;

jene einigermaßen ernst und zurückhaltend, diese offener und zutraulicher. Eine Zeit lang hielten sich die beiden anziehenden Pole einander ziemlich das Gleichgewicht; aber auf einmal entschied sich Goethe's Neigung für die Mailänderin. Da sie es beklagte, an der englischen Unterhaltung von Herrn Jenkins, Madame Angelica, Herrn Zucchi u. A. nicht Theil nehmen zu können, so erbot er sich, ihr Unterricht im Englischen zu geben, und die Liebe steigerte seine Lehrgabe, wie sie umgekehrt aus der Uebung derselben immer neue Nahrung schöpfte.

Sein aufgeregter Zustand sollte indessen bald eine Umwälzung erfahren. Eines Abends fand er, nach dem jungen Frauenzimmer sich umsehend, die älteren Damen in einem Pavillon, wo sich die herrlichste der Aussichten darbot. Goethe schweifte mit seinem Blick in die Runde und überzeugte sich, daß Amor als der höchste Landschaftsmaler erst einem solchen Bilde die Weihe vollendeter Schönheit gebe. „Es hatte sich ein Ton," erzählt er selbst, „über die Gegend gezogen, der weder dem Untergang der Sonne noch den Düften des Abends allein zuzuschreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beschattung der Tiefe schien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell." Auf die Einladung der Damen am Fenster sich niederlassend, hörte er lange in halber Zerstreuung einem Gespräch über Ausstattung einer Braut und die Verdienste des Bräutigams zu, und fragte zuletzt, wer denn aber die Braut sey. Da vernahm er, eben im Augenblicke als die Sonne untertauchte, zu seinem Entsetzen, es sey Niemand anders, als seine geliebte Schülerin. Um seine Bewegung zu verbergen, verließ er augenblicklich

unter irgend einem Vorwande die Gesellschaft. So sah er sich denn in Italien abermals von den Wetzlarer Leiden bedroht; aber durch Erfahrungen und Jahre begünstigt, riß er sich dießmal rascher von der erst im Keimen begriffenen Leidenschaft los. Des andern Morgens früh machte er, die Mappe unter dem Arme, einen weiten Weg, indem er sich an der Mittagstafel entschuldigen ließ, warf sich mit erhöhtem Eifer auf das Landschaftszeichnen, wich den englischen Studien aus und suchte der heimlich Geliebten nur im Beiseyn mehrerer Personen sich zu nähern. Auf diese Weise legte sich das Verhältniß in seinem Gemüthe bald auf die anmuthigste Weise zurecht. Indem er sie nunmehr als Braut, als künftige Gattin ansah, erhob sie sich vor seinen Augen aus dem trivialen Mädchenzustande, und in seinem Begegnen sprach sich fortan eine höhere, uneigennützige Neigung, mit Ehrfurcht verbunden, aus.

Am 27. October berichtete Goethe aus Rom: „Ich bin in diesem Zauberkreise wieder angelangt und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend Alles, was außer mir ist. Diese ersten Tage habe ich mit Briefschreiben zugebracht und die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemustert; die nächste Woche soll es an neue Arbeit gehen." Er meinte nicht nur sein Zeichnen, worüber ihm Angelica die schmeichelhafteste Ermunterung gab, sondern auch poetische Arbeiten. Denn, nach Vollendung des Egmont, waren noch ein Paar solcher Steine: Faust und Tasso, bergan zu wälzen, und da die barmherzigen Götter, schrieb er an die Freunde, ihm für die Zukunft die Strafe des Sisyphus erlassen zu haben schienen, so hoffe er auch diese

Klumpen hinaufzubringen. Allein die Ausführung dieser Plane mußte ausgesetzt werden; denn die Ankunft seines Landsmannes und Freundes Kayser leitete wieder eine neue Epoche ein und brachte für einige Zeit Musik und musikalisches Drama an die Tagesordnung. Kayser hatte, wie wir wissen,*) schon vor ein paar Jahren die Oper Scherz, List und Rache zu componiren unternommen, auch mittlerweile eine zu Egmont passende Musik angefangen. Es hatte sich darüber zwischen dem Dichter und dem Componisten eine Correspondenz angeknüpft; allein, statt sie fortzuführen, ward räthlich befunden, daß Kayser unverzüglich selbst nach Rom komme. Nicht säumend flog er mit dem Courier durch Italien und ward in dem Künstlerkreise, der sein Hauptquartier im Corso, Rondanini gegenüber, aufgeschlagen, freundlich aufgenommen. „Es ist nun ein dreifach Leben," meldete Goethe den 10. November, „da die Musik sich anschließt. Kayser ist ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist." „Er ist sehr brav," heißt es in einem spätern Briefe, „verständig, ordentlich, gesetzt, in seiner Kunst so fest und sicher, als man seyn kann, einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein übrigens strenger Charakter biegsamer wird, und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt."

Die ersten Tage nach Kayser's Ankunft gingen hin, bis

*) S. Th. II, S. 543 f.

ein Clavier herbeigeschafft, probirt, und nach des Künstlers Willen zurecht gerückt war. Aber nun ward auch Goethe für den Zeitverlust durch Kayser's treffliche Leistungen auf dem Instrumente entschädigt. Die von ihm gewandt und geschmackvoll vorgetragenen mannichfaltigen Stücke erhöhten und erweiterten das musikalische Interesse des Künstlerkreises, das sich bisher auf die Oper beschränkt hatte; man merkte sich sorgfältig die Kirchenfeste und besuchte die an solchen Tagen aufgeführten solennen Messen und andere Musiken. Goethe'n insbesondere gab er durch die fertig mitgebrachte Symphonie zu Egmont für die nächste Zukunft eine entschiedene Richtung auf das musikalische Theater hin. Eine Umarbeitung von Erwin und Elmire war, in Erwartung Kayser's, schon vor der Villeggiatur begonnen und während derselben beinahe beendigt worden. Auch Claudine von Villabella wurde jetzt angegriffen; das Stück sollte gleichfalls beinahe ganz neu ausgeführt, und, wie er am 3. November schrieb, „die alte Spreu seiner Existenz herausgeschwungen werden."

Der Besuch Kayser's und die neubelebte Neigung für das musikalische Drama ist insofern als ein bedeutendes Moment in Goethe's Entwickelungsgeschichte zu betrachten, als dadurch seine Ablösung von der Praxis der bildenden Kunst und seine Rückkehr zur ausschließlichen Uebung der Dichtkunst angebahnt wurde. Es kostete ihm keinen geringen Kampf, der bildenden Kunst zu entsagen. War doch, wie wir wissen, sein bisheriger Aufenthalt in Italien größtentheils ein hartnäckiges Ringen gewesen, sich dieser Kunst zu bemächtigen. Er war fast nur mit Künstlern und Liebhabern dieses

Fachs umgegangen, und sie, die sich durch seine große Begeisterung, seinen feinen Geschmack und tiefen Blick über seine praktischen Anlagen täuschten, hatten ihn in seinem Irrthum bestärkt, statt ihn über seine wahre Bestimmung aufzuklären. Den Hoffnungen, welche ihm Hackert und Angelica machten, öffnete er gar zu gern sein Ohr, da eine endliche Befriedigung der Sehnsucht, woran er seit früher Jugend krankte, ihm zu unaussprechlichem Glücke gereicht haben würde. Jetzt legte sich die Tonkunst gegen die bildende Kunst in die andere Wagschale. Erwin und Claudine führten zu Tasso, die musikalische Poesie zur reinen hinüber. An Schwankungen und Rückfällen fehlte es freilich nicht in der nächsten Zeit, doch, ehe Goethe Italien verließ, hatte sich in ihm die Ueberzeugung festgestellt, daß er als ausübender Künstler für die Poesie berufen sey.

Ueber die Beschäftigung mit den Singspielen war der December herangerückt, da wollte es mit der Dichtung nicht mehr fort, und, um jede Zeit zu nützen, griff Goethe wieder zum Zeichnen und zwar von Theilen des menschlichen Körpers. Nebenbei studirte er Perspective und freute sich an Kayser's Musik, oder ging in Moritzen's etymologische Grübeleien ein, der ein Verstandes- oder Empfindungs-Alphabet erfunden hatte, wodurch er zeigen wollte, daß die Buchstaben nicht willkürlich, sondern in der menschlichen Natur gegründet sind und alle gewissen Regionen des innern Sinnes angehören. Daran schloß sich in der zweiten Woche des Decembers, bei dem herrlichsten Wetter, in Gesellschaft Kayser's und Bury's, ein Ausflug nach Frascati, Monte Caro, Rocca di Papa, Albano, Castel Gandolfo und Marino, von dem sie am 15. December

nach Rom zurückkehrten. In größerer Gesellschaft wurde die Stadt und die nächste Umgebung durchzogen, um sich einmal einen raschen Gesammtüberblick über die sehenswürdigsten Gegenstände zu verschaffen. So besuchte man unterhalb Rom's, unfern der Tiber, die Kirche zu den drei Brünnlein und bewunderte die Bilder von Christus und den zwölf Aposteln, der Reihe nach an den Pfeilern des Schiffs, nach Zeichnungen Raphael's farbig in Lebensgröße gemalt.*) Von dort hatten sie nicht weit bis zur Kirche St. Paul vor den Mauern, einem aus den Trümmern alter, herrlicher Paläste groß und kunstreich zusammengestellten Monumente. Sodann gab die Rennbahn des Caracalla, obwohl großentheils verfallen, doch noch einen Begriff eines solchen immensen Raumes. Weiter ward die Pyramide des Cestius begrüßt, doch konnte ein malerisch geübtes Auge den Trümmern der Antoninischen oder Caracallischen Bäder wenig Befriedigung abgewinnen. Auf dem Platze vor St. Peter in Montorio betrachtete man alsdann den Wasserschwall der Aqua Paola, welcher durch die Pforten eines Triumphbogens in fünf Strömen in ein großes Becken hereinbrauste, und verfügte sich hierauf in das zunächst gelegene Kloster, um das herrliche Bild der Transfiguration zu bewundern. Goethe fühlte sich beim Anblick dieser und anderer Kunstwerke nicht mehr, wie früher, durch ihren Glanz geblendet; „ich wandle nun," schrieb er am 25. December, „im Anschauen, in der wahren, unterscheidenden Erkenntniß."

---

*) S. Bd. 30, S. 43 ff. (der Ausg. in 40 B.) den betreffenden Aufsatz.

Daß er zu einer solchen Erkenntniß gelangt war, verdankte er zumeist jenem stillen und fleißigen Schweizer, Heinrich Meyer. „Er hat mir zuerst," rühmte er dankar unter demselben Datum, „die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das Machen initiirt. Er ist in Wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr, als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufschreiben möchte, was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit, hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland lernte, vernahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung, wie Baumrinde zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte, die stille, wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können."

Goethe beschloß das Jahr 1787 in einem mehr aufnehmenden und passiven Zustande, begann aber dafür das nächste Jahr mit desto ernsterer Selbstthätigkeit. „Nach einem Stillstande von einigen Wochen," schrieb er den 5. Januar,

„in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die schönsten, ich darf wohl sagen Offenbarungen. Es ist mir erlaubt, Blicke in das Wesen der Dinge und ihre Verhältnisse zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Diese Wirkungen entstehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne, und zwar von Anderen lerne." An den Singspielen wurde im Laufe des Januars weiter gearbeitet, Erwin beendigt, und Claudine um ein gutes Stück fortgeführt. Aber ein rechtes Herz konnte er zu dieser Arbeit nicht mehr fassen. „Die Opern unterhalten mich nicht," schrieb er am 5. Januar, „nur das innig und ewig Wahre kann mich noch erfreuen." Namentlich war es das Studium des menschlichen Körpers, wogegen beinahe alles Andere verschwand. „Das Interesse an der menschlichen Gestalt," heißt es in einem Briefe vom 10. Januar, „hebt nun alles Andere auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man sich von der blendenden Sonne wegwendet; auch ist Alles vergebens, was man außer Rom darüber studiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier spinnen lernt, kann man sich aus diesem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indessen hilft er mir doch durch die ersten Gänge." Und in einem Briefe von gleichem Datum, worin er das Studium der Menschengestalt das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns nennt, setzt er hinzu: „Meine fleißige Vorbereitung im Studium der ganzen Natur, besonders der Osteologie, hilft mir starke Schritte machen. Jetzt seh' ich, jetzt genieße ich erst das Höchste, was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen."

Ungeachtet dieser leidenschaftlichen Begeisterung für die bildende Kunst, oder vielleicht eben weil diese Begeisterung jetzt ihren Gipfelpunkt erstieg, scheint gerade in der letzten Hälfte des Januars der Entschluß zum Durchbruch gelangt zu seyn, auf die Ausübung jener Kunst zu verzichten, oder sie wenigstens nur zum Zwecke eines tiefern und innigern Verständnisses zu üben. Denn im nächsten Monat begegnen wir ihm sogleich als einem ruhig und gefaßt Resignirten. Vielleicht trug dazu auch die in jene Zeit fallende Revision kleiner Gedichte für die neue Ausgabe seiner Werke bei. Indem er den geringen Ertrag all' seines eifrigen Bemühens in der bildenden Kunst mit Demjenigen verglich, was er in der Poesie leicht und spielend geleistet hatte, mochte sich ihm die Ueberzeugung, daß er zum Dichter geboren sey, unwiderstehlich aufdrängen. Allerdings erschien ihm auch die poetische Ausbeute seines bisherigen Lebens auffallend klein. „Es ist ein wunderlich Ding," sagt er in einem Briefe vom 1. Februar in Beziehung auf die Redaction seiner Gedichte, „so ein Summa Summarum seines Lebens zu ziehen; wie wenig Spur bleibt doch von einer Existenz zurück!"

Als Goethe diese Worte schrieb, stand ihm eben der sinnverwirrende Lärm des römischen Carnevals bevor. „Es ist eine entsetzliche Seccatur," heißt es darüber in demselben Briefe, „Andere toll zu sehen, wenn man nicht selbst angesteckt ist." Indessen betrachtete er es jetzt doch mit ganz anderm Interesse, als das erste Mal. Seitdem durch den frühern Aufenthalt in Rom der erste heiße Durst nach Kunstanschauungen einigermaßen gestillt war, widmete er, schon in

Neapel und Sicilien, dem Leben und Treiben des Volks eine höhere Aufmerksamkeit und suchte auch hier das Einzelne sich zurecht zu legen und auf ein Allgemeineres zurück zu führen. So war ihm denn auch das Carneval, als eine prägnante Aeußerung römischer Volkseigenthümlichkeiten, nicht unwillkommen, und er machte sich über den ganzen Verlauf desselben sehr sorgfältige Notizen, aus denen dann später, nach der Heimkehr, die meisterhafte Darstellung dieses Volksfestes erwachsen ist, die er in den zweiten Theil der italienischen Reise eingelegt hat.*) Mitten aber im Gewühl der Fastnachtsthorheiten sollte auch seinem Herzen eine Erquickung bereitet seyn. Seit jener Villeggiatur in Castel Gandolfo hatte er mit schmerzlichem Gefühl erfahren, daß der Bräutigam der schönen Mailänderin unter irgend einem Vorwande sein Wort zurückgenommen, und die liebenswürdige Braut darüber in ein Fieber verfallen sey, welches ihr Leben bedrohe. Jeden Tag hatte er sich nach ihrem Zustande erkundigen lassen, und zwar allmälig beruhigendere Nachrichten bekommen; doch mußte er sich noch fortwährend ihr heiteres, schönes Auge durch Thränen getrübt, das frische Jugendroth ihrer Wangen durch Kummer und Krankheit gebleicht vorstellen. Indem er nun an den Carnevalstagen in der Reihe der Kutschen den Wagen der Madame Angelica bemerkte und hinantrat, um sie zu begrüßen, gewahrte er mit freudigem Erschrecken neben ihr die genesene Mailänderin, in vollkommen hergestellter Jugendfrische sitzend, mit freudig glänzendem Auge, dessen Blick ihn bis in's Innerste

---

*) Hierüber ausführlicher unten im Capitel 5.

durchdrang. Sprachlos blieben sie einige Augenblicke einander gegenüber, bis Angelica das Wort nahm und, als Dolmetscherin der Gefühle ihrer jungen Freundin, den Dank für den Antheil aussprach, den Goethe an ihrer Krankheit, ihrem Schicksal genommen. Die Hand aus dem Wagen reichend, bestätigte sie mit einfachen kurzen Worten Angelica's Versicherung, und still zufrieden und voll Dankbarkeit gegen Angelica, daß sie sich des guten Mädchens tröstend angenommen, entfernte sich Goethe wieder in das Gedränge der Thoren.

Am 6. Februar endlich, bei Uebersendung des dritten Actes der Claudine, hören wir das wichtige Bekenntniß: „Ich bin recht still und rein, und jedem Rufe ergeben und bereit. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt; ob ich also ein bischen mehr oder weniger pfusche, ist Eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung und des Studiums; mein Genuß ist friedlich und genügsam. Zu dem Allem gebt mir Euren Segen. Ich habe nichts Näheres nun, als meine drei letzten Theile zu endigen, dann soll's an Wilhelm (Meister) u. s. w." Und noch bestimmter heißt es in einem Briefe vom 22. Februar: „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend Manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue."

Nun einmal die Ueberzeugung von seinem Dichterberufe

fest stand, warf er sich sogleich mit Eifer auf die Vollendung älterer Dichtungen. Zuerst ward der Plan des Faust in Angriff genommen. Hier galt es nicht bloß, wie damals, als er die früheren Fragmente schrieb, sich ahnend und sinnend in eine untergegangene Welt zu versetzen, sondern er mußte auch eine selbst gelebte Vorzeit in sich erneuern. Indeß war er mit dem Erfolge zufrieden. Er glaubte, wie er am 1. März schrieb, den Faden wieder gefunden zu haben, und fühlte sich, nachdem ihm die Scene der Hexenküche im Garten Borghese auszuführen gelungen war, auch was den Ton des Ganzen betraf, getrosten Muthes. Er meinte, wenn er die Blätter, worauf er die Scenen geschrieben, räuchere, so werde sie ihm aus den alten vergilbten Papieren Niemand heraus finden. Hierbei war es ihm merkwürdig, wahrzunehmen, wie sehr er sich gleiche, wie wenig sein Inneres durch Jahre und Erfahrungen sich verändert habe; und er erklärte dieses sich daraus, daß er durch die lange Abgeschiedenheit in Rom ganz auf das Niveau seiner eigenen Existenz zurückgebracht worden sey. Der Plan des Tasso war, wie uns bekannt, schon früher in Ordnung gebracht worden. Jetzt faßte er den Entschluß, auch Künstlers Erdenwallen neu auszuführen, und dessen Apotheose hinzuzufügen. „Zu diesen Jugendeinfällen," schrieb er, „habe ich nun erst die Studien gemacht, und das Detail ist mir nun recht lebendig." Die vermischten kleinen Gedichte ließ er in's Reine schreiben, und meldete Herder'n, er habe sich zur Stellung derselben seine Sammlungen der zerstreuten Blätter als Muster dienen lassen; er hoffe, zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben,

wie auch eine Art, die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen.

Diesen nunmehr zur Hauptbeschäftigung gewordenen poetischen Arbeiten lief freilich noch Manches beschränkend und störend zur Seite: nicht bloß Betrachtung von Werken bildender Kunst, sondern auch fortwährendes Verfolgen der Gesetzlichkeit der Pflanzen-Organisation, ja er berichtete sogar unter dem 1. März, er habe auch allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche ihm sehr anlägen, weil das der Theil sey, von dem er bisher am wenigsten begriffen. Er sehe jetzt schon, daß er mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken sich auch diesen Genuß der schönen Weltoberfläche werde aneignen können. Ein gänzliches Stocken seiner dichterischen Thätigkeit veranlaßte aber gegen die Osterzeit hin der nun immer stärker anwachsende Schwall kirchlicher Feierlichkeiten, namentlich der musikalischen Aufführungen. Am meisten interessirten ihn darunter die der Sixtinischen Capelle, wo die vollkommene Uebereinstimmung des unvergleichlich schönen alterthümlichen Gesanges, ohne Orgel oder sonstige Instrumente, mit der antiken Ausstattung der Capelle, den herrlichen Michel Angelo's und den feierlich würdevollen Functionen des katholischen Gottesdienstes ihn lebhaft ansprachen. Eigentlich imponirt habe ihm freilich Nichts, meldete er den Freunden, aber bewundert habe er Alles; denn das müsse man den Römern nachsagen, daß sie die christlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet hätten. Bei den päpstlichen Functionen, besonders in der Sixtinischen Capelle, geschehe Alles, was am katholischen Gottesdienst sonst unerfreulich scheine, mit

großem Geschmack und vollkommener Würde, wie es aber auch nur da möglich sey, wo seit Jahrhunderten alle Künste zu Gebote gestanden.

Nachdem die heilige Woche vorüber war, „mit ihren Wundern und Beschwerden,“ — denn mancher Genuß, wie die Fußwaschung und Speisung der Pilger, mußte durch ein unendliches Drängen und Drücken erkauft werden — wandte sich Goethe's Gemüth dem bevorstehenden Abschiede von Rom zu. Es war eine schmerzlich süß bewegte Zeit, die er jetzt noch in Rom verlebte. In den letzten acht Wochen, schrieb er im März, habe er die höchste Zufriedenheit seines Lebens genossen; er kenne nun wenigstens einen äußersten Punkt, nach welchem sich das Thermometer seiner Existenz künftig abmessen lasse. Aus diesem Glücke sollte er nun scheiden; das ewige Rom sollte er verlassen mit seinen Schätzen antiker und neuerer Kunst, mit seinen Denkmälern einer großen Vergangenheit, den heitern Himmel Italiens sollte er mit dem trüben nordischen vertauschen, die reiche und üppige Flora des Südens mit der dürftigen des Vaterlandes, eine gänzliche Freiheit und Unabhängigkeit mit einer vielfach bedingten und beschränkten Existenz, den Künstlerkreis, in welchem er ein durch die schönsten Blüthen der Cultur veredeltes Naturleben geführt hatte, mit einer wunderlich complicirten Umgebung, worin es zwar auch nicht an edlen Elementen und Kräften, an Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, aber auch nicht an falschen und hohlen Bestrebungen fehlte. Schon in einem, wahrscheinlich an Herder gerichteten Briefe vom 25. December 1787 blickt die Besorgniß durch, die ihm bei den Gedanken an diese

Weimar'sche Umgebung ergriff. „In den schweigenden, zurücktretenden Zustand (der Zeit vor der italienischen Reise)," heißt es dort, „mag ich einen Feind nicht wünschen. Und wie sonst für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, thue, wirke das Beste für mich, und erhalte mir mein Leben, das sonst, ohne Jemanden zu nützen, zu Grunde geht. Ja, ich muß sagen, ich bin dieses Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt, habe ich eine Zeit lang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis von Menschen um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen Alle, die auf ihrem Wege schlendern oder irren, und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen."

Was in dem letzten Monate des Aufenthaltes in Italien die süß-leidende Bewegung seines Innern noch erhöhte, war jenes Verzichtleisten auf die Praxis der bildenden Kunst, wozu er sich nach schwerem Kampfe endlich entschlossen hatte. „Es ist immer eine sonderbare Empfindung," schrieb er den 22. März, „eine Bahn, auf der man mit starken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlassen; doch muß man sich darein finden und nicht viel Wesens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen." Gänzlich jener Praxis zu entsagen, war

ihm jedoch für den Augenblick noch unmöglich; nur hatte er jetzt diese Uebungen mit klarem Bewußtseyn in den Dienst der Einsicht gestellt. Nachdem er eine allgemeine Uebersicht der Kunst erworben, hielt er es für nothwendig, „nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an die einzelnen Theile zu gehen.“ So modellirte er denn, nach vorgängigem Studium der Knochen und Muskeln, einen menschlichen Fuß und erntete den Beifall seines Lehrers. „Wer den ganzen Körper so durchgearbeitet hätte,“ schrieb er darüber, „wäre um ein gutes Theil klüger; versteht sich in Rom, mit allen Hilfsmitteln und dem Rathe der Verständigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine schöne auf die Natur gegossene Anatomie, ein halb Dutzend der schönsten antiken Füße, einige schlechte, jene zur Nachahmung, diese zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen; in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit, nach diesen Theilen zu sehen; Gemälde zeigen mir, was Maler gedacht und gemacht haben. Drei, vier Künstler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch, genau besehen, Heinrich Meyer's Rath und Nachhilfe mich am meisten fördert.“

Der Abschied von Rom sollte ihm auch noch durch eine neue Wohnung, die er im letzten Monate bezog, erschwert werden. Die bisher von ihm eingenommenen Räume hatte ihm Tischbein bei seiner Abreise nach Neapel überlassen. Da dieser nun auf den Frühling seine Rückkehr ankündigte, so beeilte sich Goethe, die zufällig frei gewordene obere Etage des Hauses zu miethen, und bezog sie sogleich, damit Tischbein bei seiner Ankunft in der untern Alles bereit fände.

Goethe's neue Wohnung bot eine allerliebste Aussicht über ein grünendes und blühendes Paradies von Gärten, überall durch einfach edle Baukunst, durch Gartensäle, Balcone und Terrassen verherrlicht. Zugleich aber gewährte sie das vortrefflichste Licht zur Beschauung von Kunstwerken. Hier wurden nun die eben angekommenen Aquarell-Zeichnungen, welche Kniep nach Verabredung für ihn ausgeführt hatte, in der günstigsten Beleuchtung aufgestellt und erregten die Bewunderung Aller, die sie sahen. Goethe fühlte sich durch ihren Anblick ganz in die Wirklichkeit zurück versetzt; er glaubte die Feuchte des Meeres, die blauen Schatten der Felsen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Außerdem ließ er in den neuen Räumen eine Anzahl von Gypsabgüssen, die sich nach und nach um ihn gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung aufstellen, und genoß jetzt erst recht dieses köstlichen Besitzes. Den ersten Platz behauptete Juno Ludovisi, um so höher verehrt, als man das Original nur selten zu Gesicht bekam; neben ihr standen zur Vergleichung noch einige Junonen, ferner einige Büsten Jupiter's, ein guter alter Abguß der Medusa Rondanini, ein Hercules und Anderes. Freilich mußte er diese Schätze betrachten, wie Einer, der, sein Testament überdenkend, den umgebenden Besitz mit Fassung zwar, aber doch mit Rührung ansieht. Die Umständlichkeit, die Kosten hielten ihn ab, das Vorzüglichste nach Deutschland zu befördern; so bestimmte er denn Juno Ludovisi seiner edeln Freundin Angelica, einiges Andere den ihm zunächst stehenden Künstlern, Manches gehörte noch zu

Tischbein's Eigenthum, und wieder Anderes sollte an seiner Stelle bleiben für Bury, der nach ihm das Quartier bezog. Auf ähnliche Weise verfuhr er mit den geliebten Pflanzen, womit er sich zum Behuf seiner Beobachtungen umgeben hatte. Einen schon herangewachsenen Pinienspröẞling pflanzte er in Angelica's Hausgarten; einige Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen, übergab er einem römischen Freunde, der sie in einen Garten der Sixtinischen Straße setzte, wo sie später, zur Manneshöhe aufgeschossen, der König Ludwig von Bayern mit liebevoller Theilnahme betrachtete.

Indem Goethe in der neuen Wohnung sein Gemüth mit den Bildern der Schätze erfüllte, von denen er bald scheiden sollte, versäumte er nicht, auf Wanderungen durch die Stadt manche zurückgebliebene Gegenstände zu betrachten und andere, die er schon kannte, durch wiederholtes Beschauen der Erinnerung tief einzuprägen. So besuchte er jetzt zum ersten Mal Raphael's Villa, wo dieser, an der Seite seiner Geliebten, den Genuß des Lebens aller Kunst und allem Ruhme vorgezogen hatte, und fand an den Wänden nicht weniger als 28 Porträts der Geliebten in allerlei Arten von Costümen. Eine andere Wallfahrt unternahm er nach der Akademie Luca, dem dort als Heiligthum aufbewahrten Schädel Raphael's seine Verehrung zu bezeigen. Durch Reiffenstein's Vermittelung erhielt er später einen Abguß dieser wunderbar schön abgerundeten Schale, der noch nach vielen Jahren oft seine Betrachtung fesselte. Minder erfreulich war ein Gang nach den Katakomben bei St. Sebastian. Die ersten Schritte in die dumpfigen Räume erregten ihm ein solches Mißbehagen, daß

er sogleich wieder das Tageslicht suchte. Mit Freund Meyer wiederholte er den Besuch der französischen Akademie, wo er die besten Statuen des Alterthums in trefflichen Abgüssen beisammen fand. „Wie könnt' ich ausdrücken," heißt es darüber in seinen Briefen, „was ich hier, wie zum Abschied empfand! In solcher Gegenwart wird man mehr, als man ist; man fühlt, das Würdigste, womit man sich beschäftigen solle, sey die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannichfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht alsobald, wie unzulänglich er sey? Selbst vorbereitet steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen gesucht; hier aber fiel mir nur zu sehr auf, daß die Form zuletzt Alles einschließe: der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Charakter und Schönheit."

Diese fortdauernde Leidenschaft für Kunstwerke, namentlich für Statuen, führte ihn noch in den letzten Tagen zu Rom in eine Versuchung, welche seine Abreise eine Zeit lang zu verzögern drohte. Ein Kunsthändler aus Neapel brachte von dort eine bedeutende antike Statue mit, eine Tänzerin oder Muse, und bot sie Meyern für einen mäßigen Preis zum Verkaufe an. Goethe, dem dieser die Sache mittheilte, verfügte sich mit ihm nach dem Schiffe an Ripa grande, worin sich die Statue befand, und konnte sich von der Betrachtung derselben kaum losreißen. Er gerieth sogleich in einen lebhaften Kampf mit sich selbst, ob er nicht die Summe aufwenden, und die Restauration des im Ganzen wohlerhaltenen Alterthums noch in Rom abwarten sollte. Angelica und noch

mehr ihr ökonomischer Gemahl waren gegen den Ankauf und erregten ihm allerlei Bedenken über die Schwierigkeiten des Restaurirens und Uebersendens, die Erlaubniß der Ausfuhr u. dgl. Dennoch konnte er nicht die sofortige Ablehnung des Antrags über sich gewinnen und sah in dem Ereigniß einen Wink höherer Dämonen, welche ihn noch in Rom festzuhalten gedachten. Erst allmählig milderte sich die Begierde nach dem edlen Werke so weit, daß er den Vorstellungen Angelica's und Herrn Zucchi's sich ergab; doch erlosch nie die Sehnsucht ganz; und als er später erfuhr, wie die Statue zu großen Ehren gelangt und im Museo Pio-Clementino aufgestellt worden, bedauerte er sehr, daß es ihm nicht gelungen war, sie nach Deutschland zu schaffen und irgend einer vaterländischen Sammlung zuzugesellen.

Gegen die Mitte des Aprils wuchs durch Einpacken und Abschiedsbesuche die Verwirrung so, daß an keine ordentliche Folge von Arbeit oder Genuß mehr gedacht werden konnte. Nur in abgerissenen Momenten beschäftigte er sich noch mit dem Modelliren jenes Fußes oder wandte seine Gedanken dem Tasso zu, der für die Rückreise sein Gefährte werden sollte, wie Iphigenie es für die Herreise gewesen war. Bei den Besuchen wurde auch der schönen Mailänderin nicht vergessen. Goethe fand sie im reinlichen Morgenkleide, wie er sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen. Sie empfing ihn mit offener Anmuth, drückte in liebenswürdig natürlicher Weise den wiederholten Dank für seine Theilnahme aus und verbreitete sich dann redselig und vertraut über ihre Familienzustände. Ihre Gesprächigkeit war Goethe'n willkommen, indem er, alle Momente

ihres zarten Verhältnisses noch einmal rasch überdenkend, nicht in der besten Verfassung zum Reden war. In Gegenwart des hereintretenden Bruders schloß sich dann der Abschied, wie er sagt, „in freundlicher, mäßiger Prosa." Aber noch als er vor der Thüre an seinem Wagen den Kutscher erwartete, knüpfte sie, aus dem Fenster des Entresols heraus, ein neues Gespräch mit ihm an, das er aus Furcht, es zu entweihen, uns nicht hat wiederholen mögen. „Es war," sagt er nur, „ein wunderbares, zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deßhalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist."

Zur Feier der letzten Nächte, die er in Rom zubrachte, stand der herrlichste Vollmond am klaren Himmel und ließ ihn den oft gefühlten Zauber, welcher sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, jetzt doppelt und dreifach empfinden. Bei seinem Glanze machte er noch einmal mit wenigen Freunden einen Umgang durch Rom. Nachdem er den langen Corso zum letzten Mal durchwandert, bestieg er das Capitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurel's rief ihm ahnungsvoll den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung. Dessen ungeachtet ging er die hintere Treppe hinab. Ganz finstere Schatten werfend stand ihm nun der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als er sich aber den erhabenen Resten des Coliseums näherte und in dessen ver-

schlossenes Innere durch's Gitter hineinsah, überfiel ihn ein Schauer, der seine Rückkehr beschleunigte.

Bei seinem Aufbruch von Rom, am 21. oder 22. April, wälzten sich zwischen seinen schmerzlichen Empfindungen unaufhörlich jene Ovid'schen Distichen auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren so viel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzo die Thräne herab. —

Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna, sie lenkt' in der Höhe nächtliches Roßgespann;
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann capitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah unsere Laren gegrenzt. —

Allmählig begann er den fremden Ausdruck eigener Empfindung umzuformen, um ihn dadurch seiner Persönlichkeit, seiner Lage bis in's Besonderste hinein anzubilden; und diese innere Beschäftigung füllte manche Stunde der Tage, wie der Nächte auf der Heimreise aus. Allein er schrieb keine Zeile nieder, aus Scheu, „der zarte Duft inniger Schmerzen möge verschwinden.“ Bald jedoch von der Ueberzeugung ergriffen, wie herrlich die Ansicht der Welt sey, wenn man sie mit gerührtem Sinne betrachtet, ermannte er sich zu einer freieren poetischen Thätigkeit und nahm seinen Tasso vor.

Da es uns bis jetzt über die Einzelheiten der Rückreise nach Weimar an Nachrichten mangelt, so legen wir einstweilen in diese Lücke eine übersichtliche Betrachtung der in dem letzten Abschnitt seines römischen Aufenthalts zu Ende geführten oder

neu entstandenen Dichtungen, und gedenken zunächst zweier Poesien der Anakreontischen Art. Die erste derselben, „Cupido, loser, eigensinniger Knabe," fehlt in der Gedichtsammlung, findet sich aber einmal zerstückelt in der Claudine von Villa Bella, und dann zusammenhängend in der italienischen Reise unter dem „Bericht" über den Januar 1788.*) Obwohl das Stück hier zuerst ausdrücklich erwähnt wird, so möchte doch seine Entstehung bis wenigstens in den November 1787 zurückreichen; höchst wahrscheinlich bezieht sich auf diese Production der Anfang eines Briefes vom 8. December: „Wie sehr es mich ergötzt, daß Dir mein Liedchen gefällt, glaubst Du nicht." Aus einem Briefe vom 9. Februar 1788 erfahren wir, daß es damals Goethe's „Leibliedchen" war; und wie viel er auch noch in späteren Jahren darauf hielt, zeigen die Gespräche mit Eckermann.**) Hier sowohl, als in jenem Bericht möchte uns der Dichter glauben machen, daß das Lied ein allegorisches sey; er will es nicht in buchstäblichem Sinne genommen, nicht jenen Dämon dabei gedacht haben, den man gewöhnlich Amor nennt, sondern „eine Versammlung thätiger Geister, die das Innerste des Menschen ansprechen, auffordern, hin und wieder ziehen, und durch getheiltes

---

*) Das Lied sollte in der Sammlung der Gedichte nicht fehlen. Ich habe ihm in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten den Titel „Amor als Gast" gegeben und es mit Amor als Landschaftsmaler zusammengestellt, welches chronologisch und wohl auch der Veranlassung nach sein nächster Nachbar und Verwandter ist.

**) Th. II, S. 101. 102. 107. 108. 120.

Interesse verwirren." Demnach wäre hier Cupido eine Personification seiner italienischen Polypragmosyne. Allein wir haben guten Grund zu vermuthen, daß das Gedicht im eigentlichern Sinne aufzufassen und aus seinem Verhältniß zu der schönen Mailänderin entsprungen ist. Das Letztere gilt auch von dem zweiten jener Anakreontischen Gedichte „Amor als Landschaftsmaler," und hier tritt die Wahrscheinlichkeit sogleich in's Licht, wenn wir uns an das erinnern, was oben von der Einwirkung seiner Liebe zu der Mailänderin auf die Ansicht der Natur gesagt worden. Erst mit dieser Liebe gewannen die Landschaften, die er sah, eine wahrhaft zauberische Beleuchtung, eine wundervolle Harmonie der Töne; und eben dieses scheint das Gedicht auf symbolische Weise auszudrücken. Demgemäß hätten wir in den beiden genannten Poesieen, und nicht, wie sich später zeigen wird, in den römischen Elegieen, Denkmäler einer römischen Liebe zu suchen. Beide Gedichte bezeichnen überdieß seine Rückkehr von der bildenden Kunst zur Poesie, und haben eben daher noch ein so ausnehmend plastisches Gepräge. Besonders müssen wir „Amor als Landschaftsmaler" für eins der größten Meisterstücke plastischer Poesie erklären. Man erkennt aber auch auf den ersten Blick, worin der Grund zu suchen ist, daß hier so klare, kräftige Bilder vor unser inneres Auge treten. Er liegt darin, daß das Gedicht durch und durch auf die Lessing'sche Regel gebaut ist: Der Dichter soll den zu malenden Gegenstand nicht schildern, wie er da ist, sondern wie er wird.

Künstlers Erdenwallen und Künstlers Apotheose, zwei enge zusammengehörige dramatische Skizzen, von

denen die erstere*) wahrscheinlich in den letzten Monaten zu Rom umgearbeitet, die andere neu ausgeführt wurde, stehen in innigster Verbindung mit Goethe's leidenschaftlichem Streben nach bildender Kunst. Wie weit sich die Umformung der erstern erstreckt hat, können wir nicht beurtheilen, da die älteste Form des Stückes nicht veröffentlicht worden; es erschien zuerst mit der Apotheose zusammen (1789) im 8. Bande der Goeschen'schen Ausgabe von Goethe's Werken. Vermuthlich waren die Veränderungen unbedeutend; denn die Sprache erinnert noch durchaus an jene Künstlerlieder und Fastnachtsspiele. In der Apotheose hat Goethe sich augenscheinlich Mühe gegeben, denselben frischen und derben Hans Sachsischen Ton wieder anzuschlagen; aber man empfindet den Unterschied doch sogleich, im Metrum und sprachlichen Ausdruck wie im Gedankengehalt; Alles ist unwillkürlich edler, feiner, maßvoller, klarer geworden. Von dem Inhalt der Apotheose konnte er mit Wahrheit sagen, daß er ihn erst jüngst in Italien recht im Detail an sich und Anderen durchlebt und durchempfunden. Alle die Qual und Noth, von welcher der Malerlehrling in dem Eingangsmonolog spricht, hatte er selbst gefühlt. Was Goethe die beiden Meister sagen läßt, waren divergirende Ansichten, die ohne Zweifel beide in dem römischen Künstlerkreise ihre warmen Vertreter hatten. Verlangt der erste Meister, daß der Schüler nur immerfort sich üben und plagen soll, wodurch nach und nach der Verstand unmittelbar in die Hand kommen werde, so lehrt der Andere, man müsse, nachdem die

*) Vergl. Th. II, S. 262 f.

Hand, der Blick geübt worden, auch den Verstand üben, und spricht damit Goethe's nunmehrige eigene Ueberzeugung aus. Was der zweite Meister zunächst mit Beziehung auf die bildende Kunst sagt:

> Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
> Sich durch Natur und durch Instinct allein
> Zum Ungemeinen aufzuschwingen.
> Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
> Der darf sich keinen Künstler nennen, —

das ist jetzt Goethe's Glaubensbekenntniß auch für die Dichtkunst. Eben so spricht der zweite Meister aus Goethe's Seele, wenn er es zwar nicht tadelt, daß der Schüler sich eine Zeit lang mit leidenschaftlicher Vorliebe der Einwirkung Eines großen Vorbildes hingibt, aber doch die Warnung hinzufügt:

> Die Tugend wohnt in keinem Mann allein,
> Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.

Alles, was bis zu dieser Stelle vorgekommen, bildet, obwohl die größere Hälfte des Stückes, doch nur ein untergeordnetes Glied; denn nun wird erst das Hauptbild jenes Künstlers aus dem ersten Drama, eben desjenigen, für welches der Schüler schwärmt, herbeigebracht, worauf dann der hingeschiedene Künstler, von der Muse herbeigeführt, seine Apotheose in der allgemeinen Bewunderung, die jetzt nach seinem Tode sein Werk erregt, und besonders in dem Entzücken des Malerlehrlings feiert. Also nur durch die zweite, kleinere Hälfte hängt die Apotheose mit dem ältern Stücke, mit Künstlers Erdenwallen,

zusammen. Für sich allein bildet die Apotheose kein Ganzes; sie setzt das erste Stück nothwendig voraus; dagegen verlangt dieses nicht durchaus das zweite zur Ergänzung, indem die Muse schon den lebenden Künstler mit triftigen Vorstellungen liebevoll getröstet. Ja es fragt sich, ob die Apotheose, welche die etwaige Dissonanz, die das vorige Stück im Gemüthe gelassen, auflösen sollte, diesen Zweck auch wirklich erreicht; vielmehr scheint mir die Schlußrede des Künstlers gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorzurufen; gesteht er doch, daß der Anblick der Verehrung, die er in seinen Werken genießt, ihn nun im Himmel selbst betrübe.

Das dritte Paar dichterischer Productionen, worüber hier noch Weniges zu sagen ist, sind jene Singspiele Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella. Ueber Anlässe und Zeit der Entstehung Beider ist schon im vorigen Bande gesprochen worden.*) Wie ein mit Goethe befreundeter Musiker, André, auf die erste Gestalt derselben eingewirkt, so bildete sich die neuere Form wieder unter dem Einflusse und Beirath eines musicalischen Freundes, Kayser's. Es war Goethe'n, nachdem er sich durch die Bearbeitungen Iphigenien's und Egmont's in seinen Forderungen gesteigert, eine völlige Unmöglichkeit, die Singspiele in ihrer ersten Gestalt für die neue Ausgabe seiner Schriften abzusenden. Das Lyrische, welches sie enthielten, war ihm noch immer lieb und werth; „es zeugte," sagte er selbst, „von vielen zwar thöricht, aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und

*) S. Th. II, S. 222 ff.

Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt." Aber der alte prosaische Dialog erschien ihm „platt, als Schülerarbeit oder vielmehr Sudelei." „Er erinnerte," wie Goethe an einer anderen Stelle beifügt, „zu sehr an jene französischen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres, singbares Wesen auf unser Theater herüber brachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiener, welcher den melodischen Gesang durch einen recitirenden und declamatorischen wenigstens wollte verknüpft haben." Wir können Goethe's Urtheil über den ältern Dialog nicht für ganz gerecht erklären; wie von der ersten Gestalt des Erwin, *) so müssen wir es auch von der der Claudine rühmen, daß sie uns die Genieperiode, mit ihrer Derbheit zwar, aber auch mit ihrer naturwüchsigen Frische, Kraft und Lebendigkeit vergegenwärtige. Dafür bewegt sich jetzt freilich der Dialog in höchst anmuthigen jambischen Quinaren, die in ihrem leichten, rhythmischen Flusse, in ihrem zarten, schön gerundeten Ausdruck an Iphigenie und Tasso erinnern. Uebrigens beschränkt sich, wie im Erwin, so auch in der Claudine, die Umformung nicht etwa auf Verwandlung der Prosa in Versen und Auslöschung jener Derbheiten und Cruditäten der Geniezeit, sondern die ganze Anlage, der Gang der Handlung ist mehrfach verändert, was eine flüchtige, vergleichende Uebersicht des Stückes in seinen beiden Gestalten, ja schon ein Blick auf die beiden Personenverzeichnisse sogleich erkennen läßt.

*) S. Th. II, S. 223 ff.

Hierzu kommt der heitere Abglanz des freien, leichten und glücklichen italienischen Daseyns, welcher auf der ganzen neueren Bearbeitung ruht. „Es sind, möchte ich sagen, idealische Operetten," urtheilt A. W. v. Schlegel über beide Singspiele, „so leicht und luftig hingehaucht, daß sie durch musicalische Aufführung nur Gefahr laufen, schwerfällig und prosaisch zu werden."

Verfolgen wir zum Schluß noch die allmählige Entstehung der beiden neuern Stücke, so finden wir Erwin schon am 12. September 1787 „zur Hälfte umgeschrieben." Dann wird unter dem 8. October aus der Villeggiatur zu Castel Gandolfo gemeldet: „Erwin und Elmire ist so gut als fertig; es kommt auf ein paar schreibselige Morgen an; gedacht ist Alles." Nach Kayser's Ankunft wurde das Stück von Neuem durchgegangen und „mit dessen Beirath verbessert." Mit Briefen vom 10. Januar 1788 endlich übersandte der Dichter das fertige Stück seinen Freunden in Deutschland. „Du wirst bald sehen," heißt es in einem der Briefe, „daß Alles auf's Bedürfniß der lyrischen Bühne berechnet ist, das ich erst hier zu studiren Gelegenheit hatte: alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maße zu beschäftigen, daß jeder Sänger Ruhepuncte genug habe u. s. w. Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiener allen Sinn des Gedichtes aufopfert; ich wünsche, daß es mir gelungen seyn möge, jene musicalisch-theatralischen Erfordernisse durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten doch auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbar Egmont keine Schande machten.

Ein italienisch Opernbüchlein lies't kein Mensch, als am Abend der Vorstellung, und es in Einen Band mit einem Trauerspiel zu bringen, würde hier zu Lande für eben so unmöglich gehalten werden, als daß man Deutsch singen könne. — Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß Du das trochäische Sylbenmaß, besonders im zweiten Act, öfter finden wirst; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern aus italienischen Beispielen genommen. Dieses Sylbenmaß ist zur Musik vorzüglich glücklich, und der Componist kann es durch mehrere Tacte und Bewegungsarten dergestalt variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt; wie überhaupt die Italiener auf glatte, einfache Sylbenmaße ausschließlich halten." — Mittlerweile war auch die Umarbeitung der Claudine vorgerückt. Er hatte sie erst gegen Anfang Novembers 1787, nach Kayser's Ankunft begonnen und beendigte sie in den ersten Tagen des Februars 1788. In einem Briefe vom 6., womit er den Schlußact nach Deutschland sandte, heißt es: „Ich wünsche, daß er Dir nur die Hälfte so wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin, ihn geendigt zu haben. Da ich nun die Bedürfnisse des lyrischen Theaters kenne, habe ich gesucht, durch manche Aufopferungen dem Componisten und Acteur entgegenzuarbeiten. Das Zeug, worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli gewoben seyn. Doch hab' ich bei dieser, wie bei Erwin, auch für's Lesen gesorgt. Genug, ich habe gethan, was ich konnte."

Fünftes Capitel.

Heimkehr. Einfluß des Aufenthaltes in Italien. Christiane Vulpius. Enthebung aus dem bisherigen Geschäftskreise. Merck's Unglück. Erste Berührungen mit Schiller. Der Aufsatz: Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Styl. Die Metamorphose der Pflanzen. Optische Untersuchungen. Schilderung des Römischen Carnevals. Fragmente eines Reise-Journals.

Den 18. Juni 1788, Abends 10 Uhr, bei aufgehendem Vollmonde, der auch seine letzten Nächte in Neapel und Rom verherrlicht hatte, kam Goethe nach Weimar zurück, dem anfänglichen Urtheile der Gesellschaft nach ziemlich als der Alte,*) in der That aber in vielfacher Hinsicht bedeutend verändert. Welchen Einfluß Italien auf ihn als Dichter und Künstler übte, haben wir in den vorhergehenden Capiteln gesehen. Allein auch als Mensch hatte er von dem dortigen Aufenthalte, wie gleichfalls angedeutet worden, tiefe und nachhaltige Einwirkungen erfahren. Unter dem milden Himmel, in dem reizenden Lande, wo der Mensch in einer Fülle sinnlichen Wohlbehagens schwimmt, in der Mitte eines Volkes, das sich dem Genusse des gegenwärtigen Augenblicks mit offener Seele hingibt, und es mit den Schranken der Sitte und Convenienz leicht nimmt, hatte sich in Goethe der inwohnende Hang zu einem freien Naturleben mächtig entwickelt. Fast zwei Jahre lang der Fesseln seines Berufs, des Zwanges der höhern

*) Brief Schiller's an Körner, vom 5. Juli 1788.

Gesellschaft entbunden, kehrte er mit dem Drange, ja mit dem klar bewußten Entschlusse zurück, sich fortan diese Fesseln ferner zu halten. Er fühlte sich gegen das Urtheil der Welt, das er schon früher nicht hoch angeschlagen, gehärteter als je; es sollte ihm sein Daseyn nicht mehr verkümmern. Selbst die unmittelbare Umgebung, in der und für die er vor seiner italienischen Reise lebte, hatte sehr viel von ihrer Gewalt über ihn verloren. Er war sogar von einer tiefen Verstimmung gegen die feineren und vornehmeren Cirkel durchdrungen, die, wie er in den Venetianischen Epigrammen sagt, nur dann die gute Gesellschaft heißen, wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit bieten. Das frische Leben der mittleren und unteren Stände, in welches er in Italien so tief hineinblickte, hatte ihm die höheren Stände mit ihrem Schein- und Trugwesen verleidet.

Wie sich seine politischen Ansichten gestaltet hatten und in der nächsten Zeit noch weiter entwickelten, heben wir uns für einen andern Platz zu erörtern auf, gedenken hier aber kurz seiner veränderten Stellung zum Christenthum und den warmen Bekennern desselben. Er war jetzt nicht bloß, wie er sich vor der italienischen Reise in einem Briefe an Lavater nannte, ein decidirter Nichtchrist, sondern war fast zum Widerchristen geworden. Auf dem Boden der herrlichen antiken Welt, von ihren erhabenen Resten umringt, unter Beschäftigungen mit antiker Kunst und Poesie, wo ihm Alles so menschlich und faßlich, und doch so tief und reich däuchte, unter seinen Naturstudien, wo er Schritt für Schritt sich festern Grund zu gewinnen suchte, dachte er nur mit Widerwillen

an die Bemühungen der deutschen Christologen, die er früher neben sich geduldet, ja mit denen er manche Berührungspuncte gehabt hatte. „Wenn Lavater," schrieb er aus Italien, „seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der Eine (Lavater) ungestraft sagen: Alles, was lebt, lebe durch Etwas außer sich? Würde der Andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung der Worte von Wissen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen? Würde der Dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären, wenn sie sich nicht hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur ist, was er ist, und wo wir Alle gleiche Ansprüche haben?" Die deutsche christliche Baukunst, die am Schlusse der ersten Periode seine Begeisterung erregt hatte, ward ihm in Italien widerwärtig und verhaßt; er spottete über „die kauzenden Heiligen der gothischen Zierweisen, die Tabakspfeifensäulen, die spitzen Thürmlein und Blumenzacken," die er nun auf immer los zu seyn meinte; er warf einen wahren Ingrimm auf die christlichen Gemäldestoffe, die ihm „abscheulich dumm und mit keinen Scheltworten der Welt genug zu erniedrigen schienen, in denen man sich immer auf der Anatomie, dem Schindanger und Rabensteine befände, worunter aus zehn Aufgaben kaum Eine hätte gemalt werden sollen, die dann ihrer-

seits der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen durfte." Und so begegnet uns auch in den nächsten Jahren nach dem Aufenthalte in Italien mancher heftige Ausbruch der Abneigung gegen christliches Wesen und christliche Sitte. In den Venetianischen Epigrammen führt er das + unter den vier Dingen auf, die ihm wie Gift und Schlange zuwider sind; eben dort will er jeden Schwärmer vor dem dreißigsten Jahre an's Kreuz geschlagen haben, damit er nicht aus einem Betrogenen zum Schelmen werde. Noch im Jahre 1796 will er sich nicht zur Taufe von Schiller's zweitem Sohne einfinden, „weil ihn diese Ceremonie gar zu sehr verstimme." Goethe bezeichnete im Jahre 1792 zu Pempelfort gegen Jacobi den Haß, den er „wider das Christenthum und namhafte Christen" mitgebracht, selbst als einen „wahrhaft Julianischen Haß." Mit den Jahren milderte sich aber, wie wir sehen werden, diese Abneigung wieder so sehr, daß zuletzt, wie Jacobi meinte, wenig daran fehlte, daß Goethe mit dem Kämmerer in der Apostelgeschichte hätte sprechen können: „Was hindert, daß ich getauft werde."*)

In dem Vorangeschickten findet nun auch, zum Theil wenigstens, ein in dieser Epoche angeknüpftes häusliches Verhältniß seine Erklärung, welches gegen unsern Dichter bei seinen Lebzeiten, wie nach seinem Tode manchen herben Tadel hervorgerufen hat. Es muß bald nach der Rückkunft aus Italien gewesen seyn, daß er die Bekanntschaft von Christiane Vulpius, seiner nachherigen Gattin, machte; denn in

*) S. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, S. 273.

einem Briefe an Schiller, vom 13. Juli 1796,*) meldet er, daß er an dem Tage eine Epoche erlebe, indem sein Ehestand gerade acht Jahre alt sey. Wie Riemer uns berichtet, lernte er das Mädchen auf einem Spaziergange im Park, bei Ueberreichung einer Bittschrift für ihren Vater, kennen. „Er nahm sie nicht sogleich zu sich in's Haus," fügt Riemer hinzu, „sondern sie besuchte ihn nur und leistete ihm bei seinen botanischen und chromatischen Beschäftigungen anmuthige Gesellschaft. Auch hatte sie anfangs Nichts mit seiner Wirthschaft zu thun, deren sie sich erst in der Folge aus eigenem Antriebe und Liebe zu ihm musterhaft annahm. Als er ein eigenes Haus besaß, wurden auch ihre Tante und Stiefschwester darin aufgenommen, und verblieben darin, ein Nebengebäude bewohnend, bis an's Ende ihres Lebens. Damals, in erster Jugendblüthe, muß sie sehr hübsch, sogar reizend gewesen seyn. Ihr späteres äußeres Erscheinen darf nicht auf ihr früheres bezogen und zum Präjudiz gegen dasselbe gemacht werden. Wer sie als junges Mädchen, von naivem freundlichem Wesen, mit vollem, rundem Gesichte, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen, tanzlustigen Füßchen gekannt hätte, würde Goethe's Geschmack und Wahl nicht mißbilligt haben. Auch gefiel sie seiner Mutter, die zwar erst später (1797) sie von Person kennen lernte, aber früher schon in dem herzlichsten Briefwechsel mit ihr stand."

Achtzehn Jahre hindurch währte Goethe's Verbindung mit Christiane Vulpius, ehe er durch die Kirche ihren Bund

---

*) Briefe von und an Goethe, herausgegeben von Riemer, S. 138.

sanctioniren ließ. Sie gebar ihm mehrere Kinder, die bis auf den einzigen Sohn*) früh dahinstarben. Der Anstoß und Aerger, den dieses Verhältniß erregte, mag sich auf ihre Person übertragen haben, und so erklärt sich wohl das Entstehen ungünstiger Berichte über sie, denen von der Gegenseite lebhaft widersprochen worden ist. Besaß sie auch nicht die feine Bildung, welche die Weimarische haute volée von einer Freundin Goethe's verlangte, so muß es ihr doch nicht an Empfänglichkeit für sein höheres Geistes- und Gemüthsleben gemangelt haben, wenn sie an seinen naturwissenschaftlichen Studien fördernden Antheil nehmen, wenn er Gedichte, wie die Metamorphose der Pflanzen, zunächst für sie bestimmen konnte. Man hat als Beweis, wie fern sie Goethe's höheren Interessen gestanden habe, auch den Umstand hervorgehoben, daß ihrer in seinen Gedichten nirgendwo gedacht sey. Allein daraus ließe sich vielleicht eher die entgegengesetzte Folgerung ziehen, denn gerade was ihn am Tiefsten bewegte, scheute er sich dem Gedichte zu vertrauen, wie die Gefühle der Freundschaft für den Herzog Carl August, und die Empfindungen beim Abschiede von Rom; und eben dieß wollen in Bezug auf sie, die er nach Riemer's Zeugniß seine „kleine Freundin" zu nennen liebte, ohne Zweifel die Verse andeuten:

> Gott hab' ich und die Kleine
> Im Lied' erhalten reine;
> So laßt mir das Gedächtniß
> Als fröhliches Vermächtniß.

---

*) August, geboren den 25. December 1789.

Aber nur ihr Name, nicht ihr Bild und belebender Einfluß ist aus Goethe's Dichtung fern geblieben. Die „Morgenklagen," die er an Jacobi als Anlage zu einem Briefe vom 31. October 1788 überschickte, sind ohne Zweifel eine poetische Blüthe dieser Liebe. Daß ferner aus eben dieser Liebe alle die Wärme und Lebenswahrheit geflossen, die in den Römischen Elegieen und in vielen Venetianischen Epigrammen athmet, deutet Goethe selbst wiederholt an, in den Annalen unter dem Jahre 1790 und in der Campagne in Frankreich, in der „Zwischenrede," vor der Erzählung seines Besuchs zu Pempelfort. „Angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse," sagt er an jener Stelle, „gaben mir Muth und Stimmung, die Römischen Elegieen auszuarbeiten und zu redigiren; die Venetianischen Epigramme gewann ich unmittelbar darauf." An der andern heißt es, er würde in jener Zeit (der nächsten nach dem Aufenthalt in Italien) in der Einsamkeit der Wälder und Gärten, wo er sann und dichtete, in den Finsternissen der dunkeln Kammer, wo er der Optik oblag, ganz einsam geblieben seyn, „hätte ihn nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die Römischen Elegieen, die venetianischen Epigramme fallen in jene Zeit." Von der Elegie „Metamorphose der Pflanzen" berichtet er: „Höchst willkommen war dieses Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete." Daß aber die „eigentlich Geliebte," welcher die Elegie zunächst galt, Christiane Vulpius

gewesen, bestätigt Riemer's Zeugniß: „Das Gedicht Metamorphose der Pflanzen schildert das schöne Verhältniß Beider zu einander, ihn als belehrenden Freund, sie als lernbegierige Geliebte, die bereits für immer sich angehören.“ Die Tiefe seines Schmerzes endlich über ihren Verlust sprechen kräftiger, als die ausführlichste Todtenklage, folgende vier Verse aus, welche er an ihrem Sterbetage, dem 6. Juni 1816, schrieb:

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen;
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

So viel mag als Beweis genügen, daß das Verhältniß edlerer Art war, als man gewöhnlich annimmt. Fügen wir noch Einiges hinzu, so geschieht es nicht, um dasselbe zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, sondern nur, was mehr in unserer Aufgabe liegt, es zu erklären. Schon längst empfand Goethe auf's Innigste die Sehnsucht nach einem häuslich-stillen, ehelichen Leben. Wie von dieser Empfindung das Schauspiel „die Geschwister“ ganz durchdrungen ist, so äußert sie sich auch in Briefen früherer Zeit.*) Blieb er dessenungeachtet so lange ehelos, so mag dieß zum Theil darin begründet gewesen seyn, daß, wie Riemer sagt, „seine zu mannichfacher Bildung ihm von höheren Mächten angewiesene Laufbahn und die staatsbürgerlichen Verhältnisse, in die er eintrat, eine Vermählung nicht erlaubten oder wenigstens nicht begünstigten.“

*) Z. B. in dem Briefe an Knebel vom 30. November 1779, Riemer's Mittheilungen II, S. 102.

Jedoch verräth uns Riemer auch, daß es nicht an Versuchen und ernsten Bewerbungen gefehlt habe, die aus unbekannten Ursachen erfolglos blieben. Indem er nun jetzt, wo er schon auf der Mittagshöhe des Lebens stand, das Bedürfniß eines solchen häuslichen Glückes nicht länger abwies, kann uns nach dem, was oben bemerkt worden, weder seine Wahl, noch die rücksichtslose Weise, wie er dieß Verhältniß behandelte, befremden. Ihm, dem Italien den Sinn für die einfachsten Grundbedingungen menschlichen Glücks geschärft hatte,*) dem die höheren Kreise in Deutschland auch noch durch andere Ursachen, von denen bald die Rede seyn wird, verleidet wurden, der von weiter Fahrt mit reicher Fracht gelandet war, die Stoff zu jahrelanger stiller Beschäftigung bot, ihm konnte nicht mit einer Gattin gedient seyn, welche ihn noch tiefer in die höheren Gesellschaftscirkel hineingezogen hätte; ihm mußte eine Lebensgefährtin zusagen, welche „in naiver, anspruchloser Munterkeit seine durch Unbilden des Lebens wie der Menschen getrübte Laune zu erheitern, den Mißmuth zu verscheuchen und durch Abnahme widerlicher Sorgen ihm die völlige Hingebung an Kunst und Wissenschaft zu erleichtern wußte." Wie unwesentlich ihm aber, nach seiner damaligen Stellung zur Kirche, die Weihe derselben für seine Verbindung erscheinen mußte, leuchtet von selbst ein; ja es mochte ihm dünken, als ob dadurch einem Verhältnisse, welches ganz ein Bund freier Neigung seyn sollte, von vorn herein irgend ein Zwang aufgebürdet würde. Zudem behielt er als Dichter, namentlich

*) Riemer's Mittheilungen I, S. 356.

auf dem Felde der erotischen Poesie, eine größere Freiheit. Eine legitime, ebenbürtige Gattin hätte wahrscheinlich an Productionen, wie die Römischen Elegieen und die Venetianischen Epigramme, eine strenge Censur geübt, während seine kleine Freundin, wie Riemer bezeugt, fern von Eifersucht, Schmollen und Einmischung in sein Autortreiben, voll Pietät und Anhänglichkeit, zu keiner Zeit vergaß, „daß sie diese ihr und ihren Verwandten convenirende Existenz und Wirksamkeit in einer ihr angemessenen Sphäre nur ihm zu verdanken hatte." Als sich aber mit den Jahren Goethe's oppositionelle oder vielmehr rücksichtslose Stellung zur Kirche und Gesellschaft bedeutend veränderte, hätte er sich vielleicht sehr gern, wie Riemer sich ausdrückt, „mit Sitte und Convenienz conformirt," wäre ihm nur nicht das Aufsehen und Gerede, welches dieser Wechsel verursachen mußte, so zuwider gewesen; und daraus erklärt es sich wohl zum Theil, warum er gerade eine Epoche der höchsten Aufregung und Verwirrung der Gesellschaft wählte, um die langjährige Verbindung durch eine förmliche Trauung zu sanctioniren.

Das im Anfange noch durch den Reiz des Geheimnisses erhöhte Glück seiner Liebe fühlt sich, wenn er gleich davon schweigt, in dem ersten Briefe heraus, den er nach der Heimkehr an Jacobi richtete. „Ja, mein Lieber," schrieb er den 21. Juli 1788, „ich bin wieder zurück, und sitze in meinem Garten, hinter der Rosenwand unter den Aeschenzweigen, und komme nach und nach zu mir selbst. Ich war in Italien sehr glücklich; es hat sich so Mancherlei in mir entwickelt, das nur zu lange stockte; Freude und Hoffnung ist wieder ganz

in mir lebendig geworden. Mein hiesiger Aufenthalt wird mir sehr nützlich seyn. Denn da ich ganz mir selbst wiedergegeben bin, so kann mein Gemüth, das die größten Gegenstände der Kunst und Natur fast zwei Jahre auf sich wirken ließ, nun wieder von Innen heraus wirken, sich weiter kennen lernen und ausbilden."

Um dazu aber desto besser im Stande zu seyn, hatte er, bereits in einem Briefe von Rom aus, seinen Herrn und Freund gebeten, ihn seinem bisherigen Geschäftskreise zu entheben, und der edle Fürst hatte seinem Gesuche willfährig entsprochen. Schon durch ein Rescript vom 11. April 1788 war der Geheime Assistenzrath Schmid zum Kammer-Präsidenten ernannt worden, wobei jedoch Goethe das Recht behielt, in dem für den Landesherrn reservirten Lehnstuhl seinen Platz nehmend, den Sitzungen des Collegiums, so oft es seine Zeit gestattete, beizuwohnen.*) Jener Brief Goethe's aus Rom an den Herzog ist für Goethe's nunmehrige Richtung so bezeichnend und für sein Verhältniß zu Carl August so aufklärend, daß die Mittheilung desselben keiner weitern Rechtfertigung bedarf. „Wie sehr danke ich Ihnen," schreibt er, „daß Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen! Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne das Ziel zu erreichen. Mein Verhältniß zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu

*) Nach dem Briefwechsel Schiller's mit Körner (I, 368) behielt er „nur noch die Bergwerks-Commission als bloße Liebhaberei."

Verhältniß zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit mich selbst wieder gefunden. Aber als was? Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurtheilen und nützen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntniß, wozu die Menschen zu gebrauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich sehen läßt. Dieser Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu eröffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht da- oder dorthin zu leiten seyn. — Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen, sorgen Sie ferner für mich; Sie thun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich kann, und das Uebrige Anderen auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihrem Briefe zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, daß ich nur sagen kann: Herr, hier bin ich, mache aus Deinem Knecht, was Du willst.

Wie Goethe bei der Heimkehr seinem fürstlichen Freunde mit Liebe, Vertrauen und Dankbarkeit entgegentrat, so empfing ihn dieser mit alter Herzlichkeit und Güte, und so blieb das Verhältniß nach wie vor ein wahrhaft brüderliches, wie es nicht leicht anderswo zwischen einem Herrn und Diener bestanden hat. Dagegen verengte sich der Kreis von Goethe's übrigen Freunden um diese Zeit mehr und mehr. Herder wurde ihm in den ersten Tagen des Augusts 1788 durch eine Reise nach Italien auf ein ganzes Jahr entzogen. Von Lavater fühlte er sich innerlich durch eine breite Kluft geschieden. Mit Jacobi ging der Briefwechsel in der letzten Hälfte des Jahrs 1788 zwar noch ziemlich lebhaft; aber Goethe war sich der Divergenz ihrer beiderseitigen Richtung doch zu tief bewußt, als daß ein recht inniger und erquickender Seelentausch hätte fortdauern können. Merck ging ihm in jener Epoche so gut wie verloren, weil dieser über einem äußern Bedrängnisse, einer verunglückten industriellen Speculation, sich selbst verlor. Man erschrickt, wenn man in der Reihe von Merck's Briefen zu seinem Schreiben vom 3. August 1788 an Goethe kommt. Der früher so kräftige, selbstbewußte, oft herbe Freund erscheint plötzlich tief gebeugt, demüthig um Hülfe flehend, nicht mehr mit dem zutraulichen Du in der Anrede, sondern mit dem respectvollen Sie. „Einer der unglücklichsten Menschen," beginnt sein Brief, „der Ihnen ehedem werth war, ruft Ihre Hülfe in der drückendsten Lage an." Er schließt mit den Worten: „Es ist schmerzlich, daß meine Bewillkommnung nach der Wiederkehr aus dem glücklichen Lande an einen glücklichen und so verdient glücklichen Mann von einem höchst

verdient unglücklichen Menschen geschehen muß, begleitet mit einer Bitte um Geld oder vielmehr Almosen. Leben Sie bis in das späteste Alter, umgeben mit allem Segen des Himmels, der in so reichem Maße auf Ihnen ruht. Für mich bleibt Nichts übrig, als ein Abgrund von Elend." Goethe und der Herzog bewährten sich, wie Merck's weitere Briefe zeigen, als treue Freunde, obwohl sie sein Unglück nur erleichtern, nicht heben konnten. Ein Brief von ihm an Goethe vom 18. October 1788 beginnt: „Ich bin noch nicht im Stande, weder dem Herzoge als meinem ersten Wohlthäter, noch meinem ältesten und edelsten Freunde mit meinem Dank unter die Augen zu treten. Ohne Schlaf und ohne Muth, physisch und moralisch zu Grunde gerichtet, wandere ich ohne Ruhe noch unter den Lebenden herum, Jedem zur Last — und fürchte für meinen Verstand." Am Schlusse heißt es: „Gott erhalte Sie, theuerster Mann, in dem höchsten Gipfel des Glücks, getragen in der Anbetung Ihrer Freunde dem Rufe der Nachwelt entgegen. Und mit mir und über mich richte sein heiliger Wille, wie er es zu meinem Besten, zu meiner Besserung und Bestrafung, zur Erleichterung des Elends meiner Kinder und deren redlichem Fortkommen durch diese böse Welt für wohlgethan achten wird. Ich finde mich in Etwas erleichtert, nachdem ich diesen langen Brief geschrieben habe. Wenn ich weinen könnte, wäre mir noch besser." Goethe's Antwort lautete: „Dein Brief, lieber Freund, wenn er mich gleich seinem Inhalte nach betrübt, hat mir doch Freude gemacht, daß Du ihn nur hast schreiben mögen. Es ist gewiß eine Erleichterung, wenn man es nur sagen kann und mag, wie weh einem ist. Schreibe mir

manchmal, vertraue mir Deine Zustände, und glaube, daß Du mir auch mit Klagen nicht lästig bist. Nimm Dich was Du kannst zusammen, separire durch den Verstand die physischen, moralischen, ökonomischen Uebel und suche Heilung, Mittel und Hülfe in Dir selbst und Deinen Freunden. Ich hoffe, es steht Dir Schleiermacher *) im Ordnen des Ganzen bei, wenn Du gleich im Einzelnen selbst wirst arbeiten müssen. Lebe wohl; ich bin zufrieden und vergnügt."

Reichen Ersatz für den Verlust an persönlichem und brieflichem Verkehr mit Freunden hätte er in dem Umgange mit Schiller finden konnen, welcher schon damals in seiner Nähe lebte. Schiller's Freunde waren sehr gespannt auf seine Zusammenkunft mit Goethe, die zu Rudolstadt im Lengefeld'schen Hause **) in der ersten Hälfte des Septembers stattfand. Sie hatte nicht den erwarteten Erfolg. Goethe bezeigte sich freundlich genug, hielt sich aber in einer gewissen Entfernung, und Schiller war viel zu stolz, um sich dem Rückhaltenden entgegenzudrängen. Dieser hat selbst von jenem ersten Begegnen mit Goethe einen interessanten Bericht in dem Briefwechsel

---

*) Ernst Christian Friedrich Adam Schleiermacher, Hessen-Darmst. Wirkl. Geh. Rath, damals Cabinets-Secretär und Freund des Erbprinzen, nachmaligen Großherzogs Ludewig I.

**) Goethe's Verbindung mit der Lengefeld'schen Familie, welche durch Frau v. Stein eingeleitet worden war, datirte sich schon von früheren Jahren her. In einem Briefe vom 7. April 1783 an Lavater empfiehlt er diesem „Frau von Lengefeld mit ihren beiden Töchtern und Hrn. von Beulwitz aus Rudolstadt."

mit Körner gegeben. „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen,“ schreibt er am 12. September 1788, „worauf Du, wie ich weiß, begierig wartest. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit Herder, der Frau v. Stein und der Frau v. S. besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll und lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernste hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich seyn kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches dießmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte seyn oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm hätte sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien, aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Vorzüglich weiß er einem anschaulich zu machen, daß diese Nation mehr, als jede andere europäische, in g e g e n w ä r t i g e n G e n ü s s e n lebt, weil die Milde und

Fruchtbarkeit des Himmelsstrichs die Bedürfnisse einfacher macht und ihre Erwerbung erleichtert . . . . Im Ganzen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammen kommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Die Zeit hat aber gelehrt, daß sie ungeachtet aller Verschiedenheit ihrer ganzen Geistesform und Weltansicht, dennoch auf ihrem Lebenswege zusammentrafen, daß aber noch mehr als ein Lustrum hingehen sollte, ehe ihre gemeinsame Lieblingin, die Poesie, jenen edlen, neidlosen, in seiner Art einzigen Geisterbund zwischen ihnen stiftete. Was Goethe'n so lange noch von Schiller entfernt hielt, hat er uns selbst in den Annalen bekannt.*) Bei seiner Rückkehr aus Italien, wo er, unbekümmert um das, was in Deutschland vorging, sich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, fand er im Vaterlande gerade Dichter-

*) Goethe's sämmtliche Werke, Bd. 27, S. 34 ff.

werke, die ihn besonders anwiderten, wie Heinse's Ardinghello und Schiller's Räuber, in hohem Ansehen. Schiller, gesteht er, war ihm verhaßt, weil dieser als ein kraftvolles, aber unreifes Talent eben die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich inmittelst zu läutern gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ergossen hatte, obwohl er, wie es an einer andern Stelle heißt, auch den redlichen und seltenen Ernst, der aus allen Werken Schiller's hervorleuchtete, zu schätzen wußte. Der Beifall, der seinen rohen Erstlings-Productionen vom wilden Studenten, wie von der gebildeten Hofdame gezollt ward, erschreckte Goethe'n; denn er glaubte all' sein Bemühen verloren zu sehen; die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie er sich gebildet hatte, schien ihm beseitigt und gelähmt. Er hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre, die Ausübung der Dichtkunst, die Betrachtung der bildenden Kunst ganz aufgegeben; denn es war keine Aussicht da, jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten. „Man denke sich meinen Zustand!“ sagt er. „Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.“ Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, eine Annäherung der beiden Dichter herbeizuführen; in dem Aufsatz über Anmuth und Würde glaubte Goethe gewisse harte Stellen direct auf sich deuten zu können. Ueberhaupt vermochten Schiller's philosophische, wie seine historischen Schriften kein besseres Verhältniß zu vermitteln, da Goethe, von abstracter Speculation, wenn er auch eine Zeit lang Kant mit Intererresse

studirte,*) im Ganzen doch kein Freund war und auch mit der Geschichte sich wenig zu schaffen machte. So lehnte er denn alle Versuche von Personen, die Beiden gleich nahe standen, und selbst das milde Zureden Dalberg's ab. „Meine Gründe," sagt er, „die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistes-Antipoden mehr als Ein Erd-Diameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen nicht in Eins zusammenfallen können."

Es fehlt uns andrerseits nicht an noch offenherzigeren Confessionen, die Schiller's damalige Stimmung gegen Goethe aufdecken. „Oefters um Goethe zu seyn," schrieb er den 2. Februar 1789 an Körner, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung, er ist an Nichts zu fassen: ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott; ohne sich selbst zu geben — dieß scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und

*) S. den Briefwechsel zwischen Körner und Schiller, II, 202 f. 207. Vgl. Goethe's W. Bd. 25, S. 126, 159 f., Bd. 40. S. 421.

groß von ihm denke. — — Eine ganz sonderbare Mischung von Liebe und Haß ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht (die Künstler) gern recht vollendet wünschte. An seinem Urtheile liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenland's hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht Unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dieß gerade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen." — Körner antwortete: „Goethe's Charakter, wie Du ihn beschreibst, hat allerdings viel Drückendes. Man muß seinen ganzen Stolz aufbieten, um sich vor einem solchen Menschen nicht gedemüthigt zu fühlen. Doch wäre es Schade, wenn dieß Dir seinen Umgang verleiden sollte. Du kannst keck mit dem Gefühle anch' io son pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrschaft über sich selbst eine gewisse Ueberlegenheit besitzt. Eine solche heroische Existenz ist die natürliche Folge, wenn ein großer Mensch eine Zeit lang fast alle Arten von Genüssen außer sich erschöpft hat, und ihm Nichts weiter übrig bleibt, als der Genuß seines eigenen Werthes und seiner Thätigkeit."

Der Leser wird sich diese Urtheile selbst zu rectificiren wissen,*) aus denen immerhin eine hohe Bewunderung Goethe's hervorblickt. Schiller bekennt auch in einem Briefe vom 25. Februar 1789, daß er sich, namentlich im Dramatischen, mit Goethe, wenn dieser seine ganze Kraft anwenden wolle, gar nicht zu messen wage. „Er hat weit mehr Genie als ich," sagt er, „und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Drama's herüber zu ziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden seyn. In einem der nächsten Briefe (vom 9. März 1789) macht sich eine Empfindung gegen Goethe Luft, die wir gern dem vom Geschick so schwer bedrängten Schiller zu

*) Wie vollständig Schiller seine Ansicht über Goethe's zurückhaltendes Wesen berichtigte, zeigt ein Brief an Körner vom 31. August 1798: „Man schleppt sich mit so vielen tauben und hohlen Verhältnissen herum, ergreift in der Begierde nach Mittheilung und im Bedürfniß der Geselligkeit so oft ein Leeres, das man froh ist wieder fallen zu lassen; es gibt so gar erschrecklich wenig wahre Verhältnisse überhaupt, und so wenig gehaltreiche Menschen, daß man einander, wenn man sich glücklicherweise gefunden, desto näher rücken soll. Ich bin in dieser Rücksicht Goethe sehr viel schuldig u. s. w.

gut halten. „Dieser Mensch, dieser Goethe," heißt es, „ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht wird sein Genie von dem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!"

Ungeachtet solcher wechselseitigen Antipathien blieben die beiden Dichter in der nächsten Zeit doch nicht so sehr außer aller Connexion, als man nach Goethe's Bekenntnissen glauben sollte. Vermied dieser auch Schiller's Nähe, so nahm er doch an seinem Schicksale Antheil und verwandte sich mit Eifer für seine Ernennung zu einer Professorstelle an der Jenaer Universität; ja es fehlte, wie uns jetzt der Briefwechsel Schiller's mit Körner zeigt, auch nicht ganz an persönlichen Berührungen. So berichtet Schiller in einem Briefe vom 1. November 1790 von einem Besuche, den Goethe bei ihm abgestattet, wo sich das Gespräch bald auf Kant hinwandte. Die jüngste Schrift desselben, die Kritik der Urtheilskraft, hätte leicht einen Anknüpfungspunkt zu näherer Bekanntschaft bieten können, wenn nur nicht Beider Gemüth in so ungünstiger Disposition gewesen wäre. Denn wie Schiller sich schon damals zur Philosophie hinneigte, so nahm Goethe an jener Schrift einen ungewöhnlich lebhaften Antheil. Kant's Kritik der reinen Vernunft war schon vor neun Jahren erschienen, hatte ihn aber, weil sie zu weit außerhalb seines Kreises lag, nur schwach und fast nur mittelbar durch Anderer Gespräch berührt. Einzelne Capitel glaubte er jedoch zu verstehen, und gewann daraus Manches „zu seinem Hausgebrauch." Der Kritik der Urtheilskraft aber, womit jetzt Kant hervortrat, bekennt Goethe

eine höchst frohe Lebensepoche schuldig geworden zu seyn. „Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen," sagt er, „neben einander gestellt, Kunst- und Naturerzeugnisse eines behandelt wie das andere, ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da Etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werkes meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog. Das innere Leben der Kunst so wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da seyn; und was neben einander stand, wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander. Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden, ich begriff auch, warum der Menschenverstand Beides so oft verwechselt. Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah mit einander verwandt seyen, indem beide sich derselben Urtheilskraft unterwerfen." Trotz dieser Zustimmung zu den Hauptprincipien sprach er aber in der Unterhaltung mit Anderen nach seiner Weise nur das aus, was in ihm aufgeregt war, nicht was er gelesen hatte, und gerade darein konnte sich Schiller jetzt noch nicht finden. „Interessant ist's," schrieb er nach jenem Besuche an Körner, „wie er Alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit

ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele schöpfe. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist forscht und wirkt nach allen Directionen, und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Mann." So führte denn auch dieses Gespräch zu erhöhter Bewunderung, aber nicht zu vertraulicher Annäherung.

Indem so Goethe von älteren Freunden durch äußere und innere Hindernisse geschieden und von Schiller einstweilen noch durch unüberwindliche Abneigung fern gehalten ward, stand er die nächsten Jahre sehr einsam da und führte ein höchst zurückgezogenes Leben. Es vereinigte sich aber auch Alles, um ihn an das Haus und ein stilles Geistesleben zu fesseln. Aus Italien, dem formreichen, zurückgekehrt, konnte er dem gestaltlosen Deutschland keinen Geschmack abgewinnen;*) der düstere vaterländische Himmel weckte eine schmerzliche Sehnsucht nach dem heitern Himmel des Südens. Die früheren Bekannten brachten ihn, statt ihn zu trösten und wieder an sich zu ziehen, beinahe zur Verzweiflung. Sein Entzücken über entfernte, kaum bekannte Gegenstände, sein Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen; er vermißte jede Theilnahme, Niemand verstand seine Sprache. Für diese Entbeh-

*) S. Goethe's sämmtliche Werke, B. 36, S. 92.

rungen suchte er sich nun daheim, „wo ihn ein glückliches Verhältniß lieblich erquickte," vorzüglich durch Dreierlei schadlos zu halten, durch Kunstbetrachtungen und Kunstgenüsse, durch Naturstudien, und durch Vergegenwärtigung der Sitten der Völker.

„Im Laufe von zwei vergangenen Jahren," so lautet sein eigenes Bekenntniß über diese Zeit,*) „hatte ich ununterbrochen beobachtet, gesammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden gesucht. Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreise zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so daß ich hoffen konnte, nach und nach das Ganze zu überschauen, und mir einen reinen und vorurtheilsfreien Kunstgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild, als Muster alles künstlichen, zu bereiten. — Das Dritte, was mich beschäftigte, waren die Sitten der Völker: an ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern Beides zugleich ist, nothwendig und zufällig, absichtlich und blind; ich verstehe die menschliche Gesellschaft. — Wie ich mich nun in diesen Regionen hin und her bewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich sogleich schriftlich zu verfassen, was mir am klarsten vor dem Sinne stand, und so ward das Nachdenken geregelt, die

*) S. Goethe's sämmtliche Werke, B 36, S. 92 f.

Erfahrung geordnet und der Augenblick festgehalten. Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst: Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Styl, einen andern, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das Römische Carneval; sie zeigen sämmtlich, was damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene großen Weltgegenden genommen hatte."

Der erste dieser drei Aufsätze sucht die in der Ueberschrift bezeichneten Begriffe schärfer zu bestimmen und zu sondern. Die wenigste Schwierigkeit bot die „einfache Nachahmung der Natur," welche „bei sogenannten todten oder stillliegenden Gegenständen (wie Blumen, Früchten u. dgl.) von ruhigen, treuen, eingeschränkten Menschen" mit Erfolg ausgeübt wird. Die „Manier" ist eine Sprache, worin sich der Geist des Künstlers unmittelbar ausdrückt und charakterisirt. Sie opfert Einzelnes, um viele Gegenstände in ein harmonisches Bild zu vereinigen, um den allgemeinen Ausdruck eines großen Gegenstandes zu erreichen. Der „Styl" endlich beruht auf der Erkenntniß des Wesens der Dinge, auf der Auffassung ihrer charakteristischen Eigenschaften und auf der Nebeneinanderstellung und Nachahmung ihrer charakteristischen Formen. An diese Definitionen und Unterscheidungen werden dann noch einige Betrachtungen angeknüpft über die Verwandtschaft und das Ineinanderverlaufen dieser drei Arten, Kunstwerke hervorzubringen. Obgleich sich der Aufsatz ausschließlich auf bildende Kunst bezieht, so ist er doch zugleich bezeichnend für Goethe's nunmehrige Ansicht über poetische Kunst. Der Manier entspricht die subjective Dichtkunst, dem Styl die objective; und wie er zwar

der Manier noch eine „hohe und respectabele" Stelle in der Kunst zuerkennt, den Styl aber als das Höchste betrachtet wissen will, „was die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann," so stellt er auch die reine, ruhige, das Wesen der Dinge treu erfassende und darstellende Poesie über die subjectiv bewegte, durch die innere Welt des Darstellenden gefärbte Dichtkunst. Dann spricht sich auch in dem hohen Range, den er dem Style einräumt, seine Verehrung der Naturforschung aus; denn der Künstler, der sich um Styl bemüht, ist dem Naturforscher innig verwandt, indem er, gleich diesem, „die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen zu lernen, die Reihe der Gestalten zu überschauen sucht, und die verschiedenen charakteristischen Formen mit einander vergleicht." — Außer dieser Abhandlung gingen noch drei kleinere Aufsätze aus seinen damaligen Kunstbetrachtungen hervor: 1) „Material der bildenden Kunst," worin er den Gedanken, daß jedes Kunstwerk bis auf einen gewissen Grad durch das Material bedingt sey, an den ägyptischen Obelisken erläutert, die er aus der natürlichen Form der Granitmassen ableitet; 2) Von Arabesken," deren Werth, Bestimmung und Anwendung bei den Alten er bespricht, und 3) „Ueber Christus und die zwölf Apostel, nach Raphael von Marc-Anton gestochen und von Professor Langer in Düsseldorf copirt (1789)."

Vielleicht noch größern Reiz, als die Kunstbetrachtungen, hatten für unsern einsiedlerisch lebenden Freund in dieser Zeit die Naturstudien, und unter diesen stand jetzt noch die Botanik im Vordergrunde. Die Geschichte seines botanischen Stu-

diums hat der zweite Theil unserer Schrift bereits im Zusammenhange bis zur Reise nach Italien verfolgt. Hier regte die Fülle, Neuheit und Pracht der Erscheinungen aus der Pflanzenwelt seine Lust an dieser Wissenschaft neu auf, und das Wechselhafte der Gestalten lockte ihn immer mehr, allen Veränderungen und Uebergängen der Formen nachzugehen. Gleich beim Eintritt in Italien machten der Lärchenbaum, die Zirbelnuß dringend auf klimatischen Einfluß aufmerksam, auch andere Pflanzen, mehr oder minder verändert, blieben bei eiligem Vorüberrollen nicht unbemerkt. Am ergreifendsten aber stellte sich ihm die Fülle einer fremden Vegetation dar, als er in den botanischen Garten von Padua hineintrat, wo ihm eine hohe und breite Mauer mit feuerrothen Glocken der Bignonia radicans zauberisch entgegenleuchtete. Hier sah er im Freien manchen seltenen Baum emporgewachsen, den man daheim nur in Glashäusern überwintern konnte. Vor Allem zog eine Fächerpalme seine Aufmerksamkeit an sich. Glücklicher Weise standen die einfachen lanzenförmigen ersten Blätter noch am Boden, die successive Trennung derselben nahm zu, bis endlich das Fächerartige sich in vollkommener Ausbildung zeigte; zuletzt trat aus einer spathagleichen Scheide ein Zweiglein mit Blüthen hervor und erschien als ein sonderbares, mit dem vorhergehenden Wachsthume in keinem Verhältniß stehendes Gebilde, fremdartig und überraschend. Ueber diesem Anschauen und Vergleichen bildete sich nun immer mehr in ihm die Vorstellung aus: „die uns umgebenden Pflanzenformen seyen nicht ursprünglich determinirt und festgestellt, ihnen sey vielmehr, bei einer eigensin-

nigen generischen und specifischen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegsamkeit verliehen, um in so viele Bedingungen, die auf dem Erdkreis auf sie einwirken (als Bodenverschiedenheit, Feuchte und Trockenheit, Wärme und Kälte u. s. w.), sich zu fügen und darnach bilden und umbilden zu können." In allen Arten und Gestalten aber, selbst den allerentferntesten, erkannte er ein Gemeinsames, und dieser Gedanke schwebte ihm damals unter der sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze vor. Indem er nun im weitern Verlauf der Reise sämmtlichen Pflanzenformen, wie sie ihm vorkamen, in ihren Umbildungen und Veränderungen nachging, leuchtete ihm am letzten Ziele der Reise, in Sicilien, die ursprüngliche Identität aller Pflanzentheile vollkommen ein.

Mit dieser großen, wahrhaft genialen Entdeckung war ein neues Ferment, eine mächtige Leidenschaft in seine Seele geworfen; er hätte gern fortan sich ausschließlich mit der Entwickelung dieses Gedankens, dessen Fruchtbarkeit ihm sogleich einleuchtete, beschäftigen mögen. Aber in Rom war, nach seiner Wiederkunft aus Sicilien, an kein folgerechtes Studium zu denken; Poesie, Kunst und Alterthum forderten ihn gewissermaßen ganz. Dennoch konnte er nicht umhin, tagtäglich in jedem Garten, auf Spaziergängen, auf kleinen Lustfahrten sich der neben ihm bemerkten Pflanzen zu bemächtigen, und richtete besonders seine Aufmerksamkeit auf die Fortpflanzung sowohl durch Samen, als durch Augen. Während seiner Rückreise nach Deutschland verfolgte er unablässig seine Gedanken und ordnete sich im stillen Sinne einen annehmlichen Vortrag

derselben, den er bald nach der Heimkehr niederschrieb. So entstand die Abhandlung: „Die Metamorphose der Pflanzen.“

In unseren Tagen gestehen es die Naturforscher freudig ein, daß die in dieser Abhandlung entwickelte Idee „zu den luminosen Gedanken gehört, welche für alle Zeit und die gesammte Menschheit ihre volle Geltung behalten“ *): es wird anerkannt, daß Goethe dadurch den wahren Grund zu einer natürlichen Systematik gelegt. Der damaligen Zeit aber war die ganze Anschauungsweise so fremd, daß die kleine Schrift, noch ehe sie an's Licht trat, das unerfreulichste Schicksal erlebte. Göschen, der Herausgeber von Goethe's gesammelten Werken, lehnte sie zum Erstaunen des Verfassers ab, wahrscheinlich auf den Rath von Fachgelehrten, denen er sie zur Prüfung vorgelegt. Allein Goethe ließ sich, im Vertrauen auf den Werth seiner Arbeit, nicht sogleich abschrecken. Da erbot sich Ettinger in Gotha, vielleicht nur weil er eine Verbindung mit dem Dichter wünschte, zur Uebernahme des Verlags, und so wanderten die wenigen Bogen, mit lateinischen Lettern zierlich gedruckt, auf gut Glück in die Welt. Das Publicum stutzte, Niemand wollte das Werkchen anfänglich für mehr als ein artiges Phantasiespiel gelten lassen; selbst ein Tischbein erkannte nicht, worauf Goethe hinzielte, und glaubte ihn recht gut zu vertheidigen, indem er sagte, „der Verfasser wolle den Künstler lehren, wie sprossende und rankende Blumenverzierungen zu erfinden seyen, nach Art der Alten in fortschreitender

*) Carus, Goethe, zu dessen näherm Verständniß (Leipzig 1843) S. 94.

Bewegung." Die Fachgelehrten ließen eine so wunderliche Deutung zur Noth hingehen, meinten aber, wenn man Nichts weiter als die Kunst im Auge habe und Zierrathen beabsichtige, müsse man nicht thun, als ob man für die Wissenschaft arbeite, wo dergleichen Phantasieen nicht an ihrem Platze seyen. Von keiner Seite wollte man zugeben, daß Wissenschaft sich mit Poesie vereinigen lasse; „man vergaß," fügt Goethe hinzu, „daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, wie, nach einem Umschwunge von Zeiten, beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vortheile, auf höherer Stelle gar wohl begegnen können."

Neben der Botanik begann aber auch ein anderer Zweig der Naturwissenschaft, die Optik, sein lebhaftes Interesse zu erregen; er glaubte zu entdecken, die Newton'sche Hypothese über die Entstehung der Farben sey falsch und unhaltbar, und so war ihm abermals, wie er selbst sagt, „eine Entwickelungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben sollte." Daß dieses „Aperçû" der Zeit vor dem Ausfluge nach Venedig angehört, beweisen schon die Venetianischen Epigramme, worin vielfache Ausfälle auf Newton und die Newtonianer vorkommen. Was aber die Geschichte der Inoculation jener Krankheit betrifft, so folgen wir auch hier möglichst getreu seinen eigenen aufrichtigen Bekenntnissen. In Italien waren ihm durch ununterbrochenes Anschauen von Kunstwerken, durch Nachdenken und Vergleichen, durch lebendiges, wirksames Gespräch mit Kennern, durch steten Umgang mit praktischen und denkenden Künstlern schon manche Lichter über bildende Kunst aufgegangen, als er von einem

einzigen Punkte sich noch immer nicht die mindeste Rechenschaft zu geben wußte; es war das Colorit. Hierüber konnte er weder durch sich, noch durch Andere zur Klarheit gelangen; Lehrbücher wie Kunstwerke, Abgeschiedene wie Lebendige ließen ihn gleich rathlos. Beobachtete und fragte er die gegenwärtigen Künstler, die unter seinen Augen Gemälde ausführten, so fand er bald, daß sie in der Färbung bloß aus schwankenden Ueberlieferungen und einem gewissen Impuls handelten. Was man ausübte, sprach man als technischen Kunstgriff, nicht als Grundsatz aus. Keins entwickelte sich aus dem Andern, Keins griff nothwendig in das Andere ein. Goethe ließ sich dadurch nicht entmuthigen und fuhr fort, den Farben in Kunstwerken und Natur die liebevollste Aufmerksamkeit zu widmen; allein bei den tausend Geistern, die sich damals um ihn stritten, gelangte er in Italien noch zu keinem erheblichen Resultat. So viel leuchtete ihm indessen ein, daß man den Farben, als physischen Erscheinungen, erst von Seiten der Natur beikommen müsse, wenn man in Absicht auf Kunst Etwas über sie gewinnen wollte.

Als er nun in der Heimath nach längerer Unterbrechung diese Forschungen wieder aufnahm, las er zuerst, wie alle Welt von der Wahrheit der Newton'schen Theorie überzeugt, in irgend einem Compendium das hergebrachte Capitel, und weil er aus der Lehre, wie sie dastand, Nichts für seinen Zweck zu entwickeln vermochte, so nahm er sich vor, die Experimente und Phänomene, wodurch jene Theorie bewiesen wird, zu sehen. Zu diesem Zwecke bot ihm Hofrath Büttner, welcher von Göttingen nach Jena gezogen war, freundlich den nöthigen

Apparat an; es fehlte Nichts als eine dunkle Kammer, die sich Goethe in einem neuen Quartier, das er eben damals bezog, recht bald einzurichten gedachte. Allein mancherlei Hindernisse traten ein, und die Prismen blieben eingepackt in einem Kasten unter dem Tische stehen. Endlich, da er erfuhr, daß Büttner über die verzögerte Rücksendung der Instrumente ungeduldig sey, nahm er den Kasten hervor und stand schon im Begriff, ihn dem Boten zu übergeben, als ihm einfiel, er wolle doch noch geschwind durch ein Prisma sehen, was er seit seiner frühesten Jugend nicht mehr gethan. Indem er das Prisma vor die Augen nahm, erwartete er, der Newton'schen Theorie eingedenk, die ganze weiße Wand nach verschiedenen Stufen gefärbt zu sehen. Aber zu seiner Verwunderung fand er, daß sie, durch's Prisma angeschaut, nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkeles daran stieß, sich eine mehr oder weniger entschiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fensterstäbe am allerlebhaftesten farbig erschienen, indessen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu sehen war. Mit Einem Male glaubte er die Unrichtigkeit der Newton'schen Hypothese zu erkennen und zugleich einzusehen, daß eine Grenze nothwendig sey, um Farben hervorzubringen. Nun war an kein Zurücksenden der Prismen mehr zu denken. Durch Ueberredung und Gefälligkeiten beruhigte er den Eigenthümer und setzte seine Untersuchungen fort.

Wir werden die Geschichte derselben am gehörigen Orte weiter führen und bemerken hier nur noch, wie bedenklich es für die Solidität des neu angelegten Gebäudes seyn mußte, daß das Grund-Aperçu ein ganz falsches war. Schon die

Erwartung, womit er das Prisma in die Hand nahm, ging aus einer irrigen und mangelhaften Auffassung der Newton'schen Theorie hervor; denn nach dieser muß gerade eine weiße Wand, durch das Prisma betrachtet, weiß, und nur an den Rändern farbig erscheinen, weil die entstehenden Farbenbilder, indem sie sich über einander schieben, wieder das Weiße erzeugen und nur an den Rändern die überragenden Farben erblicken lassen. Allein hier rächte es sich an Goethe, daß er von Jugend auf sich nicht gewöhnt hatte, eine lange zusammenhangende Gedankenreihe eines Andern mit Hingebung zu verfolgen und aufzunehmen, und insbesondere, daß er keine gründlichen mathematischen Studien gemacht hatte.

Das Denkmal der dritten Hauptrichtung, nach welcher hin Goethe's Geist damals vorzugsweise beschäftigt war, das Römische Carneval, scheint in dem Winter 1788/9 entstanden zu seyn. „Ich habe diese Zeit," schrieb er am 2. Februar 1789 an Jacobi, „hier Nichts zu Stande gebracht, als eine Beschreibung des römischen Carnevals. Bertuch und Krause wollen es auf Ostern mit illuminirten Kupfern herausgeben. Ich empfehle Dir dieß Werkchen und schicke Dir ihre Ankündigung. Es wird, hoff' ich, Niemand gereuen, einen Blick auf das moderne Saturnal zu thun." Als Goethe den „tollen Spectakel" zum ersten Male im Jahre 1787 sah, war er sehr wenig davon erbaut; er meinte damals, man müsse dem Schauspiel einmal beigewohnt haben, um den Wunsch, es je wieder zu sehen, völlig los zu werden; zu schreiben sey davon gar Nichts, bei einer mündlichen Darstellung möge es allenfalls unterhaltend seyn. Aber beim zweiten Anblick dieses Volksfestes, im Februar

1788, fiel ihm bald auf, daß es doch, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, seinen entschiedenen Verlauf habe. Dadurch ward er mit dem Getümmel versöhnt, indem er es wie ein sonstiges bedeutendes Naturerzeugniß oder Nationalereigniß ansah; er mischte sich, trotz manches widerwärtigen, unheimlichen Eindrucks, unter die verkappte Menge, bemerkte genau den Gang der Thorheiten, notirte hierauf die einzelnen Vorkommnisse der Reihe nach, und ließ zugleich die interessanten Masken durch seinen Hausgenossen Georg Schütz flüchtig zeichnen und coloriren. Mit Hülfe dieser Vorarbeiten entwarf er nun nach der Heimkehr das meisterhafte Gemälde jener bunten, bewegungsvollen Volkslustbarkeit, das an Anschaulichkeit und plastischer Bestimmtheit vielleicht unübertroffen dasteht. Er bekennt aber auch selbst, daß er die Arbeit mit Lust und Liebe ausgeführt habe. „Seit Sterne's unnachahmliche sentimentale Reise," fügt er hinzu, „den Ton gegeben und Nachahmer geweckt, waren Reisebeschreibungen fast durchgängig den Gefühlen und Ansichten des Reisenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich soviel als möglich zu verleugnen und das *Object so rein, als nur zu thun wäre, in mich aufzunehmen.*" Es möchte nicht schwer fallen, aus dieser Einen Schilderung sämmtliche Kunstmittel abzuleiten, wodurch man dergleichen reiche und bewegte Scenen aus der Menschenwelt und überhaupt eine große lebendige Masse sinnlicher Gegenstände lebhaft und treu dem innern Auge des Lesers vergegenwärtigen kann. Wir deuten nur auf Einiges hin. Mit großer Sorgfalt zeichnet Goethe vor Allem das *Local* und gibt die *Grenzen* genau an, innerhalb welcher

die Hauptvorgänge eingeschlossen bleiben. Diese Grenzen stehen nun beim Folgenden immer als einschließender Rahmen des Bildes vor unserer Phantasie. Dann wendet er das Kunstmittel der Gradation an. Er muthet unserer Einbildungskraft nicht auf einmal die Erzeugung eines Ganzen zu, welches das äußere Auge kaum aufzufassen vermag, wenn es ihm dargeboten wird; er führt uns den Corso erst nur durch eine mäßige Menge belebt vor, wie er sich an allen Sonn- und Festtagen darstellt; die Erscheinungen, die er dann zeigt, geben einen Leitfaden für die Auffassung des verwirrten Getümmels in den Faschingstagen.

Nachdem er so das Ganze vorbereitet, macht er uns mit den Einzelnheiten näher bekannt, welche später Hauptpartieen des reichen Gesammtgemäldes bilden sollen, er vergegenwärtigt uns die Masken, die wettrennenden Pferde, die Wache, die Kutschen, aber Alles nicht in der Form der Beschreibung, sondern der lebendigen Erzählung, Alles schon in Bewegung und Handlung dargestellt. Aber auch da, wo er endlich das Hauptbild vor uns aufrollt, weiß er der Phantasie noch allerlei Hülfsmittel zu bequemerer Auffassung desselben darzureichen; überall werden die prägnantesten Stellen, die eigentlichen Lebenspunkte herausgehoben, überall stellt sich in dem scheinbar gesetzlosesten Getümmel ein bestimmter Verlauf und Fortschritt dar.

In denselben Kreis mit dem Römischen Carneval gehören die den italienischen Briefen angehängten „Fragmente eines Reisejournals," die wohl auch erst nach der Heimkehr ihre gegenwärtige Form und Fassung erhielten. Besonders interessant sind darunter die Abschnitte: Volksgesang, die

Tarantella, Stundenmaß der Italiener, Frauenrollen auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt. Der letztgenannte Aufsatz liegt in der Mitte der auf die Sitten der Völker bezüglichen und der Kunstbetrachtungen, oder verbindet vielmehr beide Gebiete mit einander.

Was endlich in dem für das vorliegende Capitel abgegrenzten Zeitraume an poetischen Erzeugnissen theils zum Abschluß gelangt, theils neu entstanden ist, wollen wir in dem nächstfolgenden Capitel zusammenfassen.

Sechstes Capitel.

Tasso. Der Groß-Cophta und die zugehörigen Lieder. Die ungleichen Hausgenossen; Lieder daraus. Morgenklagen. Römische Elegieen.

Unter den am Ende des vorigen Capitels angedeuteten poetischen Werken behauptet Tasso den ersten Platz. Ueberblicken wir noch einmal die schon in Früherem verfolgte allmählige Entstehung dieses Dramas, so finden wir den Beginn desselben in's Jahr 1777 zurückreichend.*) Zehn Jahre später, als sich Goethe in Rom befand und die Umformung seiner Iphigenie glücklich zu Stande gebracht hatte, dachte er auch an eine neue Bearbeitung des Tasso und nahm im Februar 1787 das Manuscript desselben nach Neapel mit. „Wüßte ich nur,"

---

*) S. Th. II, S. 378.

schrieb er damals an die Weimarischen Freunde, „was Ihr zu Iphigenien sagt, so könnte mir dieß zur Leitung dienen; denn es ist doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenstand fast noch beschränkter, als jener, und will im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet seyn; doch weiß ich noch nicht, was es werden kann; das Vorhandene muß ich ganz zerstören, das hat zu lange gelegen, und weder die Personen, noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft.“ Von dem Gedanken einer so gänzlichen Umgestaltung kam er jedoch wieder zurück und beschloß mit dem Stücke eine ähnliche Operation wie mit der Iphigenie vorzunehmen.*) „Lieber,“ schrieb er, „würf' ich ihn in's Feuer; aber ich will bei meinem Entschlusse beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen.“ Auf der Fahrt nach Sicilien begleiteten ihn die zwei ersten Acte des Tasso, in poetischer Prosa geschrieben, in Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber mit einem Anflug von Weichlichem und Nebelhaftem, welcher sich alsbald verlor, als er nach seinen nunmehrigen Ansichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ. Das Stück wurde auf der Seefahrt, „im Wallfischbauch, um und um, durch und durch gedacht,“ und der ganze Plan war bei der Ankunft in Palermo ziemlich auf's Reine gediehen. Die bedeutendsten Veränderungen scheinen die letzten Acte, namentlich der Schluß, erfahren zu haben. „Tasso muß umgearbeitet werden,“ meldete er am 1. Februar 1788; „was da

*) S. den Brief aus Caserta vom 16. März 1787.

steht, ist zu Nichts zu brauchen, ich kann weder so endigen noch Alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!" Auf der Rückreise von Rom nach Deutschland erhielt ein guter Theil des Stückes seine gegenwärtige Gestalt. Von dem Schmerze über die Trennung vom geliebten Italien tief bewegt, suchte er sich zu einer poetischen Thätigkeit zu ermannen und bearbeitete mit inniger Neigung die Partieen des Tasso, die seiner augenblicklichen Stimmung am meisten verwandt waren. In Florenz verbrachte er die größte Zeit in den dortigen Lust- und Prachtgärten. „Hier schrieb ich," so berichtet er selbst am Schlusse seiner italienischen Reise, „die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen. Dem Zustand meiner Lage ist allerdings jene Ausführlichkeit zuzuschreiben, womit das Stück theilweise behandelt ist, und wodurch seine Erscheinung auf dem Theater beinahe unmöglich ward. Wie mit Ovid*) dem Local nach, so konnte ich mich mit Tasso dem Schicksal nach vergleichen. Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele, die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere,**) wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten."

---

*) Vergl. oben S. 150.

**) Nach Riemer im Juli 1789.

Um eine festere Basis für die Erörterung des Dramas zu gewinnen, suchen wir zunächst die Grundaufgabe, deren Lösung der Dichter sich hier aufgegeben hat, zu bestimmen. Die von Lewitz ausgesprochene Ansicht,*) daß es, „einzig und allein das Hofleben in seinem ganzen Umfange und seinem tiefsten Wesen" sey, was Goethe habe schildern wollen, hat Hiecke in den Hallischen Jahrbüchern vollkommen widerlegt. Wie diese Auffassung zu enge ist, so dürfte der Gegensatz des Idealismus und des Realismus, der Conflict der idealen Gemüthswelt mit der Wirklichkeit und ihrer unerbittlichen Ordnung, worin Andere den Grundgedanken gefunden haben, umgekehrt zu weit seyn. Uns scheint specieller der Kampf der freien schrankenlosen Sinnesart des Dichters mit dem Hof- und Staatsleben die ideelle Grundlage des Stückes zu bilden. Jener Gegensatz des Idealismus und Realismus, jenes Streben nach absoluter persönlicher Freiheit, das mit den bestehenden Verhältnissen in Widerspruch geräth, liegt freilich, wie allen bisherigen bedeutenderen Dramen Goethe's (mit Ausnahme etwa der Iphigenie), so auch dem Tasso, entfernter zu Grunde; allein in jedem derselben ist der Conflict auf ein anderes Gebiet verlegt, und gestaltet sich demgemäß auf eine andere Weise. Götz sucht sein Ideal ritterlicher Unabhängigkeit und Mannhaftigkeit gegen das Prinzip einer ihm widerwärtigen neu anbrechenden Weltperiode zu vertheidigen; Egmont will ein schön menschliches Daseyn, eine mit dem Leben spielende Freiheit mitten unter Revolutionsstürmen behaupten; im Werther (denn

*) Ueber Goethe's Torquato Tasso (Königsberg, 1839) S. 170 f.

auch diesen können wir seiner Grundidee nach in den Kreis der Dramen ziehen), so wie in Clavigo und Stella ist der Streit auf das moralisch-bürgerliche Gebiet gerückt; im Prometheus kehrte sich der Freiheitstrotz gegen die Gottheit selbst; im Mahomet sollte veranschaulicht werden, wie die erhabensten ideellen Bestrebungen unvermerkt von kleinen realistischen Absichten inficirt werden; im Tasso endlich bricht sich die ungebundene poetisch-ästhetische Weltansicht an den Schranken der conventionellen Welt.

Die Hauptträger dieses Gegensatzes in unsrer Tragödie sind Tasso und Antonio. In jenem finden wir ein tiefes Dichtergemüth, das in den Reichen süßer Träume schwebt. „Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum," sagt die Gräfin Leonore von ihm;

> Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
> Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
> Sein Busen nimmt es gleich und willig auf:
> Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth,
> Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
> Oft adelt er, was uns gemein erschien,
> Und das Geschätzte wird vor ihm zu Nichts.

So zeigt er sich im Anfange der Tragödie; denn das haben wir von vorn herein zu bemerken, daß sein Charakter nicht wie der des Antonio und Alphons als ein fertiger, sondern als ein werdender, in der Entfaltung begriffener sich darstellt. Er wird uns in dem Zeitpuncte einer Krisis vorgeführt; und so hat der Dichter, wie es der Maler und jeder

Künstler thun soll, für sein Gemälde einen höchst prägnanten Moment gewählt, der außer dem Gegenwärtigen, auch das Vergangene und Zukünftige lebendig veranschaulicht. In der letztverflossenen Zeit bis zu dem Augenblicke, wo sich die Handlung eröffnet, war Tasso's Gemüth, wie beweglich und bewegt es auch seyn mochte, in einem schönen Gleichgewicht geblieben; und dazu hatte besonders Dreierlei zusammengewirkt. Ein edler, großmüthiger Fürst hatte ihn aus einem engen Leben zu schönen ehrenvollen Verhältnissen erhoben, hatte ihm jede Sorge vom Haupte genommen und ihm Freiheit und Muße gegeben, daß seine Seele sich zu muthigem Gesange entfalten konnte. Dann war ihm das große Dichterwerk, womit er sich bis dahin beschäftigte, ein Hort gegen krankhafte Ausbrüche der Empfindung gewesen. Und endlich hatte das stille, hoheitvolle Gemüth der Prinzessin mit geheimnißvollem Zauber die Stürme in seiner Brust gefesselt gehalten; ihr erstes Erscheinen schon beschwichtigte, wie er selbst gesteht, den dunkeln, verworrenen Thatentrieb, der ihn verzehrte:

Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht und jedem falschen Triebe
Mit Einem Blick in Deinen Blick geheilt.

So lange jene Zustände fortdauerten, hatte auch seine Liebe zur Prinzessin einen mehr ideellen Charakter; es war keine Liebe, die sich des Gegenstandes bemeistern, ihn ausschließlich besitzen wollte; aus allen Sphären trug er, was er

liebte, auf Ein Bild, auf einen Namen nieder. Dieses sollte nun aber Alles anders werden. Nachdem er sich der großen Arbeit, der epischen Darstellung des ersten Kreuzzuges, entledigt, welche bisher dem ganzen Strom seiner ungestümen Empfindungen einen Abzug dargeboten, stand er in Gefahr, seine ungemäßigten Gefühle und Wünsche der umgebenden Wirklichkeit zuzuwenden. Die krankhaften Züge seines Gemüthes, die bisher von der angestrengten Beschäftigung mit einer ernsten und würdigen Aufgabe, wenn auch nicht ganz niedergehalten, doch gemäßigt und zurückgedrängt wurden, die in früh erlittenen Kränkungen und in seinem vorherrschenden Phantasieleben begründete Reizbarkeit, der Argwohn, das Mißtrauen gegen die Menschen, der unklare Drang nach Thaten, alles dieß bekam nun freieres Spiel; und selbst die Neigung zur Prinzessin konnte jetzt leicht einen für ihren und seinen Frieden bedenklichen Charakter annehmen. Dazu kam die Exaltation seines Gemüths durch den ihm von der Prinzessin aufgesetzten Kranz, das beste Mittel, das der Dichter wählen konnte, um Tasso's schwärmerisches Phantasieleben zu veranschaulichen. In solcher Disposition seines Innern trifft er mit Antonio, dem Staatsmanne, zusammen. Dieser entwirft ein lebendiges Bild der politischen Wirksamkeit des Papstes Gregor; er schildert

die Gestalten jener Welt,
Die sich lebendig, rastlos ungeheuer,
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemessen dreht, und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt.

Begierig horcht Tasso seinen Worten, und je mehr er horcht, desto stärker erwacht der Thatendrang in seiner Brust, desto kleiner erscheint ihm der Beruf des Dichters und er fürchtet sich wie Echo an den Felsen zu verlieren. Ein vertrauliches Gespräch mit der Prinzessin beschwichtigt zwar wieder dieses unruhige Streben nach äußerer Wirksamkeit, und wie seine Empfindungen rasch von einem Extrem zum andern überspringen, so hören wir ihn in demselben Gespräche begeisterungsvoll die goldene Zeit preisen, wo auf der freien Erde sich die Menschen wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten. Allein eben diese Unterredung versetzt sein Inneres in eine neue, stärkere Aufregung, indem es die Neigung der Fürstin zu ihm unverkennbar durchblicken läßt. Hierdurch zu leidenschaftlicher Gluth entzündet, tritt er Antonio entgegen und bietet ihm, dem Wunsche der Prinzessin zu genügen, mit beredter Wärme seine Freundschaft an. Als aber dieser sie kalt und schroff zurückweist, reißt der hochangeschwollene Strom der Gefühle seinen Zorn zu solcher Heftigkeit fort, daß er sich gegen ein Gesetz vergeht, welches in einer den Stürmen des Mittelalters kaum entrissenen Zeit, im Palast des Fürsten wenigstens, eine heilige Freistatt vor wilder Leidenschaft gesichert wissen wollte. Der Herzog muß gegen den Uebertreter dieses Gesetzes den Schein einer Strafe verhängen; er verurtheilt Tasso zu einer gelinden Haft, vielleicht noch mehr, um ihm Zeit zur Besinnung zu geben und die Gelegenheit zur blutigen Entscheidung seines Streites mit Antonio zu entziehen, als um diesem eine kleine Genugthuung zu gewähren. Tasso verkennt die Milde seines Fürsten und überschreitet nun in seiner Leidenschaft jedes

Maß. Alle jene Regungen, die früher in seinem Innern geschlummert hatten, der Verdacht, der Argwohn, das drückende Gefühl seiner Abhängigkeit vom Herzoge, alle erwachen mit verdoppelter Stärke; er sieht in Allem, was man zu seinen Gunsten thun will, Verrath und Tücke; Alphons erscheint ihm wie ein selbstsüchtiger Tyrann, Antonio wie ein kalter, schlauer Intriguant, die Gräfin wie eine verschmitzte Heuchlerin, die sich nach jedem Windzuge der Gunst dreht und wendet; selbst zu der angebeteten Prinzessin verliert er das Vertrauen. Und wie er sich von Kälte und Verstellung umgeben glaubt, so wird er selbst verstellt und egoistisch, und scheut sich nicht, die Prinzessin durch vorgespiegeltes Elend, durch eine Art von Märtyrerthum, worin er sich gefällt, zu kränken. Da ihm aber bei dieser Gelegenheit einleuchtet, wie sehr er sie verkannt, so schlägt plötzlich sein Gefühl für sie in so glühende Leidenschaft um, daß er, sich und seine Stellung vergessend, sie an seine Brust reißt. Damit ist das Schicksal dieser Liebe entschieden und eine Trennung unvermeidlich. Tasso muß es fühlen, daß er selbst sein Glück zerstört hat, und bricht dennoch auf's Neue in Wuth gegen Antonio, Alphons, die Gräfin und sogar gegen die Prinzessin aus; aber er bekennt es selbst, daß er sich dieser Wuth nur hingibt, um die Höllenqual der Reue im ersten Augenblick zu übertäuben. „Laß mir das dumpfe Glück,“ entgegnet er Antonio,

damit ich nicht
Mich erst besinne, und dann von Sinnen komme.

Erst auf Antonio's Zuruf, sich zu ermannen, sich zu vergleichen,

zu erkennen, wer er sey, fällt ihm ein anderes, besseres Heilmittel ein, das ihm die Natur verliehen:

> Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
> Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen;
> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide.

Die Poesie wird seine Retterin seyn, wie sie es Goethe'n selbst in solchen Fällen immer gewesen ist. Zugleich ist durch sein Anklammern an Antonio symbolisch darauf hingedeutet, daß er den Werth des Mannes erkannt hat, welcher die Weltverhältnisse mit ruhigem Blick durchdringt und sich an Selbstbeherrschung gewöhnt hat, und daß er für die Zukunft die Nothwendigkeit einsieht, durch Ausbildung ähnlicher Tugenden in sich die Zügellosigkeit seiner Phantasie und seiner Empfindungen zu bändigen. So wird der Fels, an dem er gescheitert ist, dem angstvollen Schiffbrüchigen zuletzt ein Rettungsort.

Der Figur des Tasso setzte der Dichter im Antonio eine höchst bedeutende Persönlichkeit gegenüber, so wie er früher dem Clavigo in Carlos eine ähnliche imponirende Gestalt an die Seite gestellt hatte. Die nachtheilige Wirkung, welche diese durch Verstand, Erfahrung, Weltklugheit und Charakterfestigkeit ausgezeichneten Nebencharaktere auf die Hauptcharaktere ausüben konnten, suchte er durch die Fülle liebenswürdiger Eigenschaften, die er den letzteren lieh, zu verhüten. Antonio ist der Vertreter der einmal wirklich bestehenden, der conventionellen Welt, wie Tasso der Repräsentant der poetisch idealen. In ihm stellt sich das besonnene Urtheil, der klare

Verstand des Staatsmannes, der jedes Ding nach seinem wirklichen Werth schätzt, und die sichere Selbstbeherrschung des Hofmannes dar, welcher die Wünsche des Herzens den gegebenen Bedingungen, dem Gesetz, dem Herkommen, der Sitte unterzuordnen weiß, während in Tasso die Schrankenlosigkeit der dichterischen Einbildungskraft und Empfindung personificirt ist. Indessen fehlt es den beiden so entgegengesetzten Charakteren nicht an gewissen Zügen, die auf den ersten Blick als vermittelnde, verbindende erscheinen. Wie Antonio's ganze Existenz auf Thätigkeit, auf ein wirksames Eingreifen in die reale Ordnung der Dinge gestellt ist, so lernten wir auch bei Tasso einen regen Trieb nach Thaten kennen, nur daß dieser Trieb bloß stoßweise durch sein vorherrschendes Phantasieleben durchbricht und die concreten Bedingungen der Wirklichkeit nicht zu würdigen versteht. Vortrefflich schildert in dieser Beziehung Antonio den Charakter des Tasso:

Bald
Versinkt er in sich selbst, als wäre ganz
Die Welt in seinem Busen, er sich ganz
In seiner Welt genug . . . .
Dann will er Alles fassen, Alles halten,
Dann soll geschehn, was er sich denken mag;
In einem Augenblicke soll entstehn,
Was Jahre lang bereitet werden sollte u. s. w.

Andererseits mangelt es Antonio nicht an einer gewissen Empfänglichkeit für Poesie; allein die gesammte Kunst und Wissenschaft gilt ihm nicht durch ihren Eigenwerth, sondern nur insofern sie dem Staate nützt und zu seiner Verherrlichung

gereicht. Die Poesie, will er, soll sich ihrer untergeordneten Stellung dem Staate, als dem vollendetsten Kunstwerk des Menschengeistes, gegenüber bewußt bleiben, und vor Allem nicht durch phantastische Bestrebungen störend in denselben eingreifen, wie es bei Tasso der Fall war, der mit seiner Dichtung gern zu einem neuen Kreuzzuge begeistert hätte. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht für Antonio seine enthusiastische Lobrede auf Ariost, den heitern Dichter, der die Weltverhältnisse mit behaglicher Ironie behandelt hatte und dem Geschmack der damaligen höheren Stände in Italien besonders zusagen mußte, indem er Geschäftsmännern und Höflingen, wenn sie von den tausend Verwickelungen der Staats- und Hofintriguen Abspannung suchten, eine leichte und liebliche Unterhaltung gewährte. Hieraus erhellt schon, daß jene scheinbar vermittelnden Züge doch nicht leicht zu einer wirklichen Versöhnung und Vereinigung führen können, vielmehr den feindlichen Zusammenstoß beider Charaktere befördern müssen. Gesellten sich hiezu nun noch auf Tasso's Seite mehrere besondere Umstände, die sein Gemüth zu einem heftigen Conflict prädisponirten, so fehlt es an solchen auch nicht auf Seiten Antonio's. Wir könnten dahin rechnen, was Alphons zu ihm sagt:

Du willst nicht aus der Uebung kommen! Du
Hast ein Geschäft kaum erst vollendet, nun
Kehrst Du zurück und schaffst Dir gleich ein neues.

Wie Tasso seiner Dichtung, so hat er sich eben eines großen Auftrages entledigt und bereitet sich, der Thätigkeit bedürftig, sogleich eine neue Arbeit. Allein er gibt selbst eine

bessere Erklärung der Reizbarkeit, die ihn Tasso gegenüber aus seinem gewöhnlichen Gleichmuth brachte:

Es ist gefährlich, wenn man allzu lang
Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böse Genius Dir an der Seite
Und will gewaltsam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben.

Nachdem er sich mit fremden Menschen lange zusammengenommen, gedachte er daheim in der Gunst und Neigung der Freunde auszuruhen, und findet nun den ersehnten Schatten von einem Müßiggänger breit besessen. Nehmen wir dazu, daß er unter allen Dingen dieser Welt, wie er selbst gesteht, auf den Lorbeer und die Gunst der Frauen am eifersüchtigsten ist, so finden wir es gewiß auf's Vollständigste motivirt, wenn der Mann, der sich sonst immer in seiner Gewalt hat, einen Augenblick zu leidenschaftlicher Gereiztheit fortgerissen wird. Aber als der Aeltere, als der Mann der klaren Besonnenheit, faßt er sich bald wieder und erblickt sogleich in dem milden Tadel des Fürsten, wie in einem klaren Spiegel, seine Schuld, während Tasso gar keine Schuld auf seiner Seite anerkennen will und durch die Nebelgebilde der Phantasie seinen Verstand ganz verdüstert, der fortan nur noch mit sophistischer Schärfe geschäftig ist, ihn in seinem Wahne von eigenem Märtyrerthum und fremder Verrätherei und Arglist zu bestärken. Dem zur Verstellung Herabgesunkenen tritt Antonio mit edler, offener Abbitte entgegen, und für den Neid, den er früher gezeigt, für die schneidende Kälte, womit er Tasso's Freundschaft zurück=

gewiesen, versöhnt er uns durch eine stets wachsende aufrichtige Theilnahme an dem in Leidenschaft versinkenden Jünglinge. So hat sich zuletzt der eifersüchtige Gegner Tasso's in einen tröstenden Freund, in einen milden Arzt verwandelt, und durch diesen Moment ist, wie Rötscher sagt,*) auf die Versöhnung der beiden in Kampf getretenen Richtungen als auf das Ziel des Drama's hinausgedeutet und damit die Auflösung des sich der Welt der Wirklichkeit entfremdenden Idealismus versinnlicht.

Steht Antonio's Charakter in den meisten Beziehungen zu dem des Tasso in diametralem Gegensatze, so ist der Charakter der Prinzessin dem letztern nahe verwandt. Schon die erste Scene des Drama's läßt die ideale Richtung ihres Gemüthes, besonders im Vergleich mit der Gräfin Leonore, erkennen. Sie kränzt mit dem Lorbeer, „den sie höhern Sinnes und größern Herzens" gewählt, die Herme des ernsten Virgil, während die Gräfin ihren bunten Blumenkranz dem heitern Ariost auf die Stirne drückt. Sie träumt sich in den Lustgärten Belriguardo's in die goldene Zeit der Dichter hinein, und gedenkt vergangener Tage, während die Gräfin sich dem Eindrucke der reizenden Gegenwart hingibt. Was die Gräfin lebhaft fühlt und lebhaft äußert, das empfindet sie tiefer, reiner und schweigt. Kein Witz vermag sie zu bestechen, die Schmeichelei sucht sich vergebens an ihr Ohr zu schmiegen, fest bleibt ihr Sinn, ihr Geschmack richtig, ihr Urtheil gerade. Groß sind ihre Kenntnisse und Fertigkeiten in Wissenschaften und Sprachen; aber sie hält sich mit diesen Schätzen still

*) Cyklus dramat. Charaktere II, 179.

bescheiden innerhalb des Kreises schöner Weiblichkeit; sie mischt sich nicht gern in die wissenschaftlichen Gespräche einsichtsvoller Männer, sie freut sich aber, wenn diese sprechen, „daß sie verstehen kann, wie sie es meinen," sie folgt gern, denn ihr wird es leicht zu folgen. Was Tasso fehlt, Resignation, Geduld, Ergebung in das Geschick, das hat sie in der Schule der Leiden gelernt; sie weiß, daß man viele der edelsten Lebensgüter sich nur durch Mäßigung und Entbehren zu eigen machen kann. Was sie einmal besitzt, mag sie gern bewahren; sie greift nicht mit jugendlicher Sehnsucht in den Loostopf einer fremden Welt, um sich ein zufälliges Glück zu erhaschen. Ihre Gewöhnung an Entsagen und Entbehren ist so groß, daß sie nicht bloß für sich selbst, sondern auch für ihre Freunde kaum Etwas erbitten kann. Eben dieser Mäßigung, dieser stillen Befriedigung wegen, erscheinen alle ihre Neigungen der lebhaftern Gräfin wie der stille Schein des Mondes, der

Dem Wandrer spärlich leuchtet auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht und gießen keine Lust
Noch Lebensfreud' umher.

Auf Tasso aber wirkt das schöne Maß, die stille Tiefe ihrer Empfindungen, welche die Gräfin eine Zeit lang verkennt, mit unwiderstehlichem Zauber und reinigt ihn von jeder falschen Unruhe und Begierde. Ihrem Wahlspruch getreu, „Erlaubt ist, was sich ziemt," hält sie den Dichter in Schranken, der gern dem Grundsatz huldigen möchte: „Erlaubt ist, was gefällt." Ihr Charakter und ihre Beziehungen zu Tasso erinnern mannichfach an Fräulein von Klettenberg und ihr Verhältniß zu Goethe, und daraus, daß diese „schöne Seele" dem

Dichter bei der Prinzessin vorgeschwebt, erklärt sich auch vielleicht ein Zug in dem Charakter der Letztern, der sonst auffallend erscheinen kann; sie sagt von ihrer Mutter, die sich den neuen Religionsmeinungen zugewandt hatte:

Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sey.

Es macht eine tiefe tragische Wirkung, daß nun gerade ein so edles weibliches Wesen, das bisher aus Tasso's feuriger Seele, „Rausch und Wahn" verscheuchte, dazu auserſehen war, in einem unbewachten Augenblick den verderblichen Feuerbrand der Leidenschaft in sein Inneres zu werfen, indem sie ihre Liebe zu ihm verrieth. Daß sie dieses, wie behauptet worden ist, in kleinlicher Absicht gethan, wird kein Unbefangener zugeben; vielmehr ist es ein fast willenloses Hervorbrechen ihrer Neigung, welches Goethe mit großer Sorgfalt und Kunst motivirt hat. Entfernter ist es die Furcht, Tasso zu verlieren, was ihr die leise, obwohl hinreichend verständliche Andeutung ihrer Liebe entlockt. Antonio's Schilderung der großartigen politischen Wirksamkeit des päpstlichen Hofes hatte ihm sein zurückgezogenes Dichterleben verleidet, mit herzlichen Worten bittet sie ihn:

Begnüge Dich, aus einem kleinen Staate,
Der Dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer, ruhig zuzusehen.

Daran schließt sich dann ein traulich inniger Gesprächswechsel über ihr erstes Begegnen, über Tasso's Verhältniß zum Fürsten, zur Gräfin Eleonore und Antonio, über seine Besorgniß, daß sie bald einem fremden Fürsten ihre Hand reiche, und andere zarte Angelegenheiten, so daß es sicher nicht als

ein Herausschreiten aus ihrem Charakter betrachtet werden kann, wenn ihr zuletzt ein noch dazu so lieblich verhülltes Bekenntniß ihrer Neigung entschlüpft.

Ueber den Charakter der Gräfin Leonore können wir uns um so kürzer fassen, da er in einigen Hauptzügen schon durch den Gegensatz zur Prinzessin erläutert ist. Als eine gewöhnliche Hof- und Salondame, wie man sie genannt hat, darf sie nicht angesehen werden; einer solchen hätte die Prinzessin nicht ihre Freundschaft schenken, noch der Dichter die Einsicht in den Werth der Prinzessin und die feine und tiefe Schilderung Tasso's zutheilen können. Zwei hervorstechende Seiten ihres Wesens sind eine gewisse Absichtlichkeit in Allem, was sie thut und sagt, wodurch sie Tasso's Vertrauen zurückscheucht, und ein Hang zu feiner Intrigue, eine Neigung, ihre schönen Hände in das Spiel der Hof- und Staatsverhältnisse zu mischen. In gewisser Beziehung hat sie also eine Verwandtschaft mit Antonio, wie die Prinzessin mit Tasso, und so theilen sich die Charaktere des Stückes in zwei symmetrische Gruppen, eine idealistische und eine realistische, zwischen denen der Herzog Alphons als Mittel- und Bindeglied steht.

Alphons, eine treffliche Fürstennatur, zu dessen Bilde ohne Zweifel der Herzog Carl August einige Züge geliehen, übernimmt, wie Rosenkranz sagt, die Rolle der allgemeinen Weisheit des Chors; er bildet den gemeinsamen Gravitationspunct, der gern Alle in heiterm und fruchtbarem Verkehr erhalten möchte, und dessen Klugheit, Milde und Hoheit doch nicht den Untergang verhindern kann, welchen die zur Maßlosigkeit ausschreitende Individualität sich selbst bereitet. Gegen

Tasso verhält er sich wie ein väterlich sorgender Freund, wie ein milder Arzt. Er will ihn, nachdem er sein Gedicht vollendet, in das Leben einführen, damit, wie sein Talent sich in der Stille gebildet, sein Charakter sich im Strom der Welt entwickele. Er übt Geduld uud Nachsicht an Tasso und gibt ihm, um sein Mißtrauen zu besiegen, vor Vielen oft entschiedene Zeichen seiner Gunst. Er war, wie Tasso dankbar anerkennt, ihm mit Belehrung und Rath zur Hand, wenn in seinem Gedichte Feldherrnklugheit, Waffenkunst und Rittermuth, und der Kampf der List mit der Wachsamkeit darzustellen waren. Wenn gleich seine Theilnahme an Tasso's Meisterwerke nicht aus reiner Kunstbegeisterung hervorgeht, indem er dabei auch an seinen und seines Hauses Ruhm denkt, so folgt daraus nicht, was neuerdings behauptet worden, daß der Fürst für die seelenvollen Klänge des Dichters keinen Sinn gehabt. Eben so wenig kann man ihn darüber einer augenblicklichen Parteilichkeit für Antonio gegen Tasso zeihen, daß er dem Letzteren eine Haft auferlegt; es läßt sich hierbei, wie wir oben sahen, eine sehr wohlwollende Absicht gegen Tasso unterstellen. Alphons behauptet überhaupt denselben Charakter durch das ganze Stück hindurch und erscheint so als der feste sittliche Mittelpunkt des vielfach bewegten Kreises.

Nach dieser Entwickelung der Charaktere haben wir über die Handlung des Stückes nur wenig zu sagen. Denn diese ist ganz innerlich, wie Solger zugestehen muß, so sehr er dem Tasso die dramatische Wirksamkeit zu vindiciren sucht.*)

*) Solger's nachgelassene Schriften, II, 616.

In jenen Entwickelungs-Phasen, die der Hauptcharakter durchläuft, liegen eben auch die Hauptstadien der Handlung. Die bewegenden Hebel der Handlung sind den Nebenpersonen zugetheilt. Antonio durch seine Beschreibung der politischen Wirksamkeit des Papstes und die schroffe Kälte, womit er Tasso's Freundschaftsantrag von sich weist, die Prinzessin durch die Andeutung ihrer lange verheimlichten Liebe, die Gräfin Leonore durch den Plan, den sie auf eigene Hand anlegt, den Dichter an sich zu fesseln, Alle wirken zusammen, sein Gemüth in Aufregung zu bringen und ihn der Katastrophe zuzuführen.

Eben deßwegen aber, weil die dramatische Entwickelung in unserem Stücke sich nicht an einem complicirten Triebwerk äußerlicher Thatsachen, sondern recht eigentlich an den innersten Regungen und Gefühlen der handelnden Personen fortbewegt, wird uns die Ausführlichkeit in der Behandlung nicht auffallen, worüber wir oben schon den Dichter selbst ein Bekenntniß ablegen hörten. Ein Schlag auf Schlag wechselnder, coupirter Dialog, den A. W. Schlegel an dem Stücke vermißte, wäre hier offenbar nicht an der Stelle gewesen; die aus der Tiefe einer langgenährten Weltanschauung aufsteigenden Gedanken und Gefühle mußten sich in längere Reden und theilweise in Monologe ergießen. Das blühende Colorit vieler Partieen des Stückes erklärt sich daraus, daß uns die innere Welt eines Dichtergemüthes aufgeschlossen wird, und die feine, glatte Sprache, die selbst in leidenschaftlich bewegten Scenen alle Ecken und Härten vermeidet, entspricht durchaus dem hochgebildeten höfischen Kreise, innerhalb dessen die Handlung abläuft. Die Jamben fließen selbst noch leichter und

anmuthiger, als in der Iphigenie dahin, und über der ganzen Sprache liegt ein so reizender ätherischer Duft, wie wir, das eben genannte Drama einzig ausgenommen, in keinem Stücke Goethe's und unserer gesammten Literatur wiederfinden.

Nachdem wir die Tragödie rein für sich selbst, wie sie uns vorliegt, betrachtet haben, versuchen wir, so weit es der Raum gestattet, das Verhältniß derselben zu dem vom Dichter vorgefundenen historischen Stoffe darzulegen. Obwohl man Tasso, was für den Leser, der uns bisher gefolgt ist, keiner Erinnerung bedarf, nicht als eine eigentlich historische Composition, sondern vielmehr als die Darstellung einer gewissen Stufe in Goethe's eigener Entwickelung zu betrachten hat, so ist darum doch eine Vergleichung des zu Grunde liegenden geschichtlichen Gegenstandes nicht unnütz, indem dieser immerhin keinen unbedeutenden Einfluß auf das Werk übte. Ja, es zeigt sich bei aufmerksamer Untersuchung, wie der geistreiche Weber treffend bemerkt,*) daß Goethe mit großer Gewissenhaftigkeit eine Menge zerstreuter, oft halbverlorener Samenkörner der geschichtlichen Ueberlieferung gesammelt, durch die Sonnenwärme des Genius befruchtet, zu den lieblichsten Blumen entwickelt und mit kunstgeübter Hand zu einem Kranze verbunden hat, worin jede ihre bedeutsame Stelle einnimmt. Die spärlichen Aufbewahrungen aus der Kindheit des Dichters, aus den Verhältnissen seiner Aeltern und Schwestern, die ersten übermächtigen Eindrücke seines Aufenthaltes in Ferrara, seine Einführung bei der Prinzessin, seine Reise nach

---

*) Vorlesungen über Aesthetik (Hamburg, 1831) S. 50.

Frankreich mit dem Cardinal Ludwig von Este, seine Dürftigkeit und die Sorglosigkeit um sein Eigenthum und seine Bedürfnisse, seine kleinen Verwöhnungen und Grillen, dann die freundschaftlichen oder feindlichen Berührungen mit den Zeitgenossen, das poetische Gericht in Rom über sein befreites Jerusalem, die rührende Flucht zu Schwester Cornelia in der Tracht eines Hirten, die finsteren Stunden, die Melancholie, der scheinbare Wahnsinn, der sich des Unglücklichen im St. Annenhospital bemächtigte, Alles findet sich voll zartsinniger Andeutung an wirksamer Stelle eingeflochten; der unerquickliche Streit, welchen die Florentiner zu Gunsten des Orlando furioso gegen die Gerusalemma liberata erhoben, ist in Antonio's leidenschaftlicher Parteilichkeit für Ariost prophetisch gezeichnet, an die Ehre der Capitolinischen Krönung, welche des Dichters letzte Tage wenigstens durch Erwartung verschönen sollte, wird vordeutend erinnert. So hat Goethe eine Fülle von Einzelnheiten, die dem Zeitpunkt der Handlung vorangingen, und die ihm folgten, in den engen Rahmen seines Bildes zusammengedrängt, ohne daß der Einheit und Harmonie desselben irgendwie dadurch Eintrag geschehen wäre.

Wie in Tasso's Schicksalen und Charakter der Dichter eine Menge Züge aus der Ueberlieferung festgehalten hat, so auch in den Nebencharakteren. Die Prinzessin erscheint nach der Schilderung der Zeitgenossen ebenfalls als eine in früheren Jahren kränkliche, geistreiche, in den Wissenschaften wohlbewanderte Dame, feinfühlend, liebenswürdig, herablassend, und durch ihre Frömmigkeit beim Volk in solchem Ansehen stehend, daß man das Aufhören eines Erdbebens und den Rücktritt

einer Ueberschwemmung des Po ihrem Gebete zuschrieb. Den Streit der Biographen, ob zwischen ihr und Tasso ein Liebesverhältniß bestanden, und wie weit dieß gegangen, konnte Goethe füglich auf sich beruhen lassen; ihm genügte die allverbreitete Meinung von einem solchen Verhältnisse. Die Andeutung, welche sie von den religiösen Gesinnungen ihrer Mutter gibt, ist gleichfalls historisch begründet; es war Renata, die Gemahlin des Herzogs Hercules von Ferrara, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, in deren Schutz sich Calvin bei seiner Flucht aus Frankreich begab. Leonore Sanvitale erscheint in der Geschichte als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, mit gelehrter Schulbildung und dichterischem Talent, voll Anmuth und höfischer Gewandtheit. In dem Charakter des Antonio hat Goethe, wie Weber richtig bemerkt, die sämmtliche Höflingsgegnerschaft, welche Tasso's Leben in Ferrara trübte, zusammengefaßt. So ist der Ehrenhandel mit dem Dichter von einem gewissen Maddalo auf ihn übertragen. Montecatino war Professor der Aristotelischen Philosophie an der Universität von Ferrara gewesen und hatte den Schulmeisterschnitt jener Staatsleute, welche vom Katheder in die Canzlei übergehen. Sein ganzes Streben ging dahin, Tasso als Dichter aus der öffentlichen Achtung zu verdrängen, um desto sicherer sein Ansehen beim Herzog Alfonso zu untergraben.*) Bei diesem letzten Charakter mußte sich Goethe am weitesten von der Geschichte entfernen. Er war, obgleich er sich den Großmüthigen nennen ließ, keineswegs der edle, hochsinnige Fürst,

*) Weber a. a. O. S. 72.

den Goethe uns vorführt, sondern allem Anscheine nach eitel, leichtfertig, üppig, eigensüchtig, und in seinem Hause und Staate nicht frei von tyrannischem Wesen. Es möchte schwerlich die Schande von seinem Namen zu waschen seyn, daß er den Dichter des befreiten Jerusalem um sein Werk betrog, ihn kaltblütig zu den Narren des St. Annenspitals werfen ließ und acht Jahre lang als einen Wahnsinnigen ausschrie, während sinnvolle Productionen und Gespräche des Gefangenen ihn Lügen straften.*)

Wenigstens eben so wichtig, als die Frage nach der historischen Grundlage des Stückes, ist für den Biographen die Untersuchung, in wie fern es in des Dichters eigenen Verhältnissen und Lebensschicksalen wurzelt. Hier können wir nun zwar im Allgemeinen den Ausspruch von Gervinus gelten lassen, daß unsere Dichtung als ein Denkmal für das Haus Weimar dastehe, welches die edeln Männer Deutschlands, nicht durch Zufall um sich sammelte, sondern anzog und festzuhalten wußte, und sich auf den schönen Vortheil verstand, „den Genius zu bewirthen." Allein Aehnlichkeit und Unähnlichkeit zwischen Tasso's Beziehungen zum Hause Ferrara und denen Goethe's zum Weimarischen Fürstenhause sind doch so innig mit einander verwoben, und hierdurch das poetische Abbild dem wirklichen Urbilde so fern gerückt, daß jeder Schein von Indiscretion völlig vermieden ist. Es möchte wohl ein ganz vergebliches Bemühen seyn, zu den Gestalten der Prinzessin (bei welcher man an die Herzogin Louise, auch an Frau von Stein gedacht

*) Weber a. a. O. S. 32.

hat), der Gräfin Leonore und des Antonio aus dem Weimarischen Kreise in allen Hauptzügen entsprechende Vorbilder herauszufinden. Am meisten erinnern Alphons und Tasso an den Herzog Carl August und Goethe. Aber auch in ihnen und ihren Beziehungen zu einander liegt dem Analogen viel Unentsprechendes zur Seite, wovon wir nur Einiges herausheben. War Carl August eine ähnliche gerade, feste, großgesinnte Fürstenseele, wie der Alphons der Dichtung; hatte Goethe in den ersten Jahren seines Weimarischen Aufenthaltes ähnlich innere Zustände durchlebt, wie sein Tasso; verdankten Goethe und Tasso beide ihren Fürsten äußeres Wohlbehagen; sangen beide zunächst nur für den edeln Kreis, der sie umgab; hatten Beide in diesem Kreise sich einen reichen Gehalt für ihre Dichtungen gesammelt: so stand andererseits Goethe doch offenbar in einem andern Verhältnisse zu Carl August, als Tasso zu Alphons; er war nicht sein Zögling, vielmehr sein Führer, war ihm nicht bloß Tasso, sondern auch Antonio gewesen. Ueberhaupt finden wir, daß Goethe, wie einst die entgegengesetzten Charaktere des Clavigo und Carlos, so auch jetzt die des Tasso und Antonio, beide aus seiner eigenen Brust nahm. Er vereinigte in sich Tasso's Gemüth und Antonio's Verstand, des Dichters Wärme und des Weltmannes Klarheit; und eben weil er dieses entgegengesetzte Wesen in seinem Innern nicht ohne schwere Seelenkämpfe verbunden hatte, verstand er es so treffend, den Widerstreit der beiden Charaktere zu schildern, „die darum Feinde waren, weil die Natur nicht Einen aus ihnen formte.“ *)

*) Gervinus V, 100.

Das zweite Drama, das wir hier zu betrachten haben, der Groß-Cophta, im ersten Entwurf dem Jahre 1789 angehörig, wird gewöhnlich in den Kreis der auf die französische Revolution bezüglichen Dichtungen Goethe's gezogen. In wie fern wir dieß gelten lassen können, ergibt sich sogleich, wenn wir den Gegenstand unbefangen in's Auge fassen. Den Stoff lieferte die berüchtigte Halsbandgeschichte, deren wir früher schon gedachten. *) Ungeachtet aller Veränderungen, welche Goethe damit vornahm, erinnert sogleich der Domherr an den Herzog Rohan, Bischof von Straßburg und Großalmosenier Frankreichs, die Marquise an die Gräfin Lamothe, ihre Nichte an Demoiselle Oliva, der Groß-Cophta an Cagliostro u. s. w. Die raffinirte List der Gräfin Lamothe, womit sie die Neigung des Herzogs von Rohan zu benutzen wußte, um sich in den Besitz eines Halsbandes von anderthalb Millionen Francs an Werth zu setzen, das trügerische Rendezvous des Herzogs mit der die Rolle der Königin spielenden Demoiselle Oliva im bosquet de la Reine zu Versailles und mehreres Andere findet sich in dem Drama wieder. Es läßt sich ferner nicht verkennen, daß jener Proceß, welcher die Corruption der höheren Gesellschaftskreise in Frankreich aufdeckte und die Würde der königlichen Majestät selbst untergrub, zur Vorbereitung der nachherigen Explosion das Seinige beigetragen hat; und Goethe selbst sah schon im Jahre 1785 bei dem ersten Blick in den „unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrund die gräulichsten Folgen gespensterhaft erscheinen.“ Aber

---

*) S. oben S. 68.

tritt uns denn diese Beziehung in seinem Drama entgegen? Behandelt es nicht vielmehr als Hauptaufgabe die thaumaturgische Mystification, deren Repräsentant der Groß-Cophta ist, und daneben jene sittliche Verderbtheit, die sich am ausgebildetsten in der Marquise darstellt? Wie ganz anders hätte der Gegenstand ausgeführt werden müssen, wenn die Darstellung des Zusammenhangs der Halsbandgeschichte mit der großen französischen Staatsumwälzung in der Intention des Dichters gelegen hätte! Es scheint uns demnach nicht statthaft, den Groß-Cophta in eine Reihe mit der Reise der Söhne Megaprazon's, dem Bürgergeneral, den Aufgeregten u. s. w. zu setzen. Vielmehr hängt er, dem Inhalte nach, vorzüglich mit Goethe's Interesse für Propheten, Schwärmer, Wunderthäter und Panurgen zusammen, woraus sein Satyros, der Pater Brey und gewissermaßen auch Mahomet hervorgegangen, und, insofern die ethische Corruption geschildert wird, schließt sich unser Drama an jenes Jugendwerk, die Mitschuldigen, an. Wie sehr sich Goethe insbesondere für Cagliostro interessirte, zeigte sich uns bei seinem Aufenthalte zu Palermo, in der lebhaften Theilnahme an seiner Familie. Er sammelte sich dort über seine Herkunft die genauesten Notizen und stellte nach seiner Rückkehr aus Italien (1789) daraus den Stammbaum Cagliostro's zusammen. Die geheime Wurzel dieses Interesses für so großartige Betrüger, wie Cagliostro, für so dämonisch-egoistische Naturen wie Mahomet und Napoleon, ist vielleicht in jener Nichtachtung, ja Verachtung des großen Haufens zu suchen, die sich schon früh in Goethe entwickelte, und die er zwar später, als er sich ihrer deutlicher bewußt

ward, eifrig bekämpfte, aber nie ganz vertilgte. In einzelnen Stunden und Tagen, wo diese Stimmung, durch besondere Anlässe gereizt und gesteigert, sich in vollster Stärke äußerte, mochte er sich mit jenen Naturen wenigstens so weit verwandt fühlen, daß er sich mit Interesse in ihr inneres Leben vertiefen konnte; und wenn er dann in seinen Darstellungen die Häßlichkeit und Gefährlichkeit eines solchen Egoismus in grellem Lichte hervortreten ließ, so widerspricht das nicht unserer Annahme; zog er doch auch im Werther, Clavigo, Tasso und in allen seinen poetischen Beichten mit gleicher Schonungslosigkeit die Consequenzen aus gewissen Richtungen seines Wesens, die er in sich gewahrt hatte.

Man wird uns entgegnen, daß Goethe selbst die Beziehung des Groß-Cophta zur Revolution hervorgehoben. In seiner „Campagne in Frankreich"*) gedenkt er seiner ersten, der Weltgeschichte angehörigen dramatischen Arbeiten (Götz von Berlichingen), die zu sehr in's Breite gingen, um bühnenhaft zu seyn, und sodann der jüngst vollendeten, dem tiefsten innern Sinne gewidmeten (Iphigenie und Tasso) die umgekehrt wegen allzu großer Gebundenheit bei ihrem Erscheinen wenig Beifall gewannen. Kaum aber war der Tasso abgeschlossen, heißt es weiter, „so nahm die weltgeschichtliche Gegenwart meinen Geist völlig ein. Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betrügereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer zu verwünschen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen

---

*) Goethe's sämmtliche Werke, B. 25, S. 212 ff.

Zudringlichkeiten mit Widerwillen verwundert. Nun lagen die directen und indirecten Folgen solcher Narrheiten und Verbrechen und Halbverbrechen gegen die Majestät vor mir, alle zusammen wirksam genug, um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern." Allein sogleich wird auch hinzugefügt, er habe, „um sich einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, diesem Ungeheuern eine heitere Seite abzugewinnen gesucht," und zu dem Ende mußte er den Blick gewaltsam von den furchtbaren Folgen jenes frevelhaften Beginnens abwenden, den Zusammenhang desselben mit der Revolution gänzlich ignoriren.

Der Form nach schließt sich das Stück, wie es ursprünglich projectirt war, an Erwin und Claudine an, mit denen sich Goethe zuletzt in Italien beschäftigt hatte. Denn anfänglich gedachte er den Gegenstand in Opernform zu behandeln. Wahrscheinlich datirt sich dieser Plan noch aus der Zeit seines Zusammenlebens mit Kayser in Rom her, und ich vermuthe, daß die Stelle in einem Briefe aus Rom vom 27. October 1787: „Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt" sich auf den Groß-Cophta bezieht. Sobald er sich nun des Tasso's entledigt hatte, begann er die rhythmische Bearbeitung des Sujets und verabredete die Composition mit Reichardt, welcher alsbald auch einige Baß-Arien in Musik setzte. Leider gerieth die Arbeit in Stocken, „weil kein froher Geist über dem Ganzen waltete." Es ist keine Frage, daß die Opernform die günstigste für den Gegenstand gewesen wäre. Das sittlich Herbe, welches ihm anhaftet, würde sich in der rhythmischen Tonbegleitung weniger grell und verletzend dargestellt haben, und

der Thaumaturg, der Groß-Cophta wäre, durch die Wirkung der Musik unterstützt, weit imposanter erschienen und dadurch sein wunderbarer Einfluß auf die ganze Umgebung begreiflicher geworden. Den stärksten Effect hatte sich Goethe von dem Geistersehen in der Krystallkugel von dem schlafend weissagenden Cophta versprochen, welches als blendendes Finale vor allen glänzen sollte.

Da es nun mit der rhythmischen Behandlung nicht vorwärts wollte, so entschloß er sich, um nicht alle Mühe zu verlieren, das Stück in Prosa zu schreiben. Zu diesem Entschluß scheint er aber erst im Jahre 1791 gelangt zu seyn,*) wo das Weimarer Hoftheater errichtet und eine neue Schauspielergesellschaft herangezogen wurde, denn, wie eine Stelle in der „Campagne in Frankreich" vermuthen läßt, waren die Hauptfiguren des Drama's für die Persönlichkeiten gewisser Mitglieder der neuen Truppe berechnet. Er hatte es damals darauf abgesehen, auch einmal etwas Bühnengerechtes zu liefern, nachdem die bedeutenderen seiner bisherigen Dramen aus einander entgegengesetzten Gründen keinen rechten Eingang in das Theater gefunden hatten; und er glaubte, durch „eine gewisse mittlere Technik, die er sich eingeübt, jetzt etwas mäßig Erfreuliches der Bühne bieten zu können." Ohne Zweifel

*) Vergl. den Brief Herder's an Knebel (in des Letzteren Nachlaß) vom 6. März 1791: „Goethe arbeitet an einem Lustspiel," und Goethe's Brief an Friedrich von Stein vom 6. August 1791: „Der dritte Act meines Lustspiels ist auch geschrieben." Im Druck erschien das Stück in der ersten Hälfte des Jahres 1792.

hätte er diese Absicht erreicht, denn das Stück zeugt durch seine Behandlung von der größten Bühnenkenntniß, — wenn er sich nur nicht im Stoffe so gänzlich vergriffen hätte. Ungeachtet der sorgfältigsten Aufführung machte das Stück den widerwärtigsten Effect. „Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff," wie er selbst sagt, „kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann; kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publicums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte." Den stärksten Ausdruck fand das Mißbehagen, welches diese neue Production Goethe's erregte, wohl in Forster's Briefen. „Goethe schickte mir seinen Groß-Cophta," schrieb er an Jacobi, „den er uns schon lange mit einiger Emphase angekündigt hatte; dieses Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessirt, dieser platte hochadelige Alltagsdialog, diese gemeinen Spitzbuben, diese bloß höfische Rettung der Königin — ich habe die Wahl zwischen den Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Besten hat haben, hat sehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publicum zu sehr verachtet, um es auch nur mit in Anschlag zu bringen — und dann, daß der Erzbischof von Sevilla hier wieder leibhaftig vor uns steht."

Von den für die Oper bereits gedichteten Gesangstücken

hat Goethe diejenigen, die außer dem Context keine Bedeutung hatten, zurückbehalten. Nur zwei Baß-Arien, von deren specieller Beziehung sich allenfalls absehen ließ, hat er mit den Ueberschriften „Cophtisches Lied“ und „ein Gleiches“ unter die geselligen Lieder aufgenommen. Die in dem erstern ausgesprochenen Lehren sind ganz im Sinne des Grafen im Lustspiele gehalten. Wenn es im Gedichte heißt:

Alle die Weisesten aller der Zeiten
Lächeln und winken und stimmen mit ein:
Thöricht auf Beſſ'rung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gehört!

so belehrt im Lustspiele der Domherr, welcher schon in der Weisheit seines Meisters, des Grafen, unterrichtet ist, den Ritter in folgender Weise: „Den Lauf der Welt wird Ihnen der Meister im zweiten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen, daß man von den Menschen Nichts verlangen kann, ohne sie zum Besten zu haben . . . , daß alle vorzüglichen Männer nur Marktschreier waren und sind, klug genug, ihr Ansehen und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menschheit zu gründen.“ Der Anfang der zweiten Strophe

Merlin der Alte im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling gesprochen ihn habe, u. s. w.

erklärt sich daraus, daß der Graf behauptete, der Groß-Cophta, mit dem er sich nachher als identisch zeigt, wandele schon seit Jahrhunderten, in ewiger Jugendkraft, auf dieser Erde. Mit

der ersten Hälfte der dritten Strophe vergleiche man Aufzug I, Scene 4 des Lustspiels: „Indien ist sein (des Groß=Cophta's) liebster Aufenthalt. Nackt betritt er die Wüsten Libyen's; sorglos erforscht er dort die Geheimnisse der Natur. Vor seinem gebieterisch hingestreckten Arme stutzt der hungrige Löwe u. s. w."

Das zweite Cophtische Lied („Geh! gehorche meinen Winken") sollte vermuthlich, wie das erste, vom Grafen vorgetragen werden, und zwar an der Stelle, wie es scheint, wo es galt, den noch für Uneigennützigkeit und Humanität begeisterten Ritter zu anderen Gedanken zu bekehren. Wenigstens finden sich dort ganz dieselben Gesinnungen ausgesprochen. „Gehen Sie nur," sagt der Domherr zum Ritter, „und sehen Sie sich in der Welt, in Ihrem Herzen um. Bedauern Sie meinetwegen die Thoren, aber ziehen Sie Vortheil aus der Thorheit. Sehen Sie, wie Jeder vom Andern so viel als möglich zu nehmen sucht, um ihm so wenig als möglich zurückzugeben. Jeder mag lieber befehlen als dienen, lieber sich tragen lassen als tragen u. s. w."

Goethe's Vorliebe für die Opernform, nach seiner Meinung, „vielleicht die günstigste aller dramatischen Formen," war damals so groß, daß er noch manche Gegenstände darin zu behandeln begann. „Ein Singspiel," berichtet er in den Annalen unter dem Jahre 1789, „die ungleichen Hausgenossen, war schon ziemlich weit gediehen. Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältniß, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf Einem Schlosse zusammen verweilten, oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deßhalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere

bildeten, in Wollen und Können, Thun und Lassen völlig einander entgegen standen, entgegen wirkten und doch einander nicht los werden konnten.*) Arien, Lieder und mehrstimmige Partieen daraus, vertheilte ich nachher in meine lyrischen Sammlungen und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit ganz unmöglich." Es sind die Gedichte: Verschiedene Empfindungen an einem Platze, Erster Verlust, und Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel. In dem ersten Gedicht hat Goethe vier Gesangpartieen des Singspiels in Einen Rahmen zusammengefaßt; ob aber dadurch ein abgerundetes Ganze entstanden sey, läßt sich sehr bezweifeln. Im Singspiel ist das Auftreten jeder der vier Personen gehörig motivirt; im Gedicht aber erscheinen namentlich die beiden letzten zu willkürlich gewählt. Der Schmachtende zeigt sich in seinem Charakter dem Jünglinge zu nahe verwandt, und warum just ein Jäger auftreten mußte, will dem Leser nicht recht einleuchten. Die Personen mußten insgesammt in engere Beziehung zu einander gebracht werden und

*) In den neuesten Ausgaben (Bd. 8, S. 289 ff. der Ausg. in 40 B.) ist das Scenario nebst den Fragmenten der Ausführung mitgetheilt. Die sieben Personen sind: ein Baron, Herr des Schlosses; die Baronesse; eine Gräfin, Schwester der Baronesse, auf dem Schlosse zu Besuch; Flavio, Diener der Gräfin; Rosette, Kammermädchen der Baronesse; ein Poet, Günstling der Baronesse; und Pumper, ein Jäger. Act I ist größtentheils ausgeführt, Act II und III fehlen ganz; dann folgen noch Bruchstücke von Act IV und V.

einen geschlossenen Kreis bilden, wozu die hier ausgewählten weder der Art noch der Zahl nach ausreichten. Das zweite Gedicht, ein liebliches Triolett („Ach! verbringt die schönen Tage") ist aus dem Singspiel nicht ohne bedeutende Veränderungen in die Gedichtsammlung übergegangen. Die Strophen endlich, welche Goethe zu dem dritten Gedicht zusammengestellt hat, bilden den Schluß des Singspiels, das, wie es uns jetzt fragmentarisch vorliegt, im fünften Act in ganz zusammenhangslose, räthselhafte Bruchstückchen ausläuft. Wie es scheint, sollte in diesem fünften Act ein gesellschaftliches Fragespiel vorkommen. Hier würde nun, da jeder Strophe die bezügliche Frage vorangestellt worden wäre, Alles gehörig in's Licht getreten seyn. Wie aber der Dichter jetzt jene Strophen, ohne die Fragen, wodurch die Antworten veranlaßt sind, zusammengeordnet hat, erscheint das Ganze weder recht klar noch vollständig. Man wünscht auch die Strophen 2 bis 5 durch eine ähnliche Frage eingeleitet; denn die Frage erst bilden zu müssen, nachdem man die Antwort schon gehört hat, ist doch etwas Mißliches und dem Sinne solcher Gesellschaftsspiele zuwider.

Es bleiben uns nun noch zwei dichterische Productionen „zu besprechen, die unter dem Einflusse von Goethe's Verhältniß zu Christiane Vulpius entstanden sind. Die Morgenklagen und die Römischen Elegieen. Jene gehören der ersten Zeit dieses Verhältnisses an; denn Goethe schickte sie schon am 31. October 1788 als Anlage zu einem Briefe an Jacobi, mit den Worten: „daß dieser Brief nicht leer ausgehe, hier ein Erotikon." Das Gedicht schließt sich, gleich seinen nächsten Vorgängern („Amor als Gast" und „Amor als Land-

schaftsmaler") an jene Gruppe Anakreontischer Lieder, die mit dem Jahre 1781 anheben,*) und zeichnet sich, wie alle Glieder dieser Gruppe, durch eine unvergleichlich plastische Darstellung aus.

Was endlich die Römischen Elegieen und zunächst ihre Entstehungszeit betrifft, so glaube ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten nachgewiesen zu haben, daß sie weder, wie das größere Publicum, durch den Inhalt verleitet, anzunehmen pflegt, ein Product des ersten römischen Aufenthaltes seyn können, noch auch, wie die Goethe's Werken angehängte Chronologie angibt, dem Jahre 1788 angehören, sondern entweder in den ersten Monaten des Jahres 1790 oder frühestens im Jahre 1789 gedichtet worden sind. Für das Letztere spricht die Ueberschrift „Rom, 1789," welche die dreizehnte Elegie im Julihefte 1791 der „deutschen Monatsschrift" (Berlin, Vieweg der Aeltere) führt; auf das Jahr 1790 dagegen deutet Goethe's Bekenntniß in der „Campagne in Frankreich," daß er die Elegieen unmittelbar vor den Venetianischen Epigrammen gewonnen habe. Jedenfalls sind sie in einem dieser beiden Jahre, also auf deutschem Boden entstanden, und behandeln, ungleich den erotischen Lieder-Cyklen der frühern Zeit, ein größtentheils fingirtes Liebesverhältniß. Wenn aber dessenungeachtet eine so frische Lebenswärme aus diesen Dichtungen uns anhaucht, so erklärt sich dieses, wie wir schon oben hörten, nach Goethe's eigenen Andeutungen daraus, daß seine Liebe und sein häusliches Verhältniß zu Christiane

*) S. Th. II, S. 482 f.

Vulpius damals in der schönsten Blüthe stand. Während seine Einbildungskraft in Rom, und bei dem dort genossenen Glücke verweilte, bot ihm die Gegenwart auch ihre reizenden Gaben, und Beides verwob und verknüpfte seine Dichterphantasie zu einem neuen entzückenden Ganzen.

Eine vortreffliche Charakteristik der Elegieen besitzen wir schon lange an einer Abhandlung von A. W. Schlegel in seinen kritischen Schriften. Mit Recht nennt er, im Gegensatz zu den zahlreichen Nachahmungen der alten Elegieendichter in lateinischer Sprache, Goethe's Römische Elegieen „originell und dennoch ächt antik.“ „Der Genius, der in ihnen waltet,“ sagt er, „begrüßt die Alten mit freier Huldigung; weit entfernt, von ihnen entlehnen zu wollen, bietet er eigene Gaben dar und bereichert die römische Poesie durch deutsche Gedichte. Wenn die Schatten jener unsterblichen Triumviren unter den Sängern der Liebe in das verlassene Leben zurückkehrten, würden sie zwar über den Fremdling aus den germanischen Wäldern erstaunen, der sich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen gesellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugestehen, die für ihn noch eben so frisch grünt, wie ehedem für sie.“ Properz, Tibull und Ovid haben ihm offenbar als Vorbilder gedient; aber sein Charakter unterscheidet sich von jedem derselben. „Ueber den letzten erhebt ihn der Adel seiner Gesinnungen am Weitesten; aber er ist auch männlicher in den Gefühlen als Tibullus, und in Gedanken und Ausdruck weniger gesucht, als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, daß er sich die Lust des Lebens zum Geschäft macht, so scheint er doch nur mit der Liebe zu scherzen. Sie unterjocht ihn nie

so, daß er dabei die offene Heiterkeit seines Gemüthes einbüßen sollte . . . Sein Gefühl ist duldsamer als das seiner römischen Vorgänger, welche bei jeder Gelegenheit ihren Abscheu gegen den Eigennutz der Schönen nicht stark genug zu erklären wissen. Doch erscheint nachher die gefällige Römerin so schön, so liebenswürdig, ja selbst so zärtlich und edel, daß der Geliebte die fremden Triebfedern ihres Betragens, die sich unter die Liebe mischen, wohl entschuldigen oder vergessen kann. Seine Leidenschaft würde ihrer eigenen Natur widersprechen, wenn sie heldenmüthige Aufopferungen forderte. Nicht jugendlich herbe und aufbrausend, sondern durch den Einfluß der Zeit gemildert, wünscht sie die Freude wie eine reife Frucht zu pflücken. Sie ist sinnlich und zärtlich, schlau und offenherzig, und schwärmt in ihrem Muthwillen so lieblich für das Schöne, daß selbst der strenge Sittenrichter Mühe haben müßte, Falten auf die dazu gewohnte Stirne zu zwingen, um seinen Bedenklichkeiten und Warnungen Nachdruck zu geben. In seiner genügsamen Fröhlichkeit ist der Sänger friedlich gegen alle Menschen gesinnt und möchte sich nicht gern an irgend etwas Argem schuldig wissen. Er bleibt seinem Wahlspruche getreu:

Nos venerem tutam concessaque furta canemus,
Inque meo nullum carmine crimen erit."

Wir möchten dann noch des Lesers Aufmerksamkeit auf die kunstreiche Composition des Ganzen hinlenken. Eine Hauptklippe, welche der Dichter zu vermeiden hatte, war offenbar eine gewisse Einförmigkeit in der Anlage und Ausführung, wozu das Thema, wie das regelmäßig fortschwingende

Metrum verführen konnte. Er hätte leicht in den Gegenstand mehr Abwechselung und Spannung bringen können, wenn er das Liebesverhältniß sich stufenweiser, bald durch Hindernisse aufgehalten, bald durch günstige Umstände gefördert, hätte gestalten lassen. Aber das Ganze sollte kein metrisch verfaßter kleiner Roman, sondern ein Elegieen-Cyklus werden. Dem Charakter der Elegie aber ist ein gespanntes Interesse für den factischen Verlauf, ein ungeduldiges Fortstreben nach einem Ziele durchaus zuwider; in ihr schwebt das Gefühl, sich selbst genießend, gleichsam in kreisender Schwingung. Daher hat Goethe mit Recht alles dramatisch Fortstrebende aus diesen Dichtungen fern gehalten. Wir finden ihn sogleich in der zweiten Elegie von der Liebe gänzlich umstrickt, und so erscheint er uns auf gleiche Weise, von demselben Gefühle des vollen Glücks erfüllt, bis zur letzten. Und dennoch gebricht es diesem Elegieen-Kranz nicht an Mannichfaltigkeit; den Blumen, woraus er gewunden ist, fehlt es nicht an Farben-Nüancen; es fehlt auch nicht an „Blättern im Kranz, den Glanz der Blumen zu mildern." Bald malt er uns einzelne Scenen seines glücklichen Daseyns aus, bald wendet er sich an die Geliebte mit einem beruhigenden Worte, oder er vergleicht frühere Zustände mit seinem gegenwärtigen, oder er läßt die glühende Flamme der Liebe einen Augenblick von einem Wassergusse der Eifersucht dampfen, nur um sie heller und mächtiger emporleuchten zu lassen; und so weiß er noch auf manche Weise einer ermüdenden Eintönigkeit entgegenzuwirken.

Zugleich aber gibt er dadurch, daß er seine Liebe, nach verschiedenen Richtungen hin, zu bedeutenden, großen Verhält-

nissen in Beziehung setzt, diesen Elegieen mehr Charakter und Würde. Den Ort, wo er sich befindet, das heutige, wie das alte Rom, die Gegenwart, wie Geschichte und Mythus, verflicht er auf's Geschickteste mit der Darlegung seiner Zustände; er stellt sein Glück in Gegensatz zu dem socialen und politischen Treiben (Eleg. 2); er hebt die Beziehungen seiner Kunst, des Hauptzweckes seines Aufenthaltes in Rom, zu seiner Liebe hervor. — Dann verdient aber auch noch der Abschluß des Ganzen unsere Aufmerksamkeit. Auf ein Sichausleben der Leidenschaft durfte hier nicht hingedeutet werden; der Dichter wollte uns mit dem vollen Gefühle des Glückes, das ihn beseligte, entlassen. So bewirkte er denn den Abschluß nur dadurch, daß er einmal seine Poesieen als Blüthenkrone und Frucht des Liebesverhältnisses hervorhob, und zweitens leise auf die Gefahr der Veröffentlichung und damit der Auflösung seines Glückes durch eben jene Poesieen hinwies.

Bei aller Bewunderung der hohen poetischen Kunst, die allgemein diesen Productionen gezollt wird, haben sich nicht wenige Leser durch die unumwundene Darstellung der sinnlichen Natur verletzt gefühlt. Goethe war der Meinung, und gewiß nicht mit Unrecht, daß schon das elegische Versmaß einen mildernden Schleier über jene Freiheiten werfe. In den Gesprächen mit Eckermann sagt er: „Es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle große Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner Römischen Elegieen in den Ton und die Versart von Byron's Don Juan übertragen wollte, so müßte sich das Gesagte verrucht ausnehmen." Eine tiefer geschöpfte Vertheidigung hatte aber Schiller schon längst,

und zwar gleich nach Veröffentlichung der Elegieen versucht in dem Aufsatz „Ueber naive und sentimentale Dichtung.“ Er nennt darin Goethe den deutschen Properz und nimmt ihn ebenso, wie den römischen, gegen die Anklage, lüsterne, üppige, verführerische Gemälde aufgestellt zu haben, in Schutz. „Die Gesetze des Anstandes,“ sagt er, „sind der unschuldigen Natur fremd, nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldswelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er Alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er eben auch dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm. Bist Du, der Du ihn liesest und hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst Du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es Dein Unglück und nicht das seine; Du verlässest ihn, er hat nicht für Dich gesungen.“ — Goethe, den Dichter, sprach also Schiller von aller Verschuldung frei; wie er aber hiernach über Goethe, den Menschen oder vielmehr den Staatsbürger urtheilen mußte, der selbst in der „künstlichen Welt,“ worin er lebte,

sich von dem, was Jener „Gesetze des Anstandes“ nannte, zu emancipiren wagte, liegt am Tage.

Siebentes Capitel.

Reise nach Venedig. Der Aufsatz: Aeltere Gemälde. Die Venetianischen Epigramme. Reise nach Schlesien. Epigramme. Das Jahr 1791: Chromatische Untersuchungen. Beiträge zur Optik, Erstes Stück. Uebernahme der Theaterdirection. Prologe und Epiloge. Zwei Lieder. Der optischen Beiträge zweites Stück.

Beinahe zwei Jahre lang hatte nunmehr Goethe, kurze Ausflüge nach Jena, Gotha, Ilmenau, Aschersleben, Leipzig u. s. w. abgerechnet, daheim in „angenehmen häuslich-geselligen Verhältnissen,“ in mannichfacher wissenschaftlicher und künstlerischer Thätigkeit zugebracht, als ihn das sich schon ankündigende Frühjahr 1790 aufmunterte, wenigstens einen Blick über die Alpen hinüber zu thun. Die Herzogin Amalia ward um diese Zeit aus Neapel zurück erwartet und sollte ihren Weg über Venedig nehmen. Goethe beschloß, ihr bis dort entgegenzureisen, und brach, wie es scheint,*) in der letzten Hälfte des März auf. Er verweilte mehrere Wochen allein in der „wunderbaren Wasserstadt;“ denn die Herzogin traf

*) In einem Briefe an Jacobi vom 3. März heißt es: „Ich bereite mich zu einer kleinen Reise, wahrscheinlich gehe ich der Herzogin Mutter entgegen.“

erst den 6. Mai mit ihrem Gefolge ein.*) Da es über seine Beschäftigung in dieser Zeit an brieflichen Documenten fehlt, so sind wir neben dem Wenigen, was er in den Annalen unter dem Jahre 1790 sagt, hauptsächlich an zwei durch jenen Aufenthalt hervorgerufene Productionen gewiesen, an die „Venetianischen Epigramme" und den Aufsatz „Aeltere Gemälde," welcher den Schluß des Anhangs zur italienischen Reise, der Fragmente „Ueber Italien", bildet.

Der letztgenannte, aus aphoristischen Bemerkungen zusammengesetzte Aufsatz, den er erst nach der Rückkehr aus der Erinnerung, aber aus sehr frischer, niederschrieb, zeigt uns, wie eifrig er in Venedig bemüht war, sich eine historische Uebersicht der unschätzbaren Venetianischen Schule zu verschaffen. Als Führer diente ihm das treffliche Werk Della pittura Veneziani (1771), mit dessen Hülfe es ihm gelang, von den damals noch unverrückten Kunstschätzen eine vollständige Kenntniß zu gewinnen. Ein besonderes Interesse nahm er an der Restauration beschädigter Gemälde, die hier im Großen und nach einer sehr ausgebildeten und kunstvollen Praxis betrieben wurde. Die Republik, welche in dem herzoglichen Palast allein einen großen Schatz von Gemälden verwahrte, die jedoch zum Theil von der Zeit sehr verletzt waren, hatte eine Art von Akademie der Gemälde-Restauration angelegt, eine Anzahl Künstler versammelt, ihnen einen Director vorgesetzt und in dem Kloster St. Giovanni e Paolo einen großen Saal, nebst

*) S. das Postscript eines Briefes von Herder an Knebel, in des Letztern literarischem Nachlaß rc. II, S. 252.

anstoßenden geräumigen Zimmern, angewiesen, wohin die beschädigten Bilder zur Wiederherstellung gebracht wurden. Goethe gerieth zufällig in die Bekanntschaft jener Künstler; denn als er in der Kirche des genannten Klosters das köstliche Bild Tizian's, die Ermordung des Petrus Martyr, mit großer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, fragte ihn ein Mönch, ob er nicht auch die Herren da oben besuchen wollte, deren Geschäft er ihm erklärte. Goethe ward freundlich aufgenommen, und da man seine lebhafte Theilnahme an den Arbeiten bemerkte, dringend zu häufiger Wiederholung seines Besuches eingeladen. Er verfehlte nicht, dieser Einladung zu entsprechen, wo er denn unterwegs jedesmals dem einzigen Tizian seine Verehrung bewies.

Während er nun die Kunstbetrachtungen, worin er schon zu Hause so viel Genuß gefunden, hier in Venedig, auf dem günstigsten Boden, mit erhöhtem Eifer fortsetzte, erhielten auch seine Naturstudien durch einen glücklichen Zufall einen neuen kräftigen Anstoß. In den letzten Jahren hatte neben seinen botanischen und optischen Bemühungen die Osteologie keinesweges gänzlich geruht; es hatte sich in ihm durch fortgesetztes Beobachten und Nachdenken die Ueberzeugung befestigt, durch die *sämmtlichen* organischen Geschöpfe, mithin auch durch die Thier- und Menschenwelt hinauf gehe ein durch Metamorphose sich erhebender Typus durch, der sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten lasse, aber auch da noch anerkannt werden müsse, wo er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit in's Verborgene zurückziehe. Diese große Idee war der Leitstern für alle seine

naturhistorischen Bestrebungen; und so hatte er denn auch schon früher die wichtige osteologische Wahrheit erkannt, daß die Schädelknochen sämmtlich aus verwandelten Wirbelknochen entstanden seyen. Indeß war es ihm bisher nur gelungen, an den drei hintersten Knochen diesen Gedanken nachzuweisen. Als er aber jetzt, im Jahre 1790, eines Tages auf den Dünen des Lido, welche die Venetianischen Lagunen vom Adriatischen Meere sondern, spazieren ging, fand er einen äußerst glücklich geborstenen Schafschädel, woran er augenblicklich gewahrte, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seyen. Er konnte den Uebergang vom ersten Flügelbeine zum Siebbeine und zu den Muscheln ganz deutlich bemerken; und so wurde hier abermals sein alter, durch Erfahrung bestärkter Glaube wieder aufgefrischt, daß die Natur kein Geheimniß habe, welches sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stelle.

Bei dem zweiten Hauptdocument des Aufenthaltes zu Venedig, den Venetianischen Epigrammen, dürfen wir nicht vergessen, daß uns eine poetische Production vorliegt, worin wahrscheinlich Dichtung und Wahrheit innig verschlungen sind. Wer an dem hier dargestellten Liebesverhältniß Anstoß nimmt, mag denn auch zu seiner Beruhigung annehmen, daß der Poet auch dießmal, wie in den Römischen Elegieen, „aus geringen Anläßen" einen kleinen Roman geschaffen habe. Dem größten Theile ihres Inhaltes nach sind aber diese Epigramme jedenfalls ein Abbild seines damaligen innern und äußern Lebens, wie es sich vor der Ankunft der Herzogin gestaltete:

Und so tändelt' ich mir, von allen Freunden geschieden,
In der neptunischen Stadt Tage wie Stunden hinweg.

Was die Gemüthszustände betrifft, die sich in den Epigrammen kund geben, so vermißt man sogleich jenes friedliche, frohe Behagen, jenes innige idyllische Glück, welches in den Römischen Elegieen athmet. Alles, was ihn seit der Rückkehr aus Italien verstimmt und gequält, der widerwärtige Eindruck, den die Entwickelung der französischen Revolution auf ihn machte, der Verdruß über die Symptome von Gleichgiltigkeit, Abneigung und Geringschätzung, womit man ihm auf dem Gebiete der Naturforschung entgegentrat, der Aerger über das von Schiller und Anderen genährte Genialitätswesen in der Poesie, die Verstimmung gegen die feinere Welt und ihre Prätensionen, der Unmuth über die Fesseln, welche Convenienz, Sitte und Religion dem Menschen auflegen, alles dieß spiegelt sich in den Epigrammen mehr oder weniger deutlich ab. So sind diese Gedichte, obwohl kurze Zeit nach den Römischen Elegieen entstanden, von ihnen doch durch eine bedeutende Kluft geschieden. Hatte der Dichter sich in den Elegieen aus der beengenden Gegenwart in die freie, schöne Zeit des ersten Aufenthaltes zu Rom zurückgerettet, und das Glück, welches er dort genossen, noch einmal in der Erinnerung ausgekostet, so machen hier, wie in den Gedichten der ersten Periode, die augenblicklichen inneren Zustände sich geltend. Die Ausfälle gegen politische, religiöse, sociale Verhältnisse, die sich hier finden, gehören zu dem Schärfsten, was Goethe in dieser Beziehung ausgesprochen. Werden die Freiheitsapostel, die am Ende doch

nur Willkür für sich suchen, mit derben Schlägen gegeißelt, so werden doch auch die Fürsten und Großen nicht geschont, die so vieles Unglück, das sie trifft, selbst verschuldeten. Die religiösen und andere Schwärmer will er, wie wir schon hörten, vor dem dreißigsten Jahre an's Kreuz geschlagen haben, damit sie nicht zuletzt aus Betrogenen Betrüger werden. Die klingelnden Pfaffen, der päpstliche Nuntius, der neben dem Doge feierlich einherschreitet, erscheinen ihm als listige Gaukler, die innerlich selbst über den Ernst ihres Gepränges lächeln. Er sucht geflissentlich nur Seiltänzer auf und Volk, und „was noch niedriger ist," weil ihm die gute Gesellschaft unschmackhaft geworden. Ja, er dehnt seine Verachtung auf das ganze Menschengeschlecht aus:

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben,
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.

Auch auf seine Ansicht von Italien fließt die herrschende Stimmung ein; die Schattenseiten desselben fallen ihm besonders stark in's Auge (Epigr. 4). Er erkennt, daß die Verehrung dieses Landes zum guten Theil auf einer Art frommgläubiger Illusion beruhe, ähnlich der des Pilgers, der einen Heiligen da aufsucht, wo nur Reste von ihm, sein Schädel oder ein Paar seiner Gebeine, verwahrt werden. Selbst an seiner Dichtkunst, die ihn doch über so Vieles, was Andere drückt und ängstigt, mit sanfter Hand hinwegführt, wird er Einiges gewahr, was ihm nicht gefallen will. Daß sie „ein theures Metier" ist, daß ihm die Zechinen schwinden, wie ihm das Epigrammenbüchlein wächst, ist halb im Scherz gesagt; aber

sehr ernst, und doch nicht gerecht ist sein Vorwurf gegen das Deutsche als Dichtersprache (Epigr. 29).

Bei solcher Gemüthsstimmung erhellt es von selbst, warum, trotz mancher Aehnlichkeit in den Verhältnissen, aus dem Aufenthalte zu Venedig doch nicht abermals, wie aus der Erinnerung an den zu Rom, Elegieen hervorgehen konnten. Denn bei Goethe bildete die Seele eines Gedichtes mit Naturnothwendigkeit sich ihren Leib. Wenn die Elegie zur Darstellung des bei sich verweilenden, sich selbst innig genießenden Glückes oder Schmerzes die angemessenste Form bildet: so sprechen sich die vielfachen Beziehungen des Dichters zu einer Welt, mit der er sich oft im Widerspruch fühlt, am passendsten in der kurzen, schlagenden Form des Epigramms aus. Weil indeß auch manche Klänge aus der Zeit des römischen Aufenthaltes in der Brust des Dichters noch forttönten, so wird es uns nicht wundern, wenn einige Blumen, die Goethe in diesen Epigrammenkranz geflochten, auf dem gemeinsamen Grenzraine des Sinngedichtes und der Elegie, ja vielleicht schon im Gebiete der letztern, gewachsen sind. Es leuchtet aber, unter solchen Umständen auch ein, warum die Epigramme kein so schön in sich abgeschlossenes, gerundetes, einheitvolles Ganze werden konnten, wie die Römischen Elegieen. Ein sehr verschiedenartiger Stoff, Reflexion und Gefühl, Erinnerung an Fernes und Vergangenes und Genuß der Gegenwart, Polemik und Neigung schlingen sich bunt durch einander. Den durchgehenden Faden aber, woran Alles aufgereiht ist, bildet das Liebesverhältniß, das hier auch nicht, wie in den Elegieen, als ein rasch

entwickeltes und fertiges, sondern als ein allmählig, werdendes als ein kleiner Liebesroman erscheint. In den ersten 28 Epigrammen finden wir nur einzelne präludirende Andeutungen, die das Liebesbedürfniß des Dichters aussprechen; es sind meistens Erinnerungen an früheres Liebesglück, an die Geliebte die er eben in Deutschland zurückließ (Epigr. 3), an die römische Faustine (Epigr. 4), vielleicht selbst an Friederike (Epigr. 7). Er klagt, daß der Mai, der so viel Schönes bringe, ihn dießmal das Glück entbehren lasse, den Busen einer geliebten Schäferin mit Blumen zu schmücken (Epigr. 18); Venedig ist ihm noch ein Sardinien, weil er allein schläft (Epigr. 26). Aber im 28. Epigramme hat er das Mädchen, wie er es sich wünschte, das Perlchen in der unscheinbaren Muschel gefunden. Welcher Volksclasse es angehöre, deuten leise die Epigramme 30 bis 32 an. Dann macht er uns in Epigr. 37 bis 48 näher mit seiner Geliebten und ihren Verhältnissen bekannt. Nachdem sich hierauf weiterhin bis Nr. 67 die Betrachtung anderen Dingen, meist politischen und socialen Verhältnissen, zugewandt, führt uns der Dichter wieder in die gesellschaftlichen Regionen, denen seine Geliebte angehört, ohne bei ihr besonders zu verweilen. Er gibt uns Definitionen von Lacerten, „zierlichen Mädchen, die über den Platz fahren dahin und daher,“ und uns zuletzt durch Gäßchen und Treppchen fortlocken, von Spelunken, „dunkeln Häusern in engen Gäßchen,“ wo dich die Schöne mit Kaffee bewirthet. Dann folgen wieder Epigramme mannichfachen Inhaltes, unter Anderm Angriffe auf die Newtonianer. Noch immer hat er die Geliebte nicht ganz gewonnen, wie Nr. 89 zeigt. Aber in Nr. 92

erfahren wir, daß ihn „Amor's Fittig bedeckt, ewiger Frühling umschwebt," und nun verschwinden auch alle polemisirenden Epigramme, und wir fühlen uns auf den Boden der Römischen Elegieen zurückversetzt.

Aus diesen Liebesträumen und seinem einsamen Sinnen über Kunst, Natur und Weltverhältnisse riß den Dichter am 6. Mai die Ankunft der lebensfrohen und Alles um sich belebenden Herzogin Amalie und ihres Gefolges heraus. Es läßt sich denken, wie reich und angeregt das Gespräch nach der langen Trennung, bei der Fülle des beiderseits inzwischen gesammelten Stoffes seyn mußte, zumal da im Geleite der Fürstin auch Goethe's Römische Freunde Heinrich Meyer und Bury mitgekommen waren. In ihrer Gesellschaft wurde nun die Besichtigung der Venetianischen Kunstschätze mit erhöhtem Eifer und Nutzen fortgesetzt. Dann begab sich die Herzogin mit dem ganzen Gefolge nach Mantua, wo man sich gleichfalls an dem Uebermaß der Kunstwerke ergötzte. Meyer ging von dort nach seinem Vaterlande, der Schweiz, Bury kehrte nach Rom zurück. Von der weitern Reise der Fürstin bis nach Weimar, bemerkt Goethe kurz, daß sie Genuß und Einsicht gewährt habe.

Nach Riemer wäre die Rückkunft Goethe's noch im Mai erfolgt; allein Herder schreibt am 28. Mai an Knebel, daß die Herzogin Mutter zwar bald zurückerwartet werde, aber vom Tage der Ankunft noch keine Nachricht da sey. Wahrscheinlich traf die Reisegesellschaft, und mit ihr unser Dichter, erst am Anfange Juni's in Weimar wieder ein. Kurz vorher,

den 27. Mai,*) war der Herzog nach Schlesien abgereist, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Congreß von Reichenbach begünstigte. Herder schreibt darüber an Knebel: „Der Herzog hat vom Könige erlangt, dem Lager in Schlesien beizuwohnen und da etwa eine Brigade zu commandiren; sein Wunsch ist also erfüllt.“ Goethe war kaum zu Hause angelangt, als ihn der fürstliche Freund nach Schlesien berief, „wo er einmal, statt der Steine und Pflanzen, die Felder mit Kriegern werde besät finden.“ Es mag ihm ein schwerer Entschluß gewesen seyn, sich abermals von seinen osteologischen und optischen Studien, für die er eben mit dem Feuer der ersten Liebe glühte, und von der lebendigen Geliebten loszureißen, die er unter der Maske der römischen Faustine und der venetianischen Bettine verborgen hatte. Allein die innige Anhänglichkeit an den edeln Freund und Wohlthäter, dessen Verdienste um ihn er sich noch jüngst in den Venetianischen Epigrammen vergegenwärtigt hatte,**) ließ keinem Zweifel Raum. In den Cantonnirungs-Quartieren bei Breslau entstanden einige Epigramme, zu denen das Feldlager gehört:

Grün ist der Boden der Wohnung, die Sonne scheint durch die Wände,
Und das Vögelchen singt über dem leinenen Dach;
Kriegerisch reiten wir aus, besteigen Silesien's Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein.
Aber es zeigt sich kein Feind — und keine Feindin, o bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg.

---

*) S. Knebel's literarischen Nachlaß und Briefwechsel, II, 253.
**) S. das 35. Epigramm.

Als er darauf eine Zeit lang in Breslau verweilte, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, überfiel ihn die Sehnsucht nach seinen Naturstudien mit solcher Gewalt, daß er mitten in der bewegtesten Welt wie ein Einsiedler in sich abgeschlossen lebte. Mochten am Hofe noch so prunkreiche Cirkel sich versammeln, mochten draußen die schönsten Regimenter manövriren, er hielt sich auf seinem Zimmer und studirte, durch jenen glücklichen Fund auf den Dünen zu Venedig gespornt, vergleichende Anatomie. Später ward eine belehrende Lustfahrt nach den Salinen von Wieliczka und ein bedeutender Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. s. w. unternommen. Unter dem 31. August richtete er aus Landshut ein Billet an Friedrich von Stein, welches lautet: „Ich schreibe Dir von einem Orte, der nah an der böhmischen Grenze liegt. Ich gehe aber wieder zurück auf Breslau, nachdem ich einige Tage in der Grafschaft Glatz zugebracht. Recht Vieles hab' ich gesehen, das ich Dir gönnte, das Du brauchen könntest, und das bei mir überlei ist. Manches kann ich Dir mittheilen, wenn ich nur nicht oft eben so wenig redselig wäre, als ich schreibselig bin. In allem dem Gewühle hab' ich angefangen, meine Abhandlung über die Bildung der Thiere zu schreiben, und damit ich nicht gar zu abstract werde, eine komische Oper*) zu dichten. Du siehst, daß mein Naturell aushält; ich wünsche Dir deßgleichen." Am

*) Vielleicht „die ungleichen Hausgenossen," welche die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften" in's Jahr 1789 setzt.

4. September finden wir unsern Dichter zu Tarnowitz, einem Städtchen mit Eisen-, Silber- und Bleigruben. Der Anblick des friedlich-stillen Treibens der Bergleute, die fast ohne Berührung mit der sie umringenden, von allerlei Leidenschaften aufgeregten gebildetern Welt, ihrem Berufe lebten, entlockte ihm die Distichen:*)

Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
  Schätze finden und sie glücklich zu bringen an's Licht?
Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden
  Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Die Rückreise ward über Dresden eingeschlagen, um die Anschauung der dortigen Bildergallerie doch noch zu guter Letzt als einigen ästhetischen Genuß mitzunehmen. Aber auch hier machte wieder der Naturforscher in ihm dem Kunstfreunde den Platz streitig; eine Sammlung von Thierskeletten, die er in Dresden fand, zog ihn lebhaft an und ließ ihn den Entschluß fassen, seiner bereits erschienenen Abhandlung über die Pflanzen recht bald den Versuch „über die Gestalt der Thiere" folgen zu lassen.

Nach seiner Heimkehr im October **) hielt er sich nun zunächst fleißig an sein anatomisches Werkchen, welches er vor Ende des Jahres noch abzuschließen hoffte. Allein nachdem

*) „An die Knappschaft zu Tarnowitz," Goethe's sämmtliche Werke, B. I, S. 217.

**) Vor dem October kehrte er schwerlich zurück; am 20. September schrieb Herder noch an Knebel: „Der Herzog ist mit Goethe aus Schlesien nach Krakau gereist, also noch abwesend."

er ungefähr drei Wochen daran gearbeitet und dictirt hatte, wollte es mit der mehr als abstracten Materie nicht recht vorwärts, und er mußte sie einstweilen zurücklegen. Ohne Zweifel trug auch der Mangel an Theilnahme in seiner Umgebung dazu bei, daß diese Arbeit in's Stocken gerieth. Die Herzogin Mutter, Herder*) u. A. waren sehr unzufrieden mit seinen Knochenstudien und redeten ihm dringend zu, wieder an seinen Wilhelm Meister zu gehen. Er folgte ihrem Rathe und nahm gegen den Schluß des Jahres den Roman wieder vor, mit der Hoffnung, „in dem neuen Jahre nun endlich dieses alte Werk seiner Vollendung näher zu rücken.“ Mittlerweile hatte er auch an dem Büchlein „Elegieen und Epigramme“ Einiges ergänzt, gefeilt und verbessert, und beide „so ziemlich gefaltet und gelegt.“ Er war auch nicht abgeneigt, die Elegieen herauszugeben; allein Herder widerrieth es, aus leicht zu errathenden Gründen, und so behielt er einstweilen die leichtfertige Brut im Neste. Doch theilte er die jetzige dreizehnte Elegie unter der Ueberschrift „Rom 1789“ im Julihefte 1791 der Deutschen Monatschrift, und 24 Epigramme in den Juni- und Octoberheften desselben Jahrganges mit.

Das Jahr 1791 bezeichnet Goethe als ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes. „Die freigelegenste Wohnung,“ fügt er hinzu, „in welcher eine geräumige dunkle Kammer einzurichten war, auch die anstoßenden Gärten, woselbst im Freien Versuche jeder Art angestellt werden konnten,

*) S. Herder's Brief an Knebel vom 7. Januar 1791, in des Letztern literarischem Nachlasse II, S. 260.

veranlaßten mich, den chromatischen Untersuchungen ernstlich nachzuhängen." Er stellte eine Reihe Versuche mit dem Prisma an, wobei er sich zunächst bloß schwarzer und weißer Tafeln bediente, und glaubte immer mehr die Unrichtigkeit der Newton'schen Theorie zu erkennen. Nicht nur eine weiße Scheibe, fand er, auf schwarzem Grunde, sondern auch eine schwarze Scheibe auf hellem Grunde brachte das bekannte Spectrum hervor. „Wenn sich dort das Licht in so vielerlei Farben auflöst," sagte er zu sich selbst, „so müßte ja hier auch die Finsterniß als in Farben aufgelöst angesehen werden." Im Gefühle jedoch, daß er hier als Neuling auf unbekanntem Boden wandele, ersuchte er einen benachbarten Physiker, die Resultate seiner Vorrichtungen zu prüfen. Er hoffte sicher, daß dieser bei dem ersten Blick gleichfalls im Glauben an Newton wanken werde. Allein zu seiner Verwunderung mußte er hören, die Phänomene seyen bekannt und aus der Newton'schen Theorie vollkommen erklärt. Goethe ließ es nicht an Einwendungen fehlen; aber es kam zu keiner Verständigung. Um die Erklärungen des Physikers begreifen zu können, hätte er diesem weiter auf das Gebiet der Mathematik folgen müssen, als seine Kenntnisse gestatteten. Das Mißlingen dieses ersten Versuches, Theilnahme zu gewinnen, entmuthigte ihn nicht; er fuhr fort, Dilettanten und Männern des Faches seine Phänomene vorzulegen; jene amusirten sich damit, diese sprachen zu seinem Aerger immer von Brechung und Brechbarkeit. Man sollte denken, es hätte doch ein wenig den Glauben an seine Ueberzeugung erschüttern müssen, daß gerade die kenntnißreichsten Männer, wie er gesteht, die entschiedenste Abneigung

gegen seine Bemühungen zeigten. Er sucht in seinen Selbstbekenntnissen den Grund dieser Unfreundlichkeit überall, nur nicht da, wo er zu finden ist. Er spricht von der Beschränktheit der wissenschaftlichen Gilden, von einem Handwerkssinn, der wohl Etwas erhalten und fortpflanzen, aber nicht fördern könne; er meint, die Folgen der französischen Revolution hätten damals alle Gemüther zu sehr aufgeregt und in jedem Privatmanne den Regierungsdünkel geweckt; die Physiker, verbunden mit den Chemikern, seyen zu ausschließlich mit den Gasarten und dem Galvanismus beschäftigt gewesen. Eine Zeit lang correspondirte er mit Lichtenberg und sandte ihm auch ein paar Aufsätze ein. Dieser antwortete einige Male; brach aber, als Goethe zuletzt dringender ward und „das ekelhafte Newton'sche Weiß" mit Gewalt verfolgte, die Correspondenz ab und erwähnte, zu Goethe's Verdrusse, nicht einmal seiner Beiträge in der letzten Ausgabe seines Erxleben's. Ueberhaupt wollte sich kein einziger Physiker auf die Seite des naturforschenden Poeten stellen, wogegen er Anatomen, Chemiker, Literatoren und Philosophen, wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forster, Schelling zu Anhängern gewann.

Die meiste Aufmunterung ward ihm aus den obersten gesellschaftlichen Regionen her zu Theil, wo nicht selten das Halbwissenschaftliche und geistreiche Dilettantische einen günstigen Boden findet. Vom Herzoge Carl August rühmt er dankbar, daß er ihm auch dießmal „Raum, Muße und Bequemlichkeit zu seinem neuen Vorhaben" vergönnt habe. Der Fürst Primas Dalberg, damals noch in Erfurt, schenkte seinen Versuchen fortdauernde Aufmerksamkeit und schrieb zu einem

umständlichen Aufsatze durchgehende Randbemerkungen. Der Herzog Ernst von Gotha eröffnete ihm sein physicalisches Cabinet,*) und setzte ihn dadurch in Stand, seine Versuche mannichfaltiger anzustellen und in's Größere zu führen. Der Prinz, August von Gotha verehrte ihm aus England verschriebene köstliche, sowohl einfache als zusammengesetzte achromatische Prismen.

Jedoch, wonach er sich am Meisten sehnte, daß ein geistvoller, wohlunterrichteter Mann des Faches sich zu seinen Untersuchungen gesellen, seine Ueberzeugungen aufnehmen und danach fortarbeiten möchte, das blieb fortwährend ein unerfüllter Wunsch. So entschloß er sich denn, was ihm bei Einzelnen im mündlichen und brieflichen Verkehr mißlungen war, bei dem größern Publicum als Schriftsteller zu versuchen, und eine Frage an die ganze gebildete Welt zu richten. Er veröffentlichte ein kleines Heft unter dem Titel „Beiträge zur Optik. Erstes Stück," und fügte 27 Tafeln oder Karten bei, von denen beinahe die Hälfte die schwarzen und weißen Tafeln im Kleinen darstellte, deren er sich zu seinen Versuchen bediente, die übrigen aber von den prismatischen Farbenerscheinungen eine annähernde Vorstellung gaben. Die Nähe einer Kartenfabrik machte es möglich, diese Tafeln zu einem mäßigen Preise zu liefern. Allein der Erfolg seiner Schrift in weiteren Kreisen war eben so unerfreulich, als der seiner persönlichen

---

*) Vergl. den Brief an Friedrich von Stein, vom 6. Aug. 1791: „In Gotha hab' ich mich des physicalischen Apparats mit großem Nutzen bedient und bin recht weit vorwärts gekommen."

Bemühungen in der Umgebung. „In gelehrten Zeitungen," erzählt er selbst, „in Journalen, Wörterbüchern und Compendien sah man stolz, mitleidig auf mich herab. Mit mehr oder weniger dünkelhafter Selbstgefälligkeit betrugen sich Gren in Halle, die Gothaischen gelehrten Zeitungen, die allgemeine Jenaische Literaturzeitung, Gehler und besonders Fischer, in ihren physicalischen Wörterbüchern. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen, ihrer Aufschrift getreu, zeigten meine Bemühungen auf eine Weise an, um sie sogleich auf Ewig vergessen zu machen."

Der Verfasser dieser Biographie, der die Ueberzeugung theilt, daß Goethe's System der Optik ganz unhaltbar ist und seine Polemik gegen Newton größtentheils auf Mißverständnissen beruht, sollte, wie es scheint, folgerecht über seine optischen Schriften flüchtig hinweggehen. Allein auch Irrthümer eines Geistes, wie Goethe, sind belehrend. Um für die Würdigung von Goethe's optischen Bestrebungen den rechten Gesichtspunkt zu gewinnen, müssen wir an ein paar Bemerkungen im ersten Theile dieser Schrift *) erinnern. Wir zeigten dort, worin es begründet war, daß Goethe auf autodidaktischen Wegen in eine Wissenschaft einzudringen pflegte, die künstlichen Hebel, welche ausgebildete Disciplinen anwenden, verschmähte, und daher die reifsten und höchsten Resultate derselben sich nicht rasch anzueignen vermochte. Diese Behandlungsweise der Wissenschaften, die, von dem Standpunkte des vollendeten Kenners aus betrachtet, ganz den Anschein des Dilettantismus hatte und

---

*) S. 186 ff. u. S. 276.

dennoch von einem tiefen wissenschaftlichen Ernste durchdrungen war, bewährte er nun besonders bei seinen optischen Studien. Er abstrahirte, wie er selbst gesteht, von der hohen mathematischen Ausbildung dieses Zweiges der Physik, und „supponirte gleichsam einen Augenblick, als wenn in demselben noch Vieles zu erfinden," *) oder mit anderen Worten, als wenn die Optik noch in ihrer Kindheit wäre. So angesehen, erscheinen seine Resultate wahrhaft bewunderungswürdig und legen in ihrer Art von seinem Genie fast ein eben so großes Zeugniß ab, als seine poetischen Werke. Bleibt es dabei nun höchst auffallend, daß er das in dieser Wissenschaft bereits Gethane so gänzlich verkennen konnte und daher die Bedeutung seiner eigenen Leistungen lebenslang so sehr überschätzte, so ist nicht zu vergessen, welche Erfahrungen er in anderen naturwissenschaftlichen Zweigen gemacht hatte. Der Botanik, der Osteologie hatte er sich auf ähnliche Weise, wie der Optik, genähert, und dennoch hatte er hier Entdeckungen gemacht, die Anfangs auch von der Schule vornehm belächelt, nachher aber als höchst bedeutende Bereicherungen der Wissenschaft anerkannt wurden. Wie sehr mußte dieß nicht in ihm den Gedanken nähren, daß für seine Optik auch einmal ihre Zeit kommen werde, daß einstweilen ihr der Dünkel, der Eigensinn und die Geistesverstocktheit der Fachgelehrten im Wege stehe!

Die geringe Wirkung seiner ersten Beiträge zur Optik hatte Goethe zum Theil selbst dadurch verursacht, daß er von dem Ziele, worauf er hinaussteuerte, nur schwache Andeutungen

*) Beiträge zur Optik. Erstes Stück, §. 14.

gab. Seine Absicht war, durch die beschriebenen Versuche vorerst nur in dem Publicum eine günstige Disposition für die neu aufzubauende Theorie zu bereiten. Den meisten Lesern aber erschien das Ganze nur als dilettantistische Spielerei; und da er zugleich, wenn auch nur ganz flüchtig, hatte durchblicken lassen, daß er die Newton'sche Theorie nicht für zulänglich hielt, die vorgetragenen Phänomene zu erklären, so verwunderte man sich höchlich, wie Jemand ohne tiefere Einsicht in die Mathematik dem Altmeister der optischen Wissenschaft entgegenzutreten wage. Doch ließ man seiner Darstellung Gerechtigkeit widerfahren und fand besonders die vier einleitenden Paragraphen musterhaft schön geschrieben.

Um indeß über seinen naturwissenschaftlichen Forschungen nicht ganz außer Connexion mit Dichtkunst und Aesthetik zu kommen, übernahm Goethe am 1. Mai 1791 die Leitung des neuerrichteten Hoftheaters. Seit 1784 hatte die Bellomo'sche Gesellschaft in Weimar gespielt und, nach Goethe's Zeugniß, angenehme Unterhaltung geboten, jedoch zuletzt, wie aus Briefen des Herzogs und seiner Mutter an Knebel *) hervorgeht, nicht mehr befriedigt. So ward denn der Entschluß gefaßt, jene Gesellschaft zu entlassen, und aus einigen tüchtigen Mitgliedern derselben, die bereit waren zu bleiben, wie dem trefflichen Malcolmi, und mehreren hinzugeworbenen aus Breslau, Hannover, Prag und Berlin eine neue Truppe zu bilden. Goethe war zur Uebernahme der Direction um so bereitwilliger, als sich dieses Geschäft nicht bloß an seine früheren theatrali-

*) S. Knebel's literarischen Nachlaß I, 174, 206 u. s. w.

schen Bestrebungen anschloß, sondern auch seiner in Italien neubelebten Neigung zur musikalischen Poesie, namentlich zur komischen Oper, zu Statten kam. In letzterer Beziehung fand er an dem mit gleicher Neigung aus Italien heimgekehrten Freunde von Einsiedel, an dem unermüdlichen Concertmeister Kranz und dem immer thätigen Theaterdichter Vulpius eine höchst willkommene Unterstützung. Einer Unzahl italienischer und französischer Opern legte man deutschen Text unter, andere schrieb man zu besserer Singbarkeit um; ganz Deutschland bezog damals Partituren aus Weimar. Goethe betheiligte sich selbst mit Eifer bei diesen untergeordneten Arbeiten und verbesserte unter Anderm den Text der Theatralischen Abenteuer und der Heimlichen Heirath, so wie er die Oper Circe ganz neu bearbeitete. Daß der hiebei aufgewandte Fleiß für seinen Nachruhm verloren war, wußte er selbst recht gut; aber ihn tröstete darüber der Gedanke an den wohlthätigen Einfluß, den diese Bemühungen auf die deutschen Operntexte überhaupt hatten.

Da er sich nun von Seiten der Oper, welche damals wie jetzt auf das Publicum eine besondere Anziehungskraft übte, für mehrere Jahre geborgen und versorgt wußte, so konnte er dem recitirenden Schauspiel eine desto reinere Aufmerksamkeit widmen. Hier griff er auch durch Einüben der Schauspieler höchst thätig ein, wobei eine seiner Hauptmaximen war, daß er für jedes Stück zunächst den Vorzüglichsten herausnahm und schulte, und sodann die Anderen diesem anzunähern suchte. Auf solche Weise verfuhr er z. B. beim König Johann von Shakespeare, der noch im Laufe des Jahres 1791 zur

Aufführung kam. Für die Rolle des Arthur wählte er Christiane Neumann, die vierzehnjährige Tochter eines sehr schätzbaren Schauspielers von der Bellomo'schen Gesellschaft, welcher kurz vor dem Abzuge derselben gestorben war. Goethe nahm sich der Ausbildung des mit außerordentlichem Schauspielertalent begabten Kindes liebevoll an. In dem Gedicht Euphrosyne, einem poetischen Todtenopfer, welches er der frühe Hingeschiedenen im Jahre 1797 brachte, erinnert Christianen's Schatten (Euphrosyne) den Dichter an jene Einübung der Rolle Arthur's.

Denkst Du der Stunde noch wohl, wie auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, Du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild u. s. w.

Als Gehülfe im Directionsgeschäfte stand unserm Dichter ein schon bejahrter Schauspieler, J. Franz Jos. Fischer, zur Seite, seines Handwerks wohl kundig, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden. Er hatte mehrere Schauspieler von Prag mitgebracht, die in seinem Sinne wirkten, und wußte die übrigen gut zu behandeln, wodurch sich ein innerer Friede über das Ganze verbreitete. Von ihm unterstützt, begann Goethe das neue Unternehmen mit Vorsicht, Mäßigung und Gründlichkeit. Vor der Hand wurden noch nicht viele neue Stücke eingelernt; an den älteren sollte erst noch die Gesellschaft ihre Kräfte üben. Große Kosten sollten möglichst vermieden, das Bessere stufenweise eingeführt werden. Daher ließ Goethe in dem Eröffnungs-Prolog, gesprochen den 7. Mai 1791, das

Publicum bitten, es möge sich nach den vielleicht unbedeutend scheinenden anfänglichen Leistungen nicht ein Urtheil über das Zukünftige bilden:

Der Anfang ist in allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht in's Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht. U. s. w.

Dann hatte er sich auch, wie später Immermann in Düsseldorf, die Aufgabe gestellt, nicht sowohl die einzelnen Talente in ihrem günstigsten Lichte zu zeigen, als vielmehr ein möglichst harmonisches Zusammenwirken aller Kräfte zu erzielen. In diesem Sinne ließ er im Prolog sagen:

Denn hier gilt nicht, daß Einer athemlos
Den Andern heftig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinwegzuhaschen.
Wir treten vor Euch auf, und Jeder bringt
Bescheiden seine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu Eurer Freude knüpfen möchten.

Goethe erkannte sehr bald, daß zwar eine gewisse, aus Nachahmung und Routine hervorgegangene Technik einem Theile der Gesellschaft eigen sey und sich in kurzer Zeit weiter und allgemeiner entwickeln lasse, daß aber Allen insgesammt die eigentliche Grammatik der Schauspielerkunst fehle, welche doch erst zu Grunde gelegt seyn müsse, ehe man zur Rhetorik und Poesie derselben gelangen könne. Weil indeß die

Bedürfnisse des Augenblicks Befriedigung verlangten, so begnügte er sich vor der Hand, im Stillen jene Technik, die sich Alles aus Ueberlieferung aneignet, zu studiren und auf ihre Elemente zurückzuführen, und was ihm klar geworden, in einzelnen Fällen vor und nach, ohne noch auf allgemeine Gesetze hinzuweisen, in Anwendung bringen zu lassen. Was ihm aber ganz besonders zu Statten kam, um sogleich etwas Anmuthiges leisten zu können, war der damals überhandnehmende Natur- und Conversationston. Wahrhaft lobenswerth und erfreulich ist dieser freilich nur, wenn er als vollendete Kunst, als eine zweite Natur hervortritt. Allein Goethe benutzte jenen Trieb zu seinen Zwecken, und war einstweilen sehr zufrieden, wenn das angeborene Naturell sich mit Freiheit hervorthat, um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Vorschriften einer höheren Bildung entgegen führen zu lassen.

Die neue Gesellschaft gab nach ihrem Debut am 7. Mai nur noch wenige Vorstellungen in Weimar. Den Sommer über spielte sie in Lauchstädt, wo sie die nicht leichte Aufgabe zu lösen hatte, ein sehr gemischtes Publicum, aus dem Hofe, aus Fremden, gebildeten Bewohnern der Nachbarschaft, kenntnißreichen Männern einer nächstgelegenen Universität und leidenschaftlich fordernden Jünglingen bestehend, zu befriedigen. Da es ihr damit nicht übel gelang, so kehrte sie gegen Ende Septembers mit frischem Muthe nach Weimar zurück. Zur Eröffnung der Winter-Saison schrieb Goethe wieder einen Prolog, der am 1. October gesprochen wurde. Der Ausdruck ist darin zum Theil gar nüchtern und prosaisch:

Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja,
Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat, vielleicht in Deutschland mehr
Als anderswo. Von diesen Schwierigkeiten
Euch zu unterhalten, ist nicht Zeit. U. s. w.

Man könnte sich diesen stellenweise beinahe platten Ausdruck daraus erklären wollen, daß Goethe, von äußeren Theatergeschäften bedrängt, solche Prologe aus dem Stegreif hingeworfen, vielleicht auch auf die Kunst des Vortragenden viel gerechnet habe. Allein mir scheint, daß ihn dabei praktische Zwecke leiteten. Prologe und Epiloge sollten hier den Schauspielern dazu dienen, sich mit dem Publicum über Sinn und Richtung ihres Strebens zu verständigen; und so glaubte Goethe ihnen eine möglichst plane und verständliche Sprache leihen zu müssen.

Im Winter 17$^{91}/_{92}$ war die neue Gesellschaft eifrig bemüht, sich den Weimaranern durch Mannichfaltigkeit und Tüchtigkeit der Leistungen zu empfehlen. „Wiederholung früherer werthvoller und beliebter Stücke," berichtet Goethe selbst, „Versuche mit aller Art von neuen, gaben Unterhaltung und beschäftigten das Urtheil des Publicums, welches denn die damals neuen Stücke aus Iffland's höchster Epoche mit Vergnügen anzuschauen sich gewöhnte. Auch Kotzebue's Productionen wurden sorgfältig aufgeführt, und, insofern es möglich war, auf dem Repertorium erhalten. Dittersdorf's Opern, dem singenden Schauspieler leicht, dem Publicum anmuthig, wurden mit Aufmerksamkeit gegeben, Hagemann'sche und Hagemeister'sche Stücke, obgleich hohl, doch für den Augenblick Theil-

nahme erregend und Unterhaltung gewährend, wurden nicht verschmäht. Bedeutendes aber geschah, als wir schon zu Anfange des Jahres 1792 Mozart's Don Juan und bald darauf Don Carlos von Schiller aufführen konnten. Ein lebendiger Vortheil entsprang aus dem Beitritte des jungen Vohs zu unserm Theater. Er war von der Natur höchst begünstigt und erschien eigentlich jetzt erst als bedeutender Schauspieler." *) — So konnte denn die Gesellschaft am Schlusse der dießmaligen Theater-Saison, in dem Epilog vom 11. Juni 1792 mit dem Bewußtseyn Abschied nehmen, daß sich bereits ein sehr freundliches Verhältniß zwischen ihr und dem Publicum gebildet hatte. Die Sprache dieses Epilogs ist demgemäß auch, zwar schlicht und einfach, aber nicht nüchtern und trocken; vielmehr ist das Ganze vom belebenden Hauche einer herzlichen Wärme durchdrungen.

Im Vorbeigehen seyen hier noch zwei Lieder erwähnt, welche durch Goethe's damalige Bemühungen für das Theater hervorgerufen wurden, „Die Spröde" („An dem reinsten Frühlingsmorgen") und „Die Bekehrte" („Bei dem Glanz der Abendröthe"). Er dichtete sie für die Oper „Die theatralischen Abenteuer." Sie beziehen sich auf einander und bilden zusammen ein Ganzes. Beide geben eine Vorstellung von ächter musikalischer Poesie, ja sie klingen wie Musik selbst. Der Rhythmus fließt so leicht und lieblich, die Sprachklänge sind so sanft und dabei so imitirend, die Reimlaute besonders

*) Vergl. mit dieser Stelle der Annalen noch Goethe's Werke Bd. 25, S. 204 f.

so tönend und ausdrucksvoll, daß man, ungeachtet des idyllisch leichten Gehaltes dieser Lieder, sich schwer von ihnen trennen kann.

Der Frühling 1792 belebte wieder Goethe's optische oder vielmehr chromatische Arbeiten. Ungeachtet der ungünstigen Aufnahme des ersten Stückes seiner optischen Beiträge schrieb er das zweite Stück und gab es, von einer Foliotafel begleitet, heraus, auf welcher alle Fälle von hellen, dunkeln und farbigen Flächen und Bildern auf solche Weise angebracht waren, daß man sie nur durch ein Prisma betrachten durfte, um Alles, wovon im Hefte die Rede war, sogleich vor Augen zu haben. Allein diese Vorsorge war gerade der Sache nachtheilig; denn die Tafel, noch unbequemer zu packen und zu versenden, als die Karten zum ersten Stücke, war ein großes Hinderniß für die buchhändlerische Verbreitung. Mit seiner neuen Theorie hielt er auch hier noch zurück; ihm kam es zunächst nur darauf an, dem von Newton gepflanzten Baume die Axt an die Wurzel zu legen.

Aus diesen angelegentlichen Studien und Forschungen ward er in der Mitte des Sommers wieder, wie vor zwei Jahren, in's Feld berufen, aber dießmal zu ernsteren Scenen.

Achtes Capitel.

Campagne in Frankreich. Aufenthalt in Luxemburg, in Trier. Antrag einer Rathsherrnstelle. Aufenthalt in Coblenz, in Düsseldorf (Pempelfort). Reise der Söhne Megaprazon's. Reise über Duisburg (Plessing) nach Münster. Aufenthalt bei der Fürstin von Gallitzin. Heimreise über Cassel.

Als der Herzog von Braunschweig im Jahre 1792 seinen Zug nach Frankreich unternahm, ging auch der Herzog Carl August als Chef eines Regiments mit in's Feld. Dankbare Pietät, innige Anhänglichkeit und der Wunsch, die Welt auch von einer ihm noch unbekannten Seite anzuschauen, bestimmten unsern Dichter, seinem Fürsten bei dieser Unternehmung zu folgen. Die Armee war schon jenseits des Rheines und im Eindringen in Feindesland begriffen, als Goethe über Frankfurt und Mainz in seiner leichten böhmischen Halbchaise nacheilte. Am 13. August finden wir ihn, einem Briefe an Jacobi zufolge, in Frankfurt, wo er bis zum 20. blieb. „Meine alten Freunde," schrieb er am 18. an Jacobi, „und meine zunehmende Vaterstadt habe ich mit Freuden gesehen; nur kann es nicht fehlen, daß man nicht in allen Gesellschaften lange Weile habe; denn wo Zwei oder Drei zusammenkommen, hört man gleich das vierjährige Lied pro und contra wieder herabgeln und nicht einmal mit Variationen, sondern das crude Thema." Bei der Abreise nach Mainz am 20. August ahnte er wohl, daß „Zelt und Marketenderei gegen sein mütterlich Haus, Bette, Küche und Keller übel abstechen würden, besonders

da ihm weder am Tode der aristokratischen noch der demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen sey." Er wünschte sich schon zwischen die Thüringer Hügel zurück, wo er doch Haus und Garten vor aller Politik zuschließen könne.

In Mainz verbrachte er mit Sömmering's, Huber, Forster's und andern Freunden ein Paar muntere Abende in Erinnerung an frühere Tage, in geistreich belebten wissenschaftlichen und sonstigen Gesprächen. Politische Dinge wurden vermieden, weil man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe; die republicanischen Gesinnungen der Freunde fanden in seinem Innern keinen Anklang. Auf dem Wege über Bingen nach Trier ereigneten sich schon Scenen, welche ihm den aufgeregten Zustand der Welt lebhaft versinnlichten. In Trier selbst fand er alle Straßen und Plätze von Truppen und Fuhrwerk wimmelnd und nirgends ein Unterkommen. Glücklicherweise verschaffte ihm ein junger militärischer Freund, dem er zufällig begegnete, Quartier bei einem Canonicus, dessen großes Haus und weitläufiges Gehöfte ihn und sein compendiöses Gefährt freundlich und bequem aufnahm. Auf der weitern Fahrt nach Luxemburg fesselte das Monument in der Nähe von Igel seine Aufmerksamkeit, ein architektonisch-plastisch verzierter Obelisk, auf einem schönen, würdigen Punkte an der Mosel errichtet. Er wünschte, daß man, statt so viele traurige, bildlose Obelisken zu errichten, sich dieses Denkmal zum Muster genommen hätte. Von den Gedanken an das antike Kunstwerk zog ihn bald, zu Grevenmachern, ein sehr modernes Schauspiel ab. Hier fand er das Corps der Ausgewanderten, lauter

Edelleute und meist Ludwigsritter, ohne Diener und Reitknechte, sich und ihre Pferde selbst bedienend, während auf einem großen Wiesenraume Kutschen und Reisewagen aller Art mit ihren Frauen, Kindern, Geliebten und Verwandten hielten. Weiterhin ließ er Longwy, dessen Eroberung man ihm schon unterwegs triumphirend verkündigt hatte, in einiger Entfernung rechts liegen und kam den 27. August Nachmittags vor dem Lager von Brocourt an. Nicht ohne Schwierigkeit gelangte er durch den feuchten, aufgewühlten Boden hinein und fuhr durch eine öde Zeltwüste, weil Alles sich vor dem schrecklichen Wetter verkrochen hatte. Endlich machte er die Gegend des Herzoglich Weimarischen Regiments ausfindig und ward von Bekannten und Freunden bewillkommt. Man wollte ihm gleichfalls ein Zelt einräumen; allein er zog es vor, sich am Tage bei den Freunden aufzuhalten und Nachts in dem großen Schlafwagen der Ruhe zu pflegen, in den er sich, des tiefen Schmutzes wegen, mußte tragen lassen.

In so wunderlicher Lage brach ihm sein dreiundvierzigster Geburtstag an. Er ritt Morgens mit Freunden in die eroberte Festung Longwy, tafelte dort zu Mittag in einem traulichen Kreise alter Kriegs- und Garnisons-Cameraden und ließ sich die Abenteuer ihres Zuges seit dem Aufbruch von Aschersleben erzählen. Diese Gespräche wurden dann Abends im großen Zelte des Lagers fortgesetzt, wo sich des schlechten Wetters wegen eine zahlreiche Gesellschaft versammelte.

Am 29. August brach das Heer aus den halberstarrten Erd- und Wasserwogen des Lagers von Brocourt auf, langsam und nicht ohne Beschwerde. Alles Fuhrwerk war hinter die

Colonne beordert, nur jeder Regiments-Chef berechtigt, eine Chaise vor seinem Zuge hergehen zu lassen; und so hatte unser Dichter, da das Herzoglich Weimarische Regiment die Spitze des Heeres bildete, für dießmal die Ehre, im leichten, offenen Wägelchen die Hauptarmee anzuführen. Der König von Preußen, der sich mit seinem Gefolge am Wege postirt hatte, ritt heran und fragte in seiner lakonischen Art, wem das Fuhrwerk gehöre. Mit der lauten Antwort: „Herzog von Weimar!“ fuhr Goethe vorwärts. Nicht leicht, meinte er, sey Jemand von einem vornehmern Visitator angehalten worden. Weiter hin, wo die Wege etwas besser wurden, warf er sich auf sein Pferd, und so ging es freier und lustiger fort. Zur Seite sahen sie mitunter den König, und an einer andern Stelle den Herzog von Braunschweig über Thal und Hügel blitzschnell dahinreiten, beide gleich Kometenkernen von langem schweifartigem Gefolge begleitet; fernher donnerten die Kanonen von Thionville. Abends erquickte man sich im Lager bei Pillon, wo eine liebliche Waldwiese die Ermüdeten aufnahm.

Den 30. August gelangten sie nach manchem kleinen Abenteuer vor Verdun an und schlugen diesseits der Stadt ein Lager auf. Als Goethe sich am nächsten Tage auf der Wiese umsah, wo man sich angesiedelt hatte, fand er eine Anzahl Soldaten um einen trichterförmigen, mit dem klarsten Quellwasser gefüllten Erdfall gelagert, und nach unzähligen kleinen Fischchen angelnd. Er hatte der lustigen Jagd kaum einige Augenblicke zugeschaut, so bemerkte er, daß die Fischlein bei der Bewegung verschiedene Farben spielten. Bei näherer Beobachtung sah er auch ein Stück Steingut, das in den Trichter gefallen war,

aus der Tiefe herauf in den schönsten prismatischen Farben schillern. Mit leidenschaftlichem Vergnügen gab er sich der Betrachtung hin und freute sich unbeschreiblich, hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weßhalb sich die Lehrer der Physik schon fast hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einsperrten. Noch stärker zeigte es sich in der folgenden Nacht, wie mitten unter dem sinnverwirrendsten Kriegsgetümmel sein Geist in unzerstörbarer Ruhe dem Höhern und Ewigen zugewandt war. Das Bombardement der Festung hatte um Mitternacht begonnen und war eben im vollsten Gange, als er mit dem Fürsten Reuß XIII. hinter den Weinbergsmauern hin und her wandelnd, und durch sie vor den Kugeln der Belagerten geschützt, ein lebhaftes Gespräch über die Farbenlehre führte. Während die Batterieen furchtbar dröhnten und die geschwänzten Feuermeteore ihre schauerlichen Bogen durch die dunkle Nacht beschrieben, hielt er, nur zuweilen durch einsichtige Worte des Fürsten unterbrochen, seinen ruhigen, wohlgeordneten Vortrag, bis die Kälte des einbrechenden Morgens sie an das Kohlenfeuer eines Bivouacs von Oestreichern trieb.

Die Festung ergab sich den 2. September, worauf denn am nächsten Tage Goethe in größerer Gesellschaft nach der Stadt ritt, die Vertheidigungsanstalten und Verwüstungen betrachtete, und die berühmten Verduner Liqueure und Dragéen probirte. Bei so vielem Guten ward auch der lieben Zurückgelassenen am friedlichen Ilmufer gedacht, Kistchen wurden gepackt und freundlichen Courieren mitgegeben, die das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden hatten. Allein mit

diesem Glücke sollte es bald zu Ende gehen. Dumouriez hatte durch kluge Stellungen, die er eingenommen, die Armee der Verbündeten in die Lage gebracht, daß sie ihren Rückzug gefährdet sah und statt unaufhaltsam vorwärts zu dringen, die Aire hinab an verschanzten Bergschluchten vorbeiziehen mußte. Am 6. September ward das Lager hinter Verdun verlegt, wo es einige Tage in grundlosem Schlamme stehen blieb. Bis dahin war das Gefolge des Herzogs von Weimar noch immer aus der fürstlichen Küche versorgt worden; als aber am 11. September die Armee bei dem schrecklichsten Unwetter ihren Weg auf dem Gebirgsrücken fortsetzen mußte, der die Gewässer der Maas und Aire scheidet, begannen sich bald Entbehrungen und Leiden aller Art einzustellen. Goethe zeigte sich in dieser Zeit der Drangsale, wie früher in Italien bei Sturmesgefahr, fortdauernd besonnen, gelassen, überlegend, thätig und hülfsfertig; er sprach seinen Leidensgefährten Muth ein, suchte, wo es nur anging, die heitere Seite ihrer Lage hervorzukehren, und hatte selbst in Stunden der höchsten Bedrängniß noch Geistesfreiheit genug, um einige Augenblicke naturwissenschaftlichen und künstlerischen Betrachtungen nachzuhängen. So, als sie am 12. September Abends, unfern Landres, Grandprée gegenüber, im Angesicht des Feindes campirten, der jeden Moment aus seinen Berg- und Waldverschanzungen hervorbrechen konnte, dictirte er in seinem vom Regensturme gepeitschten Zelte an Vogel in's gebrochene Papier Einiges über jene Farbenerscheinungen der Quelle und zeichnete nachher die Figuren daneben. Er bewahrte diese Papiere mit ihren Spuren des Regenwetters, das durch die Zeltdecke schlug, noch lange als

Denkmal seines leidenschaftlichen Forschungseifers auf. Am 17. bewunderte er auf dem Zuge durch's Aire-Thal die Reitermassen, wie sie zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage bildeten, und hätte sich einen van der Meulen gewünscht, um diesen Zug zu verewigen.

Es war den Verbündeten durch die Ueberwältigung des bedeutenden Passes le Chesne le Populeux gelungen, Dumouriez aus seiner Stellung zu Grandprée zu verdrängen; er zog sich die Aisne hinan auf die Höhen von St. Ménéhould. Aber neue französische Truppen waren herangerückt unter Kellermann, der sich mit Dumouriez vereinigte, um dessen linken Flügel zu bilden, und eine sehr vortheilhafte Stellung bei Valmy nahm. Hier, wo es am 20. September zu einer furchtbaren Kanonade kam, wandelte Goethe'n die Lust an, zu erfahren, wie es eigentlich mit dem vielbesprochenen Kanonenfieber beschaffen sey. Ganz gelassen ritt er auf eigene Hand in die Regionen, wo die Kugeln herüber spielten und stellte genaue Betrachtungen an über den Ton der fliegenden Kugeln und das, was in seinem Innern vorging. Der Ton schien ihm wie zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln des Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Ihm war es, als befände er sich an einem sehr heißen Orte, und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen. Die Augen schienen ihm Nichts an ihrer Stärke noch Deutlichkeit zu verlieren, aber es war doch, als hätte die Welt einen gewissen braunröthlichen Ton, der den Zustand so wie die Gegenstände noch apprehensiver machte. Von Bewegung des Blutes konnte er Nichts bemerken, vielmehr schien ihm Alles in jener Glut verschlungen zu seyn. Das gefährliche

psychologische Experiment lief glücklich ab; aber zu einer Wiederholung desselben hatte er keine Lust.

Der 20. September war ein entschiedener Wendepunkt in der Campagne; am andern Morgen ward es Allen klar, in welch beschämender, hoffnungsloser Lage man sich befinde. Man sah sich am Rand eines ungeheuren Amphitheaters aufgestellt, wo jenseits auf Höhen, deren Fuß durch Flüsse, Teiche und Moräste gesichert war, der Feind einen kaum übersehbaren Halbcirkel bildete. Krankheiten, Mangel an Lebensmitteln wuchsen täglich, schlimme Gerüchte über zurückgebliebene Dienerschaft und Habseligkeiten liefen ein, Wind und Regenwetter tobten fort. Am 24. ward der Zustand einigermaßen durch die Nachricht erheitert, daß eine Art von Waffenstillstand, ein Vorpostenfriede geschlossen sey. Unser Dichter benutzte diese bedenkliche Mußezeit nach seiner Weise; er untersuchte eine ihm gebrachte Kanonenkugel, die sich wunderlich genug auf ihrer ganzen Oberfläche in krystallisirten Pyramiden endigte, und fand, daß es Schwefelkies war, der sich in einer freien Lage mußte gebildet haben. Die Entdeckung führte weiter und es wurden noch mehr dergleichen Schwefelkiese, obwohl kleiner, in Kugel- und Nierenform gefunden. Indem er auf solche Art sich selbst in der Noth und Sorge des Augenblicks aufrecht zu halten wußte, versäumte er auch nicht die Umgebung zu ermuntern. Als eines Abends in dem Zelte des Herzogs die mißliche Lage hin und her besprochen wurde, erzählte er zur Zerstreuung und Ermuthigung aus dem Feldzuge Ludwig's des Heiligen in Aegypten die drangvollsten Begebenheiten, und schloß mit dem Worte, welches mitten im größten Unheil

der Graf von Saisons scherzend dem Ritter Joinville zurief: „Senechal, laßt das Hundepack bellen und blöken, bei Gottes-Thron! (so pflegte er zu schwören) von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen!"

Am 29. September Abends endlich setzte sich das Heer zum Rückmarsch in Bewegung. Goethe, der sich durch Specialkarten mit der Gegend vertraut gemacht und durch Gespräche mit Kriegsobersten von dem Stande der Dinge unterrichtet hatte, wußte, daß an keine Rettung zu denken war, sobald es dem Feinde, der links, rechts und im Rücken stand, anzugreifen beliebte. Da dieß aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich seine Ueberzeugung wieder her, daß er noch daheim „vor den Damen" von den überstandenen Qualen erzählen werde. Nachts beschaute er sich, während Alles schlief, mit dem Auge eines Malers lange Zeit die Schlafstätte. Der Mond schien hell durch die beruhigte Luft, nur ein sanfter Zug leichter Wolken war bemerklich, die ganze Umgebung sichtbar und deutlich, fast wie am Tage. Beschienen waren die schlafenden Menschen, die Pferde, vom Futterbedürfniß wach gehalten, darunter viele weiße, die das Licht kräftig wiedergaben; weiße Wagenbedeckungen, selbst die zur Nachtruhe bestimmten weißen Garben, Alles verbreitete Helle und Heiterkeit über die Scene. Goethe meint, das Bild sey eine würdige Aufgabe für den Pinsel des größten Meisters gewesen, zumal, fügen wir hinzu, wenn er auch den Betrachter in dasselbe aufgenommen hätte, der, wo Andere kümmerlich mit der Noth des Augenblicks kämpften, noch die feinsten und edel-

sten Blüthen des Daseyns zu pflücken verstand und fortdauernd an sich bewährte, was er schon als Jüngling gesungen:

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalion's Fluthschlamm.

In kleinen Tagemärschen war die Armee am 3. October nach Grandprée zurückgelangt. Hier überfiel sie abermals ein grimmiger Regen, der jede Bewegung lähmte. Goethe's Halbchaise, obwohl mit vier Pferden bespannt, konnte kaum in dem aufgeweichten Boden weiterkommen; daher bestieg er, um sie zu erleichtern, den sechsspännigen Küchenwagen, und studirte in Gehler's physikalischem Lexikon. Aber auch dem Küchengespann ging bald die Kraft aus; um so willkommener war das Erscheinen der Reitpferde; Goethe schwang sich auf den ihm bestimmten Schimmel, und so ging es freilich selbstständiger, aber nicht besser, noch schneller fort. Auf das Schloß von Grandprée warf er noch einen Blick der Trauer zurück; denn hier wurden mehrere hundert Kranke der Menschlichkeit des Feindes überlassen. Goethe's Gefährten sagten, dieß sey das einzige Mal gewesen, wo er ein verdrießlich Gesicht gemacht, und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe.

Am 5. October, der zum Rasttage bestimmt war, erhielt er ein Quartier in Sivry und fand hier, nach so mancherlei

Unbilden, die Häuslichkeit sehr erfreulich. Die Gelegenheit, den idyllisch Homerischen Zustand der dortigen Menschen zu beobachten, ließ er nicht unbenutzt; die Bauart der Häuser, die ganze Einrichtung, das Familienleben, Alles war Gegenstand seiner liebevollsten Aufmerksamkeit. Um so drückender wurden die sich immer häufenden Beschwerden des weitern Rückzuges empfunden. Was ihn am meisten besorgt machte, war, daß er seit Kurzem seinen Wagen vermißte. In trauriger Einbildungskraft sah er seine werthe Halbchaise, ein Geschenk seines Fürsten, im Koth versunken; der Koffer mit Kleidungsstücken, Manuscripten jeder Art und manchem lieben Besitzthum, die Brieftasche mit Geld und bedeutenden Papieren, Alles schien verloren und in die Welt zerstreut. In diesen Sorgen ward am 7. October die Maas überschritten und der Weg nach Verdun eingeschlagen; das Wetter war furchtbarer als je; man lagerte bei Consenvoy. In dem durchnäßten Zelte gab es kein Stroh, kein Brettstück, Nichts als den kalten, feuchten Boden zur Ruhestelle. Goethe beobachtete in solchen Fällen das Verfahren, so lange auf den Füßen zu stehen, bis die Kniee zusammenbrachen; dann setzte er sich auf einen Feldstuhl und verweilte hier hartnäckig, bis er niederzusinken glaubte, wo dann jeder Platz, an dem er sich horizontal ausstrecken konnte, willkommen war. Zwei Tage und zwei Nächte waren auf so traurige Weise hingegangen, als der klägliche Zustand einiger Kranken dem Gesunden zu gute kommen sollte. Der Herzog von Weimar beschloß ein Paar ihm besonders werthe Kranke nach dem nicht fern gelegenen Verdun zu schicken, und auf seine Ermahnung, nahm Goethe einen Platz in ihrem

Wagen ein, ohne daß er etwas von Apprehension vor dem ansteckenden Uebel gewußt hätte; denn sobald sich große Gefahr nahte, kam ihm ein blinder Fatalismus zur Hülfe. Mitten in der traurigen Lazarethfahrt begegnete ihm etwas sehr Erwünschtes. Sie holten ein Gefährt ein und erkannten in dem Führer den Diener Goethe's und in dem Wagen seine ersehnte Halbchaise; Koffer, Portefeuille und alles Uebrige fand sich unversehrt wieder. So gelangte er ziemlich erheiterten Muthes nach Verdun, wo ohne viel Umstände in einem ansehnlichen Hause Quartier genommen ward.

Allein ihnen sollte nur eine kurze Ruhe gegönnt seyn; denn der Commandant der Festung ließ sagen, sie möchten ja morgen früh um drei Uhr aus der Stadt zu kommen suchen. Mit Staunen und Schrecken vernahmen sie die Botschaft; sie begannen zu ahnen, daß von den Verbündeten selbst Verdun preisgegeben war. So bewegten sie sich denn am 11. October in aller Frühe, mit ihren beiden Gefährten in eine lange Colonne von Krankenwagen eingeschaltet, im Leichenschritt gegen Estain zu. Bei der geringsten Stockung waren sie in Gefahr, in die Seitengräben der schmalen Straße geworfen zu werden. Auf Wiesen, Feldern und Angern umher sah man todte Pferde liegen, zum Theil abgedeckt und die fleischigen Theile ausgeschnitten, als traurige Zeichen des allgemeinen Mangels. Zu Estain stellte sich in Straßen und auf Plätzen das sinnverwirrende Gewimmel des Rückzuges zur höchsten Höhe gesteigert dar. Der escortirende Husar, den der Herzog Goethe'n und seinen Gefährten mitgegeben, ein gewandter und durchtriebener Bursche, ließ vor einem wohlgebauten Hause

des Marktes halten. Das ehrerbietige Wesen, womit unser Dichter von den Hausbesitzern aufgenommen ward, erklärte sich ihm bald. Einige Bauersleute drangen in sein Zimmer, warfen sich heulend und schreiend ihm zu Füßen und klagten mit der vollen Beredtsamkeit des Schmerzes, daß eben ihr schönes Rindvieh von Preußen weggetrieben werde. Indem Goethe sich über den Auftritt staunend besann, flüsterte ihm der leichtfertige Husar in's Ohr: „Verzeihen Sie! ich habe Sie für den Schwager des Königs von Preußen ausgegeben, um gute Bewirthung zu finden." Goethe, obwohl unwillig und überrascht, nahm sich zusammen und überwies die guten Menschen mehr pantomimisch als mit Worten an den verschlagenen Schelm.

Die Fahrt ging weiter über Sebincourt und Longwy, auf immer schlechten Wegen, an widerwärtigen Gräuelbildern vorbei. Umgestürzte Wagen, frischausgeschnittene Pferde, von Büschen schlecht bedeckte, geplünderte und ausgezogene Menschen zeigten sich überall dem scheuen Blicke. Durch den escortirenden Husaren bewogen, der in dieser Gegend brave, wohlhabende Verwandte hatte, machte Goethe einen Umweg über Arlon und ward in dem schönen Städtchen von ansehnlichen und wackern Leuten gar freundlich bewirthet. Die Bewohner der petite Ville stellten sich ihm zu seiner Verwunderung mit einer gewissen bürgerlichen Würde, mit Freundlichkeit und gutem Benehmen dar, und er mußte sich gestehen, daß die deutschen Kleinstädter, in Gedanken mit ihnen verglichen, ganz absurd erschienen. Auf trefflicher Kunststraße ging es dann am 14. October nach Luxemburg, wo Alles wieder von Blessirten, Kranken und Gesunden überdrängt war.

Hier bezog er, von der übrigen Gesellschaft getrennt, ein hübsches, nach der Hofseite gelegenes, von jedem Geräusch abgeschlossenes Zimmer, das, wie eine Klosterzelle, zu den ruhigsten Betrachtungen einlud. In seiner Einsamkeit schloß er vor Allem seinen Koffer auf und versicherte sich wieder seiner Reise-Habseligkeiten, des Geldes, der Manuscripte. Das Convolut zur Farbenlehre brachte er zuerst in Ordnung, aber ein begonnenes Kriegs- und Reisetagebuch wagte er nicht anzurühren, weil er jeden neuen Anlaß zum Wiederkäuen des Verdrusses und zur Aufregung der Sorgen vermeiden wollte. Sobald er den Fuß vor die Hausthüre setzte, befand er sich wieder im lebendigsten Getümmel, wo das unselige Kriegsnachspiel mit seinen Lazarethen, zerstückten Waffen, herzustellenden Achsen, Rädern und dergleichen aufgeführt ward, wo Schmiede, Wagner und andere Gewerke öffentlich ihr Wesen trieben. Mit großem Interesse betrachtete er das wunderliche Local, das ihn umgab, dieses seltsame an- und übereinander gefügte Kriegsgebäude. Mehrere Tage wandelte er einsam sinnend und denkend in den Labyrinthen der Stadt umher, wo Natur und militärische Architektonik wetteifernd steile Massen gegeneinander aufgethürmt und daneben Pflanzenwachsthum, Baumzucht und Lustgebüsch nicht ausgeschlossen haben. Er hätte gar zu gern, wäre nicht alles Zeichnen an und in den Festungen so strenge verpönt gewesen, an diesen sonderbaren Gestalten seine Nachbildungskraft versucht. Auf seinem Stübchen jedoch bemühte er sich, die Bilder, wie sie sich der Einbildungskraft eingeprägt, so gut es gehen wollte, zu Papier zu bringen.

Auf der Fahrt nach Trier, am 22. October, belebte eben ein herrlicher Sonnenblick die Gegend, als er sich dem Monument von Igel näherte. Es glänzte ihm, wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegen und ließ ihn die ganze Macht des Alterthums durch Contrast empfinden. Es stand da als ein Denkmal, zwar auch kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend. In dem Hauptfelde zeigen sich Mann und Frau, von kolossaler Bildung, einander die Hände reichend, durch eine dritte verloschene Figur als eine segnende verbunden. Sie stehen zwischen zwei sehr verzierten Pilastern, die mit übereinander gestellten tanzenden Kindern geschmückt sind. Alle Flächen deuten sodann auf die glücklichsten Familienverhältnisse, zusammenwirkende Verwandte, redliche, genußreiche Thätigkeit. Er verweilte lange, notirte Manches und schied ungern, da er sich nur desto unbehaglicher in seinen eigenen Zuständen fühlte.

Zu Trier kehrte er in sein altes Quartier bei jenem Canonicus zurück und mußte sich, da er von der allgemeinen Krankheit nicht ganz frei geblieben war, eine Zeit lang schonen und pflegen. In diesen ruhigen Stunden nahm er nun zuerst seine Bemerkungen über das Monument zu Igel vor und feierte mit mancherlei Betrachtungen über dasselbe im Stillen den Geburtstag der verehrten Herzogin Amalia, welcher er in Gedanken schon einen gleichen Obelisk widmete, auf seinen sämmtlichen Flächen mit ihren individuellen Schicksalen und Tugenden charakteristisch verziert. Dann recapitulirte und redigirte er seine chromatischen Acten und zeichnete mehrere

Figuren zu den Farbentafeln. Ein junger Schullehrer, der ihn oft besuchte und ihm verschiedene der neuesten Journale mittheilte, gab Anlaß zu genußreichen Unterhaltungen über ächte und falsche Methoden der Naturbetrachtung. Als Goethe nach ein paar Tagen ausgehen durfte, fand er überall Verdruß und Besorgniß verbreitet. Bürger und Emigrirte jammerten über das Unheil, welches durch die falschen Assignaten über Stadt und Land gekommen war. An der Wirthstafel, wo Uniformen, Farben und Trachten aller Art durcheinander saßen, gab sich der Mißmuth über den unseligen Feldzug hier in kummervollen Mienen, dort in heftigen Aeußerungen kund; man schonte der obersten Leitung nicht, und das Vertrauen, welches man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre geschenkt hatte, schien auf immer verloren. Dazu liefen die Nachrichten von Custine's verwegenen und glücklichen Unternehmungen ein. Das große Magazin von Speier war in seine Hände gerathen, er hatte eine Uebergabe von Mainz zu bewirken gewußt; man gab im Gedanken schon Coblenz, Frankfurt auf, und glaubte sich die Rückkehr abgeschnitten; man sah einem grenzenlosen Unheil entgegen.

Mitten in diesen Sorgen und Leiden kam Goethe'n ein verspäteter Brief seiner Mutter zu, worin diese aus Auftrag bei ihm anfragte, ob er eine durch den Tod seines Oheims Textor erledigte Rathsherrnstelle annehmen würde, wenn ihm die goldene Kugel zufiele. Diese Anfrage weckte allerlei freundliche Erinnerungen und Träume seiner Knabenjahre, aber eine bejahende Antwort war ihm aus äußeren und inneren Gründen unmöglich. Wenn ihn schon die bedrohliche Zukunft schreckte,

die auch seine Vaterstadt in die schwierigste Lage versetzen mußte, so war es noch mehr die Anhänglichkeit an das Weimarische Fürstenhaus, was ihn zu einer ablehnenden Erklärung bewog. In einem Briefe, den er nach der Heimkehr (unter dem 24. December) an seine Mutter richtete, heißt es darüber: „Bei der unwiderstehlichen Vorliebe, die jeder Wohldenkende für sein Vaterland empfindet, würde es eine schmerzhafte Verleugnung seyn, eine Stelle auszuschlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und besonders in der jetzigen Zeit übernehmen soll, wenn nicht auf der andern Seite meine hiesigen Verhältnisse so glücklich, und ich darf wohl sagen über mein Verdienst günstig wären. Des Herzogs Durchlaucht hat mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ihm so viel Dank schuldig geworden, daß es der größte Undank seyn würde, meinen Posten in einem Augenblicke zu verlassen, da der Staat treuer Diener am meisten bedarf. Danken Sie also, ich bitte, auf das lebhafteste den würdigen Männern, die so freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zeigen; versichern Sie solche meiner aufrichtigsten Erkenntlichkeit und suchen Sie mir ihr Zutrauen für die Zukunft zu erhalten."

Goethe verweilte noch in Trier bis gegen Anfang Novembers. Sein junger Freund, der Lehrer, im Geschichtlichen der Stadt und Umgegend wohl bewandert, begleitete ihn auf Spaziergängen bei leidlichem Wetter, und unterrichtete ihn, wie er es gerade am liebsten hatte, unter freier Bewegung, im Angesicht des Schauplatzes der Begebenheiten. Zugleich machte er ihn auf Gebäude der verschiedenen Zeiten aufmerksam, wovon

ihm das Meiste wohl merkwürdig, aber Weniges dem Geschmack erfreulich war. Von den architektonischen Monumenten früherer Mittelzeit, deren die Stadt wichtige darbietet, besaß Goethe zu wenig Kenntniß, er fand sich durch ihren Anblick eher verwirrt, als aufgeklärt. Die Reste des römischen Amphitheaters erschienen ihm respectabel, allein bei der großen Zerstörung, welche Zeit und Menschen an diesem Gebäude angerichtet, vermochte er Nichts oder Wenig zu entziffern. Ueber die große Brücke, auch noch im Alterthume gegründet, ward er in sehr heiterm Momente geführt und übersah hier deutlich die Lage der Stadt. Nach der Ankunft des fürstlichen Heerführers am 29. October, der in dem reichen Kloster St. Maximin Quartier nahm, hatte er Gelegenheit, diese Abtei auch im Innern zu bewundern. Er fand ein weitläufiges, wahrhaft fürstliches Gebäude; die Zimmer von bedeutender Größe und Höhe, die Fußböden getäfelt, Sammt, damastene Tapeten, Stuccatur, Vergoldung und Schnitzwerk nicht gespart, und Alles doppelt und dreifach in großen Spiegeln wiederholt. Wahrscheinlich schrieb er damals die Distichen, die in Riemer's „Briefen an und von Goethe" (Leipzig, 1846) unter der Ueberschrift „Trier" mitgetheilt sind:

Trierische Hügel beherrschte Dionysos, aber der Bischof
Dionysius trieb ihn und die Seinen herab!
Christlich lagerten sich Bacchanten-Schaaren im Thale,
Hinter die Mauern versteckt, üben sie alten Gebrauch.

Den Weg nach Coblenz beschloß Goethe zu Wasser zu machen, obwohl er ungern seine Chaise zurückließ, die man

ihm nachzusenden versprach. Er miethete ein einmänniges Boot und trat die Fahrt in Gesellschaft seines Dieners Paul und eines preußischen Officiers an, den er von früher her kannte. Das Angenehme der ruhigen Fahrt wurde um so mehr gewürdigt, je mühseliger sie mitunter auf dem Landwege Colonnen dahinziehen oder auch stockend verweilen sahen. Die Uferansichten der Mosel zeigten sich höchst mannichfaltig. Bei ihrem Anblick entstanden, wie Riemer meint, folgende Verse, die er in den „Briefen an und von Goethe" zuerst veröffentlicht hat:

Weit und schön ist die Welt; doch, o wie dank ich dem Himmel,
  Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
  Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen bestellt.

Unfern Trarbach wurden die Reisenden von stockfinsterer Nacht und bald darauf von einem heftigen Sturme überfallen. Die Gefahr war groß, der Schiffmeister verbarg nicht seine Rathlosigkeit, der Officier saß stumm da, Paul zog im Stillen Rock und Stiefel aus, um, wenn sie scheitern sollten, seinen Herrn durch Schwimmen zu retten, Goethe war still in sich gefaßt. So wurden sie in der dicksten Finsterniß, während eine Welle nach der andern über den Kahn schlug, lange hin und her geworfen, bis endlich in der Ferne ein Licht als ein wahrer Hoffnungsstern erschien. Sie steuerten und ruderten kräftig darauf los und landeten glücklich in Trarbach. Ein angesehener Kaufmann, der die Ankunft von Fremden in so tiefer stürmischer Nacht erfuhr, nöthigte sie in sein Haus und

bewirthete sie mit dem köstlichsten Moselweine. Seiner freundlichen Einladung, zu bleiben, ungeachtet, fühlte Goethe, nun einmal an unruhige Zustände gewöhnt, sich unaufhaltsam fortgetrieben. Sie schwammen also weiter bis Coblenz hinunter und freuten sich noch ganz am Ende der Fahrt des herrlichen Naturbildes, das Goethe zu den schönsten zählt, die ihm vor Augen gekommen, des Blickes auf die Moselbrücke, Ehrenbreitstein, Coblenz und den Rhein.

Dem Herzog von Weimar war ein schönes Quartier eingeräumt, worin auch Goethe ein Unterkommen fand. Allmälig füllte sich die Stadt, die Armee rückte nach und nach heran, der Heerführer war schon eingetroffen, ebenso der König von Preußen, um den sich viele Generäle sammelten. Goethe aber, das Getümmel meidend, wiederholte sich auf einsamen Spaziergängen die wunderlichen Ereignisse der vergangenen Wochen. Dann legte er sich die chromatischen Bemerkungen zurecht, deren er manche auf der Wasserfahrt und so eben in Coblenz gemacht hatte. Besonders war ihm über die epoptischen Farben ein neuer Gedanke aufgegangen, und er hoffte immer mehr, die physischen Erscheinungen zu verknüpfen und sie von entfernter verwandten abzusondern. Mit großem Interesse betrachtete er das neue Schloß, das, seitdem er diese Gegend nicht betreten, aus der Erde gewachsen war, und nun einsam, als die allerneueste, wenn auch nicht architektonische doch politische Ruine dastand; denn der Kurfürst war in der letzten unheildrohenden Zeit auch nach Regensburg abgereist. Goethe's Absicht, nach Ehrenbreitstein hinüberzufahren, ward durch eine zufällige Abhaltung vereitelt; doch stand er lange am Ufer

hinüberschauend und gedachte mitten im verwirrenden Wechsel irdischer Ereignisse der schönen friedlichen Stunden, die er dort einstens im Kreise der Frau von La Roche verlebt hatte.

Das Regiment des Herzogs bereitete sich, zur Fortsetzung der Kriegsoperationen auf das rechte Rheinufer hinüber zu ziehen; der Fürst selbst mit seiner ganzen Umgebung sollte folgen. Allein Goethe'n bangte vor jeder Fortsetzung des kriegerischen Zustandes; aus der weiten gewaltsamen Welt sehnte er sich nach einem friedlichen Kreise edel gebildeter Menschen, nach einer mitfühlenden Freundesbrust; und so erbat er sich eiligst Urlaub, miethete sich einen Kahn nach Düsseldorf und empfahl die noch immer zurückbleibende Chaise Coblenzer Freunden, mit der Bitte, sie rheinabwärts zu spediren. Als er sich nun mit seinen Habseligkeiten, eingeschifft und vom getreuen Paul begleitet, auf dem schönen Strome dahingleiten sah, hielt er sich von allem Uebel erlöst und blickte auf die kurz vergangene Zeit, wie auf einen bösen Traum zurück, von dem er sich so eben erwacht fände. Es war schon finster, als er am folgenden Tage in Düsseldorf landete, und er mußte sich daher mit Laternen nach Pempelfort bringen lassen, wo er nach augenblicklicher Ueberraschung die liebevollste Aufnahme fand.*) Ein vielfach hin und her bewegtes Gespräch nahm einen Theil der Nacht hinweg.

Am nächsten Tage war Goethe durch Fragen, Antworten und Erzählen bald eingewohnt; der unglückliche Feldzug gab

---

*) Den Empfang schildert Jacobi in seinem auserlesenen Briefwechsel **II**, 139 f.

leider überreichen Stoff zur Unterhaltung. Von diesen traurigen Bildern und den niederbeugenden Betrachtungen, die sich daran knüpften, suchte man sich durch literarische und moralische Verhandlungen zu zerstreuen. Allein hier trat, zu nicht sonderlicher Erbauung der Freunde, die große Veränderung hervor, die mit Goethe in den letzten Jahren vorgegangen war. Jenes sehnsüchtige, hingebungsvolle, nach unbegrenzter Mittheilung begierige Wesen, wodurch er einst so viel Neigung und Liebe aufgeregt, wodurch er auch den Kreis dieser Menschen in früheren Jahren an sich gekettet, war einer gewissen Abgeschlossenheit, einer Befriedigung in sich selbst gewichen, die er vorzüglich dem Aufenhalte in Italien zu danken hatte. An die Stelle so vieler unbestimmten Wünsche und falscher Vorstellungen hatte sich dort die Sehnsucht nach der ächten Kunst und der reine Begriff derselben gesetzt, die er jetzt im stillen Busen bei sich hegte. Der schon daraus hervorgehende Trieb zur Isolirung wurde noch verstärkt durch seine entschiedene Wendung zur Natur und die durchaus eigenthümliche, individuelle Art seiner Naturbetrachtung. Hier fand er weder Meister noch Gesellen, weder Rath noch Ermunterung, und mußte selbst für Alles stehen. Auch den Düsseldorfer Freunden schien sein leidenschaftliches Bestreben in diesem Gebiete auf einem grillenhaften Irrthume zu beruhen; ihrer Meinung nach konnte er etwas Besseres thun und seinem Talent die alte Richtung geben. Es läßt sich denken, wie solche Gesinnungen, die man keineswegs verbarg, sein Gemüth in sich selbst zurückscheuchen mußten, da ihm jene Studien so innig an's Herz gewachsen waren. Nicht minder wiesen ihm seine

politischen Ueberzeugungen eine isolirte Stellung an; er konnte die demokratischen Sympathieen, die sich bis in die höheren Stände verbreiteten, nicht theilen, und begriff nicht, wie man so vieles Längsterprobte um eines höchst zweifelhaften Gewinnstes willen opfern mochte. Und endlich meint er, daß auch die eben erlebten Gräuelscenen und Leiden, gegen die er die ganze männliche Kraft seines Innern aufrufen mußte, manches Zarte und Herzliche in ihm abgestumpft oder erstickt haben könnten. Zu allen diesen Punkten, die Goethe selbst hervorhebt, haben wir noch jene feindselige Stimmung gegen das Christenthum und sein eigenthümliches häusliches Verhältniß hinzuzufügen; beide mußten manchmal dem herzlichen Erguß der Mittheilung ein starres Hinderniß entgegensetzen.

Goethe berichtet selbst, daß er seit der Revolution, um sich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen hatte, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß des Zustandes jener Zeit. Der Jacobi'sche Cirkel verlangte eine Vorlesung; der Dichter rückte bereitwillig mit seinen Heften hervor, bemerkte aber bald, wie wenig man von dem Gegenstande erbaut war. Er ließ daher seine wandernde Familie in irgend einem Hafen landen und sein weiteres Manuscript auf sich beruhen.

Fragmente dieser Production nebst einem Theile des Planes finden wir jetzt in Goethe's sämmtlichen Werken unter dem Titel „Reise der Söhne Megaprazon's." Der Entwurf stimmt in mehrern Punkten mit den ausgeführten Partieen

nicht zusammen; man sieht bei der Vergleichung beider deutlich, daß sich dem Dichter über der Ausarbeitung der Plan vielfach anders gestaltete. Dem Stoffe nach lehnt sich das Ganze an den Pantagruel des Rabelais an; Megaprazon, der Vater der sechs (nicht sieben) Brüder, nennt Pantagruel seinen Urgroßvater; allein die Darstellung weicht in ihrer Durchsichtigkeit, Reinlichkeit und Anmuth von Rabelais und Fischart durchaus ab. Aus dem Pantagruel sind denn auch die Inseln der Papimanen, Papefiguen u. s. w. entlehnt, welche die Brüder aufsuchen sollen, wogegen die Insel der Monarchomanen eine Erfindung Goethe's ist. Eben so kommen die Namen zweier Brüder, Epistemon und Panurg, bereits bei Rabelais vor, zu denen Goethe noch den Euphemon, Alcides, Alciphron und Eutyches hinzufügt. In der Insel der Papefiguen möchte ich nicht mit Düntzer*) eine Darstellung der Demokratie sehen; Goethe dachte zu ungünstig von dieser, um sie unter einem so vortheilhaften Bilde vorführen zu können; mir scheint jene Insel den geraden Gegensatz zu der der Papimanen zu bilden. Veranschaulicht letztere das hierarchische Staatenwesen, das allmälig jeden frischen Lebenskeim ersticken muß, so stellt jene die unter dem Einflusse des Protestantismus von der Hierarchie emancipirten Staaten dar, worin sich eben in Folge dieser Emancipation Betriebsamkeit, Wohlstand und rühriges Leben entwickelt hat. In Betreff der Insel der Monarchomanen

*) S. dessen umsichtige Abhandlung „Studien zu Goethe's Werken" in dem Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen von Herrig und Viehoff. Jahrg. 1848, Heft VI, S. 249 ff.

möchte Rosenkranz *) gegen Düntzer Recht haben, wenn er darin geradezu ein Bild des damaligen Frankreichs sieht; der Vulkan, der auf dieser Insel ausbricht und die steile Uferküste (die Aristokratie) losreißt und nach Norden zu im Meere herumtreibt, deutet nebst Anderm zu klar auf die französische Revolution hin.

Schon aus den erhaltenen Bruchstücken leuchtet genugsam ein, wie frei und hoch über den Parteien stehend der Dichter sich in diesem Werke gezeigt haben würde. In den Selbstbekenntnissen aus späterer Zeit stellt er nicht selten seine politischen Gesinnungen, wie sie sich gleich nach dem Ausbruche der Revolution gestalteten, entschiedener monarchisch und aristokratisch dar, als sie in der That waren. Hier würde man gesehen haben, daß er für die Sünden der Aristokratie und der Höfe eben so wenig blind gewesen, wie für die einer wahnsinnigen Demokratie; am grellsten wäre vermuthlich der Haß gegen Priesterherrschaft hervorgetreten, als eine noch frische Folge seines Aufenthaltes in Italien. Nebenbei würde er eine Menge besonderer Zeitgebrechen und Thorheiten, die freilich in der allgemeinen Zeitrichtung ihre Quelle hatten, bald ernster, bald scherzender gezüchtigt haben, wie er z. B. in einem Fragmente das Zeitungsfieber, die politische Kannegießerei schildert. Jedenfalls wäre das Werk, wenn es auch als Dichtung seines durchgehend allegorischen Charakters wegen keinen rein poetischen Eindruck gemacht hätte, für die Entwickelungs-

*) Goethe und seine Werke (Königsberg, 1847) S. 297.

geschichte von Goethe's politischen Ansichten von großer Wichtigkeit geworden; und in so fern schon haben wir es zu bedauern, daß dieser feingeschliffene humoristisch-satyrische Zeitspiegel nur ein Bruchstück geblieben ist.

Es war die Schuld der Zuhörer in Pempelfort, daß die Reise der Söhne Megaprazon's bei Seite gelegt ward; in Goethe selbst lag der Grund, warum auch die Vorlesung der Iphigenie, die man ihm eines Abends in die Hand gab, unterbrochen werden mußte. Er fühlte sich dem zarten Sinne des Stückes so völlig entfremdet, daß er es weder selbst vortragen, noch von Anderen anhören konnte. Auf eine noch schlimmere Probe ward er gesetzt, als man nun den Oedipus auf Kolonos herbeibrachte; er hielt nicht hundert Zeilen desselben aus, so unerträglich war die erhabene Heiligkeit dieses Kunstwerkes seinem realistischen, gegen Natur und Welt hingewandten, durch eine schreckliche Campagne verhärteten Sinne. Von dem längst gedruckten Groß-Cophta war gar nicht die Rede; Goethe merkte wohl, daß er durch dieses Stück die Freunde verletzt hatte. Auch von der Metamorphose der Pflanzen hatten sie wenig Kenntniß genommen, und wenn er seine morphologischen Gedanken bis zur kräftigsten Ueberzeugung, wie ihm schien, vorgetragen hatte, so mußte er doch leider bemerken, daß die starre Vorstellungsart, Nichts könne werden, als was schon sey, sich aller Geister bemächtigt habe. Von seinen Beiträgen zur Optik hatte bereits etwas verlautet, und er ließ sich nicht lange bitten, die Gesellschaft mit einigen Phänomenen und Versuchen zu unterhalten; aber sämmtliche

Zuhörer hatten das gespaltene Licht eingelernt und wollten Alles auf die Newton'sche Hypothese zurückgeführt wissen.

Goethe würde mit seinen wissenschaftlichen Mittheilungen bessern Eingang gefunden und auch für sich größern Gewinn daraus gezogen haben, wenn ihm nicht, was er selbst einsah, eine eigentlich dialektische und conversirende Gabe wäre versagt gewesen. Wie er auf autodidaktischem, ganz individuellem Wege zu seinen naturwissenschaftlichen Ergebnissen gelangt war, vermochte er sie auch nur auf eigenthümlich dogmatische Weise darzulegen. Stieß er dabei nun auf hartnäckigen Widerstand, so erwachte in ihm der mephistophelische Sinn, und er machte seinem Unmuth durch gewaltsame und muthwillige Paradoxa Luft. Seine Freunde ließen sich dadurch nicht täuschen; sie erkannten, daß, wenn er auch das böse Princip spielte, doch ein guter und treuer Mensch unter der Maske stecke, und nannten ihn wohl einen umgekehrten Heuchler; aber manche ferner Stehende hat er durch diese Erscheinungsart nicht bloß verstimmt, sondern sich zu Feinden gemacht. Wie mit einem Zauberstäbchen jedoch konnte er sogleich alle bösen Geister vertreiben, wenn er von Italien zu erzählen anfing, wenn er das Land, die Menschen, die Kunstwerke, seine Reiseabenteuer darstellte. Er beschrieb dann, als ob er Alles mit leiblichem Auge vor sich sähe, und das Ganze wimmelte durch und durch von belebender Staffage.

Die wenigen einsamen Stunden, die ihm in dem gastfreien Hause übrig blieben, widmete er im Stillen einer wunderlichen Arbeit. Er hatte während der Campagne, neben dem Tagebuche, poetische Tagesbefehle, satyrische Ordres du jour auf=

gezeichnet, die er nun durchsehen und redigiren wollte. Allein er bemerkte bald, daß er Manches falsch gesehen und unrichtig beurtheilt hatte; und da es bedenklich schien, solche Papiere irgend einem Zufall auszusetzen, so vernichtete er das ganze Heft in einem Steinkohlenfeuer.

Im benachbarten Düsseldorf wurden häufige Besuche gemacht; auf der Galerie war die gewöhnliche Zusammenkunft mit den dortigen Bekannten. Er fand bei ihnen eine entschiedene Vorliebe für die italienische Schule, wobei man sich gegen die niederländische höchst ungerecht zeigte. Bei dieser Gelegenheit gab sich wieder Goethe's Abneigung gegen Extreme und Einseitigkeiten kund; wie er einst in der Blüthezeit seiner Begeisterung für die deutsche Baukunst im Antikensaal zu Mannheim den Abguß eines Capitäls der Rotonde bewundern konnte, so beschäftigte er sich jetzt, auf dem Höhepunkte seiner Liebe zur italienischen Malerei, höchst theilnehmend mit den Werken der niederländischen Meister, und bekennt, daraus Gewinn für's ganze Leben geschöpft zu haben. Auf der Galerie traf er auch die Brüder des Königs von Frankreich und erinnerte sich, wie er sie unlängst durchnäßt aus dem Lager ziehen gesehen. Emigrirte füllten Düsseldorf, auch vornehme deutsche Flüchtlinge fanden sich ein; das Kriegstheater hatte sich zwischen die Lahn und das Taunusgebirge gezogen. So mußte denn Goethe in den Gesellschaften, in die er gerieth, manchmal Theilnehmer eines hin und her schwankenden, nicht immer erfreulichen politischen Gespräches seyn, und war dabei mit allerlei paradoxen Späßen mitunter aufheiternd, mitunter lästig.

Nach einem Aufenthalte von drei bis vier Wochen*) schied Goethe gegen Anfang Decembers, wie es scheint,**) aus dem geistvollen und liebenswürdigen Jacobi'schen Kreise, und fand sich wieder bei schrecklichem Wetter und auf schlechten Straßen, in derselben Gesellschaft, in demselben Gedränge der Emigrirten, wie vor einigen Wochen; denn der ganze Zug der Flüchtlinge ging nach Westphalen hinein, wo Goethe bei der Fürstin Gallitzin einzusprechen gedachte. In Duisburg besuchte er jenen Plessing, mit dem er vor vielen Jahren in ein sentimental-romanhaftes Verhältniß gerathen war.***) Er fand ihn als Professor angestellt und mit antediluvianischen Untersuchungen beschäftigt. Bei dem verdienten Merrem, welcher schöne naturhistorische Kenntnisse besaß, hörte er, wie es in einem Briefe an Jacobi vom 10. December heißt, „einige recht

---

*) Der Herausgeber des Briefwechsels zwischen Goethe und F. H. Jacobi spricht von einem fünfwöchentlichen Aufenthalte, Jacobi selbst (in seinem auserlesenen Briefwechsel **II**, 140) von einem dreiwöchentlichen: „Er war nur auf acht Tage gekommen, blieb vierzehn Tage, blieb drei Wochen, und wäre noch eine gute Zeit geblieben, wenn nicht Dumouriez mit Riesenschritten herangerückt wäre."

**) Nach einem Briefe Goethe's an Jacobi vom 10. December 1792 fiel der Aufenthalt bei der Fürstin Gallitzin zu Münster in die erste Hälfte des Decembers, wonach in Goethe's „Campagne in Frankreich" (Bd. 25) das Datum „Münster, November 1792" (S. 186) zu berichtigen ist.

***) S. Th. II dieser Schrift, S. 369.

gute Ideen über die Wissenschaft, die ihm so sehr am Herzen lag," und bekam von ihm dessen Werk über die Schlangen geschenkt.

Zu Münster fand er im Hause der Fürstin Gallitzin Alles zur freundlichsten Aufnahme vorbereitet. Er kannte die Hauptglieder des Gesellschaftskreises, in welchen er hier eintrat, schon von früher her*) und richtete sich darnach in seinem Betragen. Die fromme, zart sittliche Atmosphäre, die ihn hier umfing, ließ ihn nicht herb oder unfreundlich seyn; vielmehr zeigte er sich milder, als seit langer Zeit, wogegen man sich auf der andern Seite gesellig, klug, und keineswegs beschränkend benahm. Als der Jacobi'sche Kreis später von Münster aus erfuhr, wie hold und artig dort Goethe gewesen, und gegen ihn seine Verwunderung aussprach, erwiderte er: „Daß Ihr zu meiner Aufführung in Münster solche sonderbare Gesichter schneidet, daran erkenne ich die losen Weltkinder, die sich formalisiren, wenn sich unser einer einmal in puris naturalibus seiner angeborenen Tugend sehen läßt, oder nach dem schönen Gleichnisse der Kirchenmutter Lehnchen die rechte Seite der gewirkten Tapete an einem Festtage herauskehrt. Ihr werdet also künftig von Eurem Unglauben und bösen Leumund ablassen, und Gott in seinen Geschöpfen die gebührende Ehre erweisen."

Die ersten Unterhaltungen wandten sich bald auf Hamann, dessen Grab in der Ecke des entlaubten Gartens Goethe'n sogleich in die Augen fiel; die großen Eigenschaften des

---

*) S. Th. II dieser Schrift, S. 550.

Verstorbenen gaben zu schönen Betrachtungen Anlaß. Fernern reichen Gesprächstoff bot die Philosophie des gleichfalls schon abgeschiedenen Hemsterhuis, welcher diesem Kreise mit ganzer Seele angehört hatte. Sein Büchlein über das Begehren, der Brief über die Sculptur und seine Erklärung des Schönen wurden mit großem Interesse besprochen, wenn gleich Goethe, nach der eigensinnigen Weise seines Geistes in wissenschaftlichen Dingen, die Fundamente der Hemsterhuisischen Philosophie sich nicht anders anzueignen vermochte, als indem er sie in seine Sprache übertrug. Setzte Hemsterhuis das Schöne in die möglichst große Summe von Vorstellungen, die sich in Einem Momente bequem erblicken und fassen lasse, so mußte Goethe sagen: „Das Schöne sey, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir, zur Reproduction gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen."

Hemsterhuis hatte der Fürstin eine vortreffliche Sammlung geschnittener Steine nachgelassen. Aus den Unterhaltungen über diese Kunstkleinodien, diese Blüthe des Heidenthums, die in dem christlichen Hause sorgfältig verwahrt und hochgeschätzt wurde, ging eine gewisse Vereinigung hervor, indem, wie Goethe selbst sagt, jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes immer von einem religiösen Gefühl begleitet ist. Doch konnte man sich nicht verbergen, daß die reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst in einem ewigen Zwiespalt sich befinde, indem jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, während diese das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren

muß. In diesem Geiste schrieb Goethe zu Münster aus dem Stegreif das Gedicht „Der neue Amor."

Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte, erscheint hier als Personification der Sinnlichkeit, Venus Urania als die Vertreterin der höheren, geistigen Liebe. Aus Beider Vermählung entsteht „der neue Amor," der „die Liebe der Kunst" repräsentirt. So drückt also das Gedicht bildlich dasselbe aus, was auch die Aesthetiker sagen, daß die Liebe zur Kunst, die Freude an Kunstwerken, wie der Kunsttrieb überhaupt sinnlich-geistiger Art, aus einem sinnlichen und einem geistigen Elemente zusammengesetzt sey. Goethe hat mit diesem Gedichte den Mythus von Amor erweitert, aber ganz im Geiste der Alten, die auch nicht immer unter Eros und Amor den Gott der Liebe im beschränkten Sinne verstanden.

Schien man mit diesem allegorischen Glaubensbekenntnisse nicht ganz unzufrieden, so fanden dagegen seine naturwissenschaftlichen Vorträge, zu denen er sich durch den verehrungswürdigen von Fürstenberg verlocken ließ, eben so wenig, als in Pempelfort, den erwünschten Anklang. Glücklicher war er in Unterhaltung größerer Gesellschaften durch Schilderung italienischer Sitten und Zustände. Da er sich in einem frommen katholischen Cirkel, unter würdigen geistlichen Männern, unter heranstrebenden, vielversprechenden Jünglingen sah, so wählte er unaufgefordert die römischen Kirchenfeste, Charwoche und Ostern, Frohnleichnam und Peter und Paul, und sodann zu erheiternder Abwechselung die Pferdeweihe. Alle diese öffentlichen Vorgänge hatte er sich mit ihren sämmtlichen charakteristischen Einzelnheiten um so vollkommener gegenwärtig erhalten, als

er mit dem Gedanken umging, ein „Römisches Jahr," den Cyclus der geistlichen und weltlichen Feste Roms, zu beschreiben. Seine frommen Zuhörer waren auch mit den mündlich vorgeführten Bildern eben so zufrieden, als die Weltkinder mit seiner schriftlichen Darstellung des Carnevals; ja Einer erkundigte sich sogar im Stillen, ob Goethe denn wirklich katholisch sey.

Im engern Kreise kehrte man immer gern zu den geschnittenen Steinen zurück. War hierbei nun Goethe's Aufmerksamkeit auf das Poetische, die Motive, auf Composition und Darstellung überhaupt gerichtet, so stellten die Freunde noch ganz andere Betrachtungen an und lenkten ihn dadurch in eine neue Bahn hinein. Sie achteten auf die Verschiedenheit der Steinarten, auf Ausführlichkeit und Flüchtigkeit der Arbeit, besonders auf die Politur vertiefter Stellen und machten daraus Schlüsse auf frühere oder spätere Epochen der Entstehung. Goethe fühlte sich durch diese Bestrebungen lebhaft angesprochen, und als er einst die Kürze der Zeit bedauerte, die ihm nicht gestattete, Augen und innern Sinn auch auf solche Bedingungen kräftiger zu richten, erklärte sich die Fürstin gern bereit, ihm die ganze Sammlung zu gründlichen Studien mitzugeben. Goethe lehnte das Anerbieten mit der freundlichsten Dankbarkeit ab; es schien ihm zu bedenklich, sich in solcher Zeit zum Bewahrer eines solchen Schatzes zu machen, zumal da es schwer war, nach jedesmaligem Vorzeigen zu bemerken, ob etwas fehle. Allein beim Abschied erneuerte die Fürstin dringender ihren Antrag und erklärte ihm zuletzt, warum sie die Annahme desselben fordere. Es war ihr abgerathen worden,

Goethe'n dieses Besitzthum anzuvertrauen, worauf sie erwiedert hatte: „Glaubt Ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sey, als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen!"

So nahm denn Goethe bei seinem Aufbruch aus Münster die leicht transportabeln Kleinodien mit, und ward von der Fürstin noch bis zur nächsten Station begleitet. Unterwegs kamen abermals die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens zur Sprache; er wiederholte ruhig und mild sein Credo, sie verharrte bei dem ihrigen, und so trennten sie sich mit den herzlichsten Segenswünschen. Auf der weitern Fahrt kam es ihm sehr zu Statten, daß er durch die Fürsorge der Freundin sich überall mittelst Laufzettel angemeldet und empfohlen fand; denn noch immer stürmte die Schaar der Ausgewanderten vor und hinter ihm her. Winternacht, ungebahnter Weg, Heidegebüsch, Sand und Moor erschwerten unsäglich die Reise; einmal fand sich sogar der Postillon, mitten in düsterer Nacht, genöthigt, ein Unterkommen in einer einsamen Wohnung zu suchen, deren Lage, Bauart und Bewohner schon beim hellsten Sonnenschein hätten Schauder erregen können. Desto lebhafter traten, als Goethe am folgenden Abend spät in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Cassel einfuhr, alle Vortheile eines bürgerlich städtischen Zusammenseyns vor seine Seele. Um die Hälfte des Decembers endlich traf er nach Mitternacht in dem geliebten Weimar wieder ein. Seine Ankunft gab, wie er nur allzu lakonisch berichtet, zu einer

Familienscene Anlaß, „welche wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde."

Neuntes Capitel.

Zusammenwirken mit Meyer. Der Bürgergeneral. Goethe's politische Gesinnungen. Reineke Fuchs. Reise zur Blocade von Mainz. Abstecher nach Heidelberg. Aufenthalt in Frankfurt. Chromatische Arbeiten. Die Aufgeregten. Das Weimarische Theater.

Goethe fand bei seiner Heimkehr das ihm vom Herzog bestimmte erneuerte Haus nur aus dem Rohesten eingerichtet und bloß theilweise wohnbar, so daß ihm die Freude nicht versagt war, bei dem innern Ausbau noch mit- und einzuwirken. Die Seinigen waren munter und gesund, die liebe „Kleine" erwies sich, wie er an Jacobi meldete,*) im Hauswesen gar sorgfältig und thätig; ein hübsches Knäbchen, das sie ihm geschenkt, wuchs fröhlich heran. Was ihm jetzt seinen stillen häuslichen Kreis noch werther machte, war die Bereicherung desselben durch Heinrich Meyer, welcher fortan als Freund und Hausgenosse, als Künstler, Kunstkenner und Mitarbeiter ihm zur Seite blieb. Nach der Rückkehr aus Italien hatte Goethe nicht geruht, bis er ihm vom Herzoge eine Geldunterstützung ausgewirkt, die er noch ein paar Jahre in Italien genießen sollte, um dann in der Nähe des Weimarischen Kreises

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, S. 145.

mit einer zulänglichen Pension zu leben.*) Goethe rechnete auf seine Theilnahme „an allem Belehrenden und an allem Wirksamen;" besonders aber wünschte er seine Unterstützung, um auf einen Kanon männlicher und weiblicher Proportion loszuarbeiten, die Abweichungen zu erforschen, wodurch Charaktere entstehen, das anatomische Gebäude näher zu studiren und die schönen Formen, welche die äußere Vollendung sind, zu suchen.**) Im laufenden Winter war er Goethe'n auch bei seinen optischen Studien behülflich und versuchte seine chromatischen Ideen zur Anwendung zu bringen. „Ich lasse Dir die Zeichnungen copiren," schrieb Goethe an Jacobi am 1. Februar 1793, „in denen Meyer meine Farben-Speculationen in Praxin zu setzen anfing." Es waren verschiedene Compositionen, wo man die Farben theils in einer Reihe, theils im Gegensatz zu Prüfung und Beurtheilung aufgestellt sah.***) So kehrte Goethe, nachdem er in der letzten Zeit die Farben genugsam in allerlei Naturerscheinungen beobachtet hatte, wieder zum Studium ihrer Kunstharmonie zurück, um deren Auffindung es ihm ursprünglich zu thun gewesen war.

Zugleich wandten sich aber die Kunstbetrachtungen der beiden Freunde nach einer andern Seite hin. Die von Münster

*) S. Briefe von und an Goethe, herausgegeben v. Riemer (Leipzig, 1846) S. 7 f.

**) Ebendaselbst, S. 9.

***) Böttiger erwähnt in seinem handschriftlichen Nachlasse schon unter dem 17. Februar 1792 eines Gemäldes von Meyer, dessen Colorit nach Goethe's prismatischen Versuchen eingerichtet war.

mitgebrachten Gemmen erwiesen sich bei näherer Prüfung, wo nicht alle, doch größten Theils, als ächt antike Kunstdenkmale, und zwar fanden sich mehrere darunter, die zu den vorzüglichsten Arbeiten ihrer Art gerechnet werden durften. Sie gaben während des Winters dem geistreichen Cirkel, der sich um die Herzogin Amalia zu vereinigen pflegte, eine treffliche Unterhaltung. Um Genuß und Aufbewahrung der anvertrauten Sammlung zu erleichtern und zu sichern, hatte Goethe zwei zierliche Ringkästchen machen lassen, worin die Steine mit einem Blick übersehbar neben einander standen, so daß irgend eine Lücke sogleich bemerkt werden mußte. Sodann waren Schwefel- und Gypsabgüsse in Mehrzahl angefertigt worden, die man durch stark vergrößernde Linsen der Betrachtung unterwarf und mit vorhandenen Abdrücken älterer Sammlungen verglich. Auf diese Weise legte damals der Weimarische Kreis einen tüchtigen Grund zu dem Studium der geschnittenen Steine. Goethe behielt noch mehrere Jahre die köstliche Sammlung in seinen Händen, bis sie wieder an die fürstliche Freundin und hierauf an den Grafen Fr. L. v. Stolberg gelangte, nach dessen Hinscheiden sie endlich in den Besitz des Königs der Niederlande überging und anderen verwandten Schätzen zugefügt ward.

Diesen Studien bildender Kunst ging die Sorge für's Theater zur Seite, welches Goethe fortdauernd, mit gelinden Mitteln und ohne vielverheißende Anstalten, auf eine höhere Stufe zu erheben suchte. Er gedachte nun auch als dramatischer Schriftsteller für dasselbe förderlich zu seyn; allein dießmal ward sein Bemühen durch die unglückliche Wahl des

Stoffes vereitelt. Ging sein Götz zu sehr in's Breite und Weite, um bühnengerecht zu seyn, und waren Iphigenie und Tasso zu sehr dem tiefen, innern Sinne gewidmet, um bei der äußern Erscheinung auf dem Theater kräftig einzudringen, so hatte er sich nun eine gewisse mittlere Technik eingeübt, womit er etwas Erfreuliches der Bühne hätte bieten können, wäre nur nicht der von ihm ergriffene, oder vielmehr der ihm durch seinen Entwickelungsgang aufgedrungene Gegenstand, für seine Zeitgenossen von so viel Bänglichem und Apprehensivem begleitet gewesen. Den geringen Erfolg seines Groß-Cophta hatte er sich nicht zur Lehre dienen lassen, er brachte abermals ein Bild der tief aufgewühlten Zeit, ein politisches Gemälde, auf die Bühne; wie dort die Halsbandgeschichte als düstere Vorbedeutung, so regte ihn nunmehr die Revolution selbst als gräßlichste Erfüllung zu einem — Lustspiele, dem Bürgergeneral, an. Während er mit Entsetzen den herrlichsten Thron gestürzt, eine große Nation aus allen ihren Fugen gerückt, ja die Ordnung und den Frieden einer halben Welt bedroht sah, mußte er mit Aerger und Besorgniß wahrnehmen, wie im eigenen Vaterlande vorzügliche Personen sich halb ernst, halb spielend mit Gesinnungen unterhielten, die auch uns ähnliche Schicksale vorbereiten konnten, indessen eigensüchtige, schlechte Menschen Unmuth zu erregen und auszubeuten strebten. Gegen diese verstimmenden und beunruhigenden Eindrücke suchte er, nach seiner Weise, Hülfe bei der Poesie und bemühte sich, dem Gefährlichen die heitere Seite abzugewinnen. Zufällig war vor Kurzem ein Schauspieler, Namens Beck, zur Gesellschaft getreten, welcher den Schnaps in den beiden Billets

nach Florian mit individueller Trefflichkeit spielte, indem selbst seine Fehler ihm dabei zu Statten kamen. Da ihm nun diese Maske so wohl anstand, so ward eine Fortsetzung des Stückes, der Stammbaum betitelt, welche Anton Wall unter dem Namen Heine geschrieben, gleichfalls auf die Weimarische Bühne gebracht; und so vertiefte sich Goethe über dem Proben und Aufführen dieser Kleinigkeiten so sehr in die närrische Figur des Schnaps, daß ihn die Lust ergriff, sie in einer zweiten Fortsetzung nochmals zu produciren.*) Auf die Idee, den Schnaps als Bürgergeneral in der „Uniform der Freiheit auftreten zu lassen, führte ihn wieder der Zufall. Sein Bedienter Paul hatte während der Campagne in Frankreich an der Grenze ein Mantelsäckchen aufgerafft, worin die im Lustspiele vorkommenden Kleidungsstücke enthalten waren. Dieses authentische Costüm spielte, zu nicht geringem Vergnügen der Schauspieler, jedesmal mit, so oft das Stück in Weimar gegeben ward.**)

Die Rolle des dreisten Großsprechers und Freiheitsapostels Schnaps, dem es zunächst um ein gutes Frühstück zu thun ist, sprudelt allenthalben von köstlicher Satire und Ironie. Eben so glücklich ist die Figur des alten behaglichen Märten, des neugierigen politischen Kannegießers, behandelt, der sich von Schnaps um einen fetten Milchtopf, Brod und Zucker prellen

---

*) In den Gesprächen mit Eckermann (**II**, 58) sagt Goethe, er habe den Bürgergeneral in acht Tagen dictirt.

) S. Gespräche mit Eckermann **II, 48. Vergl. Goethe's Werke, Bd. 25, S. 215.

läßt. In dieser Rolle erwies sich der oben erwähnte Malcolmi unübertrefflich und wetteiferte mit Beck in wahrer, natürlicher Darstellung. In Röse und Görge spricht sich das innige Gefühl des friedlich-häuslichen Glückes aus, von dem unser Dichter selbst um diese Zeit so tief durchdrungen war. Dem Edelmanne hat er die Lehren in den Mund gelegt, zu denen er sich auch im Leben bekannte: „Kinder, liebt Euch, bestellt Euren Acker wohl und haltet gut Haus. — Euch, Alter (zu Märten), soll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hiesige Landesart und auf die Witterung versteht, und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für sich sorgen, und den politischen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Festtags. — Bei sich fange Jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit, die uns gegönnt ist; er schaffe sich und den Seinigen einen rechtmäßigen Vortheil, so wird er dem Ganzen Vortheil bringen.“ In der Rolle des Richters endlich gibt der Dichter den Behörden einen guten Rath, welche oft „durch unzeitige Gebote, unzeitige Strafen erst das Uebel hervorbringen,“ dem sie steuern wollen. — Die Anlage des Stückes ist einfach, der Dialog sehr bewegt und lebendig; in den meisten Scenen folgt er Schlag auf Schlag und ist stellenweise beinahe zu sehr coupirt.

Trotz seiner Vorzüge brachte das Stück, wie Goethe selbst berichtet, „die widerwärtigste Wirkung, selbst bei Gönnern und Freunden, hervor;“ die Ereignisse, von denen hier ein Abbild vorgeführt wurde, standen zu nah und gefahrdrohend da, um einen heitern Eindruck aufkommen zu lassen; der Parteigeist war selbst mitten im Vaterlande zu mächtig angeregt, um einen

rein ästhetischen Genuß zu gestatten. Indessen muß das Lustspiel in Weimar doch nicht so übel aufgenommen worden seyn, als die obigen Worte von Goethe glauben lassen. „Es war zu seiner Zeit ein sehr gutes Stück," sagte er im Jahre 1828 zu Eckermann, „und es hat uns manchen heitern Abend gemacht." Auch Jacobi, dem er es bereits im Mai 1793 übersandte, erklärte sich lobend darüber, worauf Goethe am 7. Juni erwiederte: „Der Beifall, den Du meinem Bürgergeneral gibst, ist mir viel werth. So ein alter Prakticus ich bin, weiß ich doch nicht immer, was ich mache; und dießmal besonders war es ein gefährliches Unternehmen. Bei der Vorstellung *) nimmt sich das Stückchen sehr gut aus."

Was aber auch das Publicum von seinen neuen, unter dem Einflusse der politischen Ereignisse entstandenen Poesieen urtheilen mochte, ihm waren diese „Nachbildungen des Zeitsinnes" ein Bedürfniß, ein Mittel, um den Anblick der Weltbegebenheiten, die sich nun einmal nicht ignoriren ließen, wenigstens erträglich zu machen. Befand er sich auch jetzt wieder weit vom Schauplatze des Unheils, so fühlte er sich doch fortdauernd schwer gedrückt. „Die Welt," erzählt er selbst, „erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in

*) Also nicht erst „gegen Ende 1793," wie es in den Annalen heißt, ward das Stück zuerst in Weimar gegeben. Vergl. den Anhang zum Briefe an Jacobi vom 7. Juli 1793: „Den Bürgergeneral habe ich vor meiner Abreise in Weimar spielen lassen; er nimmt sich sehr gut aus."

Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte. Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch besondere Fügung Reineke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbel-Auftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit beträgt, so geht doch Alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört. Um aber das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung."

Ueber das Bekenntniß, das hier Goethe ablegt, haben sich Viele wahrhaft entsetzt; Gelzer nennt es „eine der Aeußerungen, von denen man sich rasch wegwende, weil sie aus einer trüben, ungöttlichen Stelle des Menschenherzens wie ein beengender Qualm aufsteigen, an die diabolische Natur des Mephistopheles erinnernd." Gervinus findet es im höchsten Grade beleidigend, daß Goethe von Reineke eine solche Anwendung machen konnte, daß er „den unschuldigen Humor einer simpeln Zeit, die im Grunde das intrigante Wesen, das hier geschildert wird, erst im Werden sah, an eine Zeit halten konnte, die sich vom Uebermaß desselben zu befreien suchte, daß er mit lächelnder Behaglichkeit die schrecklichen Uebel der Gesellschaft beleuchtete, die keine bitterste Invective, keine satirischen Geißelhiebe, die nur die blutigen Streiche des Aufruhrs noch

zu heilen vermochten.“ Ueberhaupt ist die Stellung, die unser Dichter den großen Zeitereignissen, und besonders den damaligen gegenüber einnahm, Gegenstand so vielseitiger und heftiger Angriffe gewesen, er ist so oft als theilnahmlos, egoistisch, aristokratisch vornehm verschrieen worden, daß wir eine nähere Betrachtung dieser Seite seines Wesens nicht ablehnen können. Doch gehen wir auch hier nicht sowohl auf eine Rechtfertigung oder Entschuldigung, als vielmehr auf eine Erklärung aus, wie sich unter den gegebenen inneren und äußeren Bedingungen eine solche Gesinnungsweise entwickeln mußte.

Von seiner Mutter hatte Goethe eine Scheu vor allen gewaltsamen Eindrücken, von seinem Vater eine Abneigung gegen Unordnung und Willkür geerbt. Es war nur halb im Scherz gesagt, was er einst bei der Belagerung von Mainz äußerte: „In meiner Natur liegt es nun einmal, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als Unordnung ertragen.“ *) In patricischen Kreisen aufgewachsen, hatte er früh eine gewisse Achtung und Vorliebe für Amts-, Vermögens- und Geburts-Aristokratie eingesogen. Als Sohn einer freien Reichsstadt, die sich dem Gesammtvaterlande gegenüber ziemlich exclusiv verhielt, fand er in seiner ersten Jugend wenig Nahrung für einen umfassendern Patriotismus. Seine isolirte Erziehungsweise, die Erfahrungen, die er bei seinem kurzen Besuche der öffentlichen Schule machte, bestärkten in ihm eine Apprehension gegen die unteren Volksklassen. Könige und Fürsten dagegen stellten sich dem phantasiereichen Knaben und Jünglinge, wie dieß bei gebo-

*) Goethe's Werke, Bd. 25, S. 258.

renen Dichtern ganz besonders der Fall ist, in einem idealischen Glanze dar; und diese Ansicht verließ ihn selbst nicht, als er schon der vertrauteste Freund eines Fürsten geworden war und das Hofwesen in der Nähe angeschaut hatte. „Was der treue cameralische Oculist," schrieb er am 17. October 1779 an Lavater, „mit dem Bruder Herzog will, verstehe ich außer dem Zusammenhange nicht. Wenn's so ist, wie ich vermuthe, mag er's immer noch ein paar Jahrhunderte aufschieben, und es soll auch dann, will's Gott, nicht passen. Es ist nur, seit man den Katzen weiß gemacht, die Löwen gehörten in ihr Geschlecht, daß sich jeder ehrliche Hauskater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tatze reichen und sich brüderlich mit ihnen herumspielen, die doch ein= für allemal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet sind." Nachdem ihn sein fürstlicher Freund zu höheren Staatsämtern herangezogen hatte, war er Zeuge und Theilnehmer so manches redlichen Bemühens gewesen, Glück, Wohlstand und Bildung unter allen Classen und Ständen zu verbreiten; und wie in dem Weimarischen Ländchen, so sah er auch in anderen deutschen Staaten ein ernstes Fortstreben zum Bessern. Wie hätte er nun ein Herz für die französische Revolution fassen können, welche auf die gewaltsamste Weise alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung aufhob, die wilden Leidenschaften der Menschen, die rohe Gier der Massen entfesselte, durch Erschütterung und Umsturz der Throne die sicherste Bürgschaft der Ruhe zu zerstören und stille Geistesbildung, gesetzmäßigen Fortschritt auf lange Zeiten zurückzudrängen schien?

Erwägt man nun ferner noch, wie er aus Italien mit

überreichem Stoff für ein jahrelanges Forschen, Betrachten und Bilden heimgekehrt war, der ihn sehnlichst Frieden und Ruhe mußte wünschen lassen, wie er dort sich in das Kunststudium vertieft hatte, welches den Menschen stille macht und in sich zurückführt, wie er in der letzten Zeit sich der Betrachtung der Natur mit immer größerer Innigkeit hingegeben und dadurch den Sinn für Gesetzlichkeit und organische Entwickelung geschärft, wie er seit der Rückkunft aus Italien die Reize des häuslichen Glückes kennen gelernt hatte: so begreift man wohl, daß die französische Staatsumwälzung für ihn eine grauenerregende Erscheinung seyn mußte. Am liebsten hätte er sie gänzlich abgelehnt und sich gegen alle Politik in seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Werkstätte hermetisch abgeschlossen; aber der Vulkan dehnte seinen Erschütterungskreis zu weit aus, die Lavaströme wälzten sich schon verderbendrohend heran, Weimar's politische Verhältnisse wurden schon davon afficirt, persönlichen Einfluß empfand der Herzog als Chef eines preußischen Regiments, und mit ihm Goethe und viele seiner Freunde; flüchtige Vorläufer der ausgetriebenen westlichen Nachbarn erschienen schon in diesem Winter in Weimar; selbst die Gesinnungen, welche den Ausbruch in Frankreich hervorgerufen hatten, verbreiteten sich schon in Deutschland wie eine unaufhaltsame Epidemie, in die innersten Familienkreise schlich sich Parteisinn und Zwiespalt ein, alle Gespräche in Gesellschaftscirkeln drehten sich um die Zeitinteressen, für Kunst und Wissenschaft blieb kaum ein Plätzchen in der Theilnahme des Publicums übrig.

War es nun unmöglich, sich den heftigen Zeitströmungen, welche in die zurückgezogensten Buchten drangen, zu entziehen,

so blieb ihm Nichts übrig, als ihnen die Thatkraft seines Geistes entgegenzusetzen. Er mußte den Versuch machen, ob er nicht die gewaltsam auf ihn eindringenden, sein Gemüth bedrückenden Erscheinungen durch inneres Reagiren, durch geistiges Verarbeiten unschädlich oder vielleicht selbst fruchtbar machen könnte. Hier befand er sich aber in einem schlimmen Falle. Der freie, große Blick des Historikers war ihm versagt. Schon als Dichter war er geneigt, selbst die größten weltgeschichtlichen Ereignisse auf kleine Ursachen, die umfassensten Völkerschicksale auf individuelle Triebfedern zurückzuführen. Als praktischer Staatsmann vollends, als Vertrauter von hochgestellten Männern, die in den innersten Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu blicken Gelegenheit hatten, oder ihn zu leiten berufen waren, als feiner Beobachter des Weltlaufs hatte er sich immer mehr überzeugt, an wie zarten Fädchen die größten Revolutionen hangen können. Dieß erschwerte ihm eine höhere, freiere Betrachtung der Geschichte; und wenn der ächte Historiker die französische Revolution bald mit Forster für einen „Act des Weltschicksals" erklären mußte, so sah Goethe darin Zufall, Willkür, individuelle Leidenschaft vorherrschen. Gestattete schon diese Anschauungsweise nicht, daß er als Geschichtschreiber eine würdige, ihn selbst hebende und kräftigende Stellung den Zeitbegebenheiten gegenüber eingenommen hätte, so machte eine fast ängstliche Discretion es ihm auch unmöglich, eine pragmatische Geschichte der Zeit in seinem Sinne zu schreiben. „Ich würde," so heißt es in einem Briefe an Jacobi vom 7. Juli 1793, „auch in historicis Etwas thun, wenn dieß nicht das undankbarste und gefährlichste Fach wäre;" und

an einer andern Stelle: „Wenn Mama (Frau Jacobi) auch nach meiner treuen Relation das Geschehene (die Belagerung von Mainz) nicht begreifen kann, so gereicht es ihr zur Ehre; denn es beweist, daß sie ihre Vernunft nicht unter den historischen Glauben gefangen geben will. Ich hatte die ersten Tage meines Hierseyns Manches aufzuzeichnen angefangen, ich hörte aber bald auf; meine natürliche Faulheit fand gar manche Entschuldigung. Es gehört dazu mehr Commerage und Kannegießerei, als ich aufbringen kann; und was ist's zuletzt? Alles, was man weiß, und gerade das, worauf Alles ankommt, darf man nicht sagen; und da bleibt's immer eine Art Advocatenarbeit, die sehr gut bezahlt werden müßte, wenn man sie mit einigem Humor unternehmen sollte."

So fand er sich denn, während er in Natur- und Kunststudien nur für Augenblicke einen Becher der Lethe schöpfte, an sein poetisches Talent als den einzigen Talisman gewiesen, um, wie Schiller singt, dem dumpfen Leben zu entfliehen und die Angst des Irdischen von sich zu werfen; er mußte die rohe und rauhe Welt künstlerisch reproduciren, um sie ertragen zu können, mußte „in die Freiheit der Gedanken flüchten, um die Furchterscheinung zu bannen." Allein hier erheben sich erst recht die Vorwürfe gegen unsern Dichter. Warum, fragt man, hielt er nicht der ernsten Zeit ernste Dichtungen entgegen? Warum ließ er nicht, wie Schiller in seinem Wallenstein,*)

*) S. den Prolog zum Wallenstein:

Und jetzt, an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird. U. s. w.

die Poesie mit der Wirklichkeit wetteifern? Warum spiegelte er die große Epoche auf eine so unwürdige Weise wie im Bürgergeneral, in der Nachbildung des Reineke Fuchs ab? Warum stellte er nicht dem schrecklichen Weltdrama eine Reihe ergreifender Tragödien gegenüber? Die Antwort ist schon in Früherm angedeutet. Er sah in jenen ungeheueren Ereignissen nicht, wie Schiller, „den Kampf gewaltiger Naturen um ein bedeutend Ziel, um der Menschheit große Gegenstände,“ er sah darin ein verworrenes Getriebe von Willkür und schlechten Leidenschaften, einen Streit um Macht und Einfluß, er gesteht, keine Ahnung gehabt zu haben, was aus dem Umsturz alles Bestehenden Besseres, ja was nur Anderes daraus hervorgehen sollte. Und hätte er auch eine würdigere Ansicht von den Auftritten auf der Lebensbühne gehabt, so war er damals nicht mehr, wie in der Epoche des Götz von Berlichingen, der Mann, um ein, die schneidenden Gegensätze der Welt abspiegelndes Trauerspiel zu dichten. Das Weiche, Zarte seines Wesens, seine „conciliante“ Natur hatte sich schon zu sehr entwickelt; er wäre an der ersten wahrhaften Tragödie zu Grunde gegangen. Wie darf man sich da wundern, wie kann man es ihm vorwerfen, wenn er sich auf die komisch-politische Dichtung warf, wenn er, um sich die Welt erträglich zu machen, die heitere Seite an ihr aufsuchte und darstellte? Beklagen mag man es immerhin, daß der große Zeitpunkt den großen Dichter in einer so ungünstigen Gemüthslage fand; aber es zeugt nicht von Unbefangenheit des Urtheils, wenn man ihm diese Seelenverfassung so heftig verweist, wie der verdienstvollste unserer Literarhistoriker gethan.

Von dieser allgemeinern Betrachtung zur Uebersetzung des Reineke Fuchs zurückkehrend, werden wir zunächst durch das Versmaß derselben überrascht. Für die deutsche Sage scheint die antike Form des Hexameters ganz unangemessen. Allein durch diese metrische Einkleidung setzte er den Ton der Dichtung um eine Stufe höher und näherte sie dem Geschmack der gebildeten Welt an, wodurch er späteren, metrisch treuen Uebertragungen die Bahn ebnete. Darin lag ihm ohne Zweifel, wenn auch unbewußt, das Hauptmotiv zur Wahl des Hexameters; nebenbei suchte er sich durch die Uebertragung in der Handhabung dieses Versmaßes zu üben, für welches er in den letzten Jahren eine große Vorliebe gefaßt hatte. Seine eigenen bisherigen Versuche darin (Physiognomische Reisen 1778, der älteste Epigrammen-Cyklus 1782 f., die Distichen aus den Jahren 1784 und 1785, die Römischen Elegieen und Venetianischen Epigramme und vereinzelte Distichen aus den Jahren 1790 und 1791) genügten ihm eben so wenig, als Klopstock's, Herder's und Wieland's Hexameter; das meiste Vertrauen hatte er zu Voß, der aus Pietät für Klopstock zwar noch mit seinen strengeren Forderungen an die Technik dieses Verses zurückhielt, aber doch schon hier und da merken ließ, daß eine strictere Observanz im Bau desselben möglich und unerläßlich sey. In jüngeren Jahren, meint Goethe, oder unter anderen Verhältnissen wäre er wohl einmal nach Eutin gereist, um hinter das Geheimniß zu kommen; allein schwerlich hätte es ihn sehr gefördert; denn er konnte, wie er auch selbst einsah, nur praktisch sich weiter bilden, und so ergriff er denn die Gelegenheit, „ein paar Tausend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem

köstlichsten Gehalt selbst einer mangelhaften Technik gute Aufnahme verleihen durften." Man hat sich über den geringen Erfolg seiner Bemühungen gewundert und selbst noch in Hermann und Dorothea die meisten Verse schülerhaft und fehlervoll genannt. Gewiß, nur wenige seiner Verse entsprechen vollkommen der vom antiken Hexameter abgezogenen Theorie, aber dafür sind sie auch durchgehends wohlklingender, leichter, fließender, als die Vossischen Hexameter, und genügen mehr den Forderungen des deutschen Ohrs. Voß und Goethe haben, Jeder das Seinige, gewirkt, die Ausbildung dieser Versart zu fördern. Verschaffte Jener einer strengern Technik überhaupt Achtung, so hielt dieser das Gefühl für die besonderen Gesetze lebendig, die unsere Muttersprache diesem Metrum auferlegt. Erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, jenen besonderen Forderungen in der Theorie Geltung zu verschaffen und uns Hexameter zu liefern, welche regelrechten Bau mit leichtem, gefälligem Fluß, Würde mit Anmuth verbinden.*)

Gervinus macht es Goethe'n zum Vorwurf, daß er hier und da Stellen eingeschoben, die dem Geiste des alten Werkes ganz widersprächen; so werde z. B. in diesem nur von den Pfaffen, und nur von einem gewissen Theile der Pfaffen ein

*) Um das Höchste kennen zu lernen, was bisher im Bau des deutschen Hexameters geleistet worden, muß man H. Mouje's Uebersetzung der Ilias lesen (Frankfurt, 1846). Seine Theorie hat er in meinem Archiv für den deutschen Unterricht (Jahrg. 1843, Heft II, S. 147 ff.) niedergelegt.

so nachtheiliges Bild entworfen, wie Goethe in folgender Stelle von der Allgemeinheit:

Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift, es könne Jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch Jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen. U. s. w.

Dagegen vindicirt Rosenkranz, wie billig, unserm Dichter dasselbe Recht, welches sich die älteren Bearbeiter dieser Thiersage genommen, die gleichfalls den jedesmaligen Standpunkt ihrer Zeit hineindichteten, und er hält ein solches Verfahren eher für lobens-, als tadelnswerth. „Wird nicht eben dadurch, „sagt er, „die Genealogie dieser Sage in ihren Gedichten zugleich ein Stammbaum der politischen Bildungsgeschichte der Nation?"

Nach einem Briefe Goethe's an Jacobi vom 2. Mai 1793 müßte die Uebersetzung des Reineke gegen Anfang dieses Monats im Rauhen beendigt gewesen seyn. „Du kannst denken, wie ich fleißig war," meldet Goethe, „Reineke ist fertig, in zwölf Gesänge abgetheilt und wird etwa 4500 Hexameter betragen. Ich schicke Dir bald wieder ein Stück." Indeß deutet schon das stückweise Zusenden*) darauf hin, daß der Arbeit noch die letzte Hand fehlte; auch sagt Goethe ausdrücklich in den Annalen, daß ihm seine dieser „unheiligen Weltbibel" gewidmete Thätigkeit zu Hause und **auswärts** zu Trost und Freude gereicht, und daß er sie mit zur **Blocade von Mainz** genommen habe.

*) Vergl. den Brief an Jacobi vom 7. Juni 1793.

Zu der abermaligen Theilnahme an einem Kriegsübel, dießmal einem „stationären," ward er durch den Wunsch des Herzogs bewogen. Höchst ungern entfernte er sich aus seinem friedlich häuslichen Kreise, der ihm durch den Contrast mit der wild aufgeregten Welt doppelt lieb geworden war. Wenige Tage vor seiner Abreise brachte er noch ein Bild seines anmuthigen Hausgartens zu Papier, einen sehr genauen Federumriß, dem das zweite der von Schwerdgeburth ausgegebenen radirten Blätter *) nachgebildet ist, — mit welchen Empfindungen er es gethan, das sagen die später dazu gedichteten Reimzeilen:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Thür' zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Gegen den 10. Mai brach Goethe nach Frankfurt auf und verweilte hier ein paar Wochen, in welcher Zeit ihm Sömmering's Gegenwart, wie er an Jacobi meldete, sehr erfreulich und heilsam war und in einsamen Stunden Viel gearbeitet wurde. Am 26. begab er sich zur Armee und langte den 27. bei seinem Fürsten im Lager bei Marienborn an. Die nächsten Tage verwandte er dazu, um den Blocade-Halbkreis, der sich um Mainz herumzog, und die Lage der Stadt, der

*) S. Goethe's W. Bd. 31, S. 175 ff.

Schanzen, der Ortschaften umher kennen zu lernen, wobei er bemüht war, einige genaue Umrisse auf's Papier zu bringen, „damit er sich die Bezüge und Distanzen der landschaftlichen Gegenstände desto besser imprimirte.“ Dazwischen widmete er manchmal ein Stündchen Unterhaltungen mit befreundeten Officieren oder einer Aufwartung bei hohen Gönnern, wie dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, dem General Grafen Kalkreuth, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Er fand sich, wie er an Jacobi schrieb, recht glücklich, in diesem Momente hier zu seyn, und „Geduld und Ruhe mitten in dem unternehmenden Getümmel zu lernen.“ Das Wetter war sehr günstig, selbst die Nächte hindurch höchst lieblich; er sah damals die Sonne öfter, als in seinem ganzen Leben aufgehen. In freieren Augenblicken beschäftigte er sich in Gedanken mit seinen Lieblingsbetrachtungen über die Farben und schrieb noch Manches nieder. So wußte er selbst hier noch dem Leben einige Blüthen abzugewinnen, obgleich weder Tag noch Nacht ruhig vorüberging. In der Nacht vom 30. auf den 31. Mai, als er, wie gewöhnlich, ganz angezogen in seinem Zelte schlief, ward er vom Platzen des Kleingewehrfeuers aufgeweckt. Die Franzosen hatten mit bedeutenden Streitkräften einen Ausfall auf das Hauptquartier Marienborn gemacht; die Verwirrung war unbeschreiblich, das Regiment des Herzogs von Weimar nahm den lebhaftesten Antheil am Kampfe; nach anderthalbstündigem Gefecht wurde der Feind in die Stadt zurückgetrieben. Am folgenden Morgen ritt Goethe auf den Kampfplatz und sah, beim matten Scheine der trüb aufgehenden Sonne, die Opfer der Nacht neben einander liegen. Die riesenhaften, wohl-

gekleideten Kürassiere der Belagerer machten einen wunderlichen Contrast mit den zwerghaften, zerlumpten Ohnehosen, der Tod hatte sie ohne Unterschied hingemäht.

Die ganze erste Hälfte des Juni ging noch unter Vorbereitungen zur eigentlichen Belagerung und unter Ausfällen der Franzosen hin. In einem Schreiben an Jacobi vom 7. heißt es: „Dein lieber Brief trifft mich hier (im Lager bei Marienborn) und gibt mir einen guten Morgen, eben als ich mich von meinem Strohlager erhebe und die freundlichste Sonne in mein Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder und wünsche euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indeß zwischen zerrissenen Weinstöcken, auf zertretenen, zu früh abgemähten Aehren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tage zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den euch ein guter Geist erhalte und auch dieser Gegend wiedergebe.... Den zweiten Gesang Reineke's sende ich wohl, auch, wenn ich meine Faulheit überwinden kann, eine Elegie.*) Wenn Du jenes Gedicht im Ganzen sehen wirst, hoff' ich, soll es Dir Freude machen." Es beschäftigte ihn lebhaft mitten im Kriegsgetümmel, wie denn auch im Bericht über die Belagerung von Mainz unter dem 8. Juni ausdrücklich angemerkt ist, daß er seine Arbeit an Reineke Fuchs fleißig fortgesetzt habe.

Nach einem in der Nacht des 16. Juni unternommenen

---

*) Vielleicht eine der Römischen?

verunglückten Versuche, die Tranchéen zu eröffnen, kam man damit am 18. zu Stande, und war endlich am 27. so weit vorgerückt, daß das Bombardement der Stadt beginnen konnte. Den 28. Nachts brannten bei fortgesetztem Bombardement Thurm und Dach des Domes und viele benachbarte Häuser, so wie nach Mitternacht die Jesuitenkirche ab. Goethe sah dem schrecklichen Schauspiel von der Schanze vor Marienborn zu; es war die sternenhellste Nacht, die Bomben schienen mit den Himmelslichtern zu wetteifern. Neu war ihm das Steigen und Fallen der Feuerkugeln, die, in flachem Cirkelbogen hinansteigend, in gewisser Höhe parabolisch zusammenknickten, wo dann die aufsteigende Lohe bald verkündigte, daß sie ihr Ziel zu erreichen gewußt. Der Engländer Gore, der seit dem Jahre 1791 in Weimar wohnte,*) und Rath Kraus behandelten den Vorfall künstlerisch und machten so viele Brandstudien, daß ihnen später gelang, ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches unserm Dichter noch in späten Jahren dieß furchtbare Schauspiel lebhaft vergegenwärtigte.

Die nächsten Tage waren nicht minder reich an mancherlei imposanten und schrecklichen Kriegsscenen, bei denen Goethe, wenn Etwas zu sehen und zu lernen war, dieselbe Unerschrockenheit und Verachtung der Gefahr, wie bei Valmy, zeigte. Nachdem die Schanze Weißenau wieder in deutschen Händen war, besuchte er mit einigen Freunden den zerstörten Ort und hielt, von den Kugeln einer benachbarten feindlichen Schanze bedroht, in dem Gebeinhause eine Nachlese von krankhaften

*) S. Goethe's W. Bd. 30, S. 232—239.

Knochen, wovon das Beste schon in die Hände der Wundärzte gelangt war. Noch mehr setzte er sich aus, um aus dem Balconfenster eines freistehenden Giebels eine der herrlichsten Aussichten über die ganze Gegend zu gewinnen. Er gesteht, daß er, von der wilden, wüsten Gefahr, wie vom Blick einer Klapperschlange, angezogen, durch die Trancheen geritten sey und die Haubitzgranaten dröhnend über dem Kopfe habe zerspringen lassen.

Wir eilen über die grauenvollen Tage vom 1. bis zum 22. Juli in denen eine der deutschen Hauptstädte von Deutschen fast unausgesetzt bombardirt wurde, nach Goethe's Beispiel „wie über einen glühenden Boden" hinweg, und heben nur Einiges hervor, was auf seinen Charakter ein helleres Licht wirft. Mitten aus dem Kriegstumult schrieb er am 7. Juli an Jacobi: „Ich arbeite fleißig in aestheticis, moralibus und physicis" und in demselben Briefe: „Bei uns geht es von der einen Seite lustig, von der andern traurig zu; wir stellen eine wahre Haupts- und Staatsaction vor, worin ich den Jaques (s. Shakespeare: Wie es euch gefällt oder die Freundinnen) nach meiner Art und Weise repräsentire. Im Vordergrunde hübsche Weiber und Weinkrüge, und hinten Flammen, gerade wie Loth mit seinen Töchtern vorgestellt wird." *) In einem Anhange des Briefes heißt es: „Wie gern käme ich wieder zu euch! Neulich waren wir bis Bingen gefahren und stiegen an einem schönen Abende bei dem Mäusethurme an's Land. Ich sah dem

*) Er scheint besonders gern dem Jacobi'schen Kreise gegenüber sich muthwillig den Schein der Frivolität gegeben zu haben.

Flusse nach, der zwischen die dunkeln Berge sich hineindrängt. und wünschte mit ihm zu euch zu gehen. Eigentlich sollte ich Schlossern besuchen; ich fürchte mich aber davor. Seine eine Tochter ist tödtlich krank, und es wäre mir entsetzlich, meine Schwester zum zweiten Male sterben zu sehen. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kinde gezeigt, die höchst rührend sind." In den nächsten Tagen las er, „mit Mühe und Anstrengung die zwar ästimable, aber doch nach einer hypothetischen, captiosen Methode geschriebene Abhandlung Marat's" über das Licht, zog die Hauptpunkte aus, stellte sie am 15. Juli tabellarisch mit den Newton'schen zusammen, denen er dann die „Resultate seiner Erfahrungen" als Anhang entgegensetzte,*) und legte das Ganze einem Briefe an Jacobi vom 19. bei, worin er zugleich meldet, er gedenke nun doch Schlosser'n zu besuchen, da „die arme Julie unterdessen abgetreten sey."

Am 22. Juli kam in dem Hauptquartier Marienborn eine Uebereinkunft mit dem französischen Commandanten zu Stande, der zufolge die Stadt am nächsten Tage übergeben werden sollte. Goethe war einer der Ersten, welche bis zum Schlagbaum des äußersten Thores von Mainz, trotz mancher Wolfsgruben, vorritten und den bedrängten Bürgern die frohe Nachricht zuriefen. Der Ausmarsch der Franzosen verzögerte sich indessen bis zum 24. Nachmittags. In dem Quartier seines Fürsten sah Goethe den feierlich-seltsamen Zug herankommen. Angeführt durch preußische Reiterei erschien zunächst eine Colonne Marseiller. Klein, schwarz, buntscheckig, lumpig

---

*) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, S. 167 f.

gekleidet, trappelten sie heran, als habe der König Edwin seinen Berg aufgethan und das muntere Zwergenheer ausgesandt; hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernst und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeschlagen und beschämt, weiterhin die Jäger zu Pferde, hagere Männer, welche die ahnungsvollen Töne der Marseillaise in langsamerem Tempo erschallen ließen; sodann ein einzelner Trupp, die französischen Commissarien, unter ihnen Merlin von Thionville, und neben ihm ein Clubbist. Beim Anblick des Letztern gerieth das zuschauende Volk um so mehr in Wuth, als es Mittags einigen Clubbisten gelungen war zu entfliehen, und bewegte sich zum Anfall; die drohenden Worte Merlin's hielten es noch von Thätlichkeiten zurück. Am nächsten Tage aber ließen es die armen ausgewanderten Mainzer, die, von entfernten Orten herbeigeströmt, die Chaussee umlagerten, nicht mehr bei Fluch- und Racheworten; Goethe sah, wie sie einen Erz-Clubbisten aus seinem Reisewagen von der Seite einer schönen jungen Dame herausrissen, auf den nächsten Acker schleppten, und mit Stößen und Schlägen fürchterlich mißhandelten, bis eine Wache sich seiner annahm und ihn in ein Bauernhaus brachte. Eine ähnliche Scene drohte sich am 25. Juli, als Goethe den fortgesetzten Ausmarsch der Franzosen beobachtete, unter den Fenstern seines Quartiers zu ereignen. In dem Zuge erschien ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, und an seiner Seite ritt in Mannskleidern ein sehr schönes Frauenzimmer. Bei ihrem Anblick entstand ein drohendes Gemurmel im Volk und plötzlich erscholl der Ruf: „Haltet ihn an! schlagt ihn todt! das ist der Spitzbube von Architekten, der erst die Dom-Dechanei

geplündert uud nachher selbst angezündet hat!" Ohne Weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor des Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfte, sprang Goethe hinunter und rief unter die Menge, die schon den Weg versperrte, mit gebietender Stimme: Halt! Dann fuhr er stark und heftig sprechend fort: hier sey das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz davor sey heilig, zu Unfug und Rachethat sey anderswo noch Raum. Der König habe freien Auszug gestattet, und keinerlei Anstalt zeige, daß er Jemand davon ausgenommen. Sie, wer sie auch seyen, hätten hier, mitten in der deutschen Armee, nur die Rolle ruhiger Zuschauer zu spielen; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen kein Recht zu Gewaltthat, die er an dieser Stelle ein- für allemal nicht leide. — Gall's Behauptung, daß Goethe eigentlich zum Volksredner geboren gewesen, schien sich in diesem Falle zu bestätigen; die Menge stutzte und ließ die Bedrohten weiter ziehen, die zuvor sich noch mit einigen flüchtigen Worten des wärmsten Dankes an ihren Retter wandten.

Nachdem Goethe die nächstfolgenden Tage der Besichtigung der furchtbar verwüsteten Stadt gewidmet, beurlaubte er sich bei seinem Fürsten und schlug den Weg über Mannheim nach Heidelberg ein, wo er bei der alten Freundin Delf und seinem Schwager Schlosser einkehrte. Unter mancherlei Gesprächen kam auch die Farbenlehre zur Verhandlung. Schlosser ging ernst und freundlich auf Goethe's Vortrag ein, konnte sich jedoch von der hergebrachten Vorstellungsart nicht losmachen und verlangte vor Allem zu wissen, wie sich seine Lehre zu der Euler'schen Theorie verhalte. Da mußte ihm nun Goethe

bekennen, daß von einem Verhältniß beider kaum die Rede seyn könne, indem er auf seinem Wege nur darauf ausgehe, unzählige Erfahrungen in's Enge zu bringen, sie zu ordnen, ihre Verwandtschaft und Stellung zu und neben einander aufzufinden und faßlich zu machen. Um diese Behandlungsweise der Optik noch mehr zu verdeutlichen, zeigte er Schlosser'n einen während der Belagerung geschriebenen Aufsatz, worin der Vorschlag zu einem Vereine ausgeführt war, einer Gesellschaft von verschiedenartigen Männern, Philosophen, Physikern, Mathematikern, Malern, Färbern u. s. w., die, jeder von seiner Seite, dazu mitwirken sollten, die mannichfaltigen Bedingungen, unter denen die Farbe erscheint, kennen zu lernen. Schlosser hörte die allgemeine Inhaltsangabe des Aufsatzes geduldig an. Als aber Goethe sich anschickte, ihn im Einzelnen vorzulesen, lachte ihn der alte Prakticus herzlich aus und versicherte, in der Welt überhaupt, besonders aber im lieben Deutschland sey an eine reine, gemeinsame Behandlung einer wissenschaftlichen Aufgabe nicht zu denken. Sehr unangenehm überrascht und verstimmt, verfiel Goethe wieder in sein mephistophelisches Wesen und erregte durch leichtsinnige, paradoxe Behauptungen und ironisches Begegnen ein solches Mißbehagen, daß Schlosser zuletzt heftig ward und die erstaunte Wirthin sich begütigend in's Mittel schlagen mußte. Es scheint indeß nicht so schlimm mit diesem Zerwürfniß gewesen zu seyn, als man nach Goethe's Berichte*) glauben sollte; denn in einem Briefe an Jacobi vom 11. August heißt es: „Mit Schlosser'n brachte ich in

*) Goethe's Werke Bd. 25, S. 267 f.

Heidelberg einige glückliche Tage zu; es freut mich sehr, und ist ein großer Gewinnst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben."

In Frankfurt verweilte er, durch die geliebte Mutter festgehalten, noch bis gegen den 20. August, so sehr ihn auch, wie er an Jacobi (am 19.) schrieb, „das herumschweifende Leben und die politische Stimmung aller Menschen nach Hause trieb, wo er einen Kreis um sich ziehen könne, in welchen außer Lieb' und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts hereinbringe." Seinen Geburtstag feierte er, einem Billet von diesem Datum an Friedrich Stein zufolge, wieder in Weimar.

Ueber die nun folgenden neun Monate, vom September 1793 bis zum Anfange Juni's 1794, wo sich durch das nähere Bekanntwerden mit Schiller eine neue Epoche in seinem Leben bildete, haben sich nur spärliche und lückenhafte Nachrichten erhalten. Es war im Ganzen keine recht erfreuliche und fruchtbare Periode, wenn gleich einiges Aeltere fortgeführt oder abgeschlossen, und einiges Neue concipirt und angelegt wurde. Der wolkenschwere politische Horizont, die Nachrichten aus Frankreich ließen keine freie und heitere Geistesstimmung aufkommen. Dazu gesellte sich ein Trauerfall in der herzoglichen Familie, die Krankheit und der Tod des Prinzen Constantin, der gegen Anfang des Octobers starb; und bald darauf machte auch wieder der Winter an dem empfindlichen Gemüth des Dichters seine Kraft geltend. „Die trübe Jahreszeit," klagte er in einem Briefe an Jacobi vom 5. December, „hat mir trübe Schicksale gebracht. Wir wollen die Wiederkehr der Sonne erwarten."

Halten wir eine Ueberschau über die Arbeiten, welche in

diese Zeit fallen, so haben wir zunächst seiner chromatischen Bestrebungen zu gedenken, die ihn gleich nach der Heimkehr lebhaft beschäftigten. „Ich finde mich,“ schrieb er am 9. September 1793 an Jacobi, „nun auch wieder nach und nach in meiner Wohnung, die allmählig eine anmuthige Gestalt gewinnt. Die chemische Farbenlehre bearbeite ich jetzt; es ist so viel vorgearbeitet, daß das Zusammenstellen viel Freude macht und sehr interessante Resultate darbietet.“ Und in einem Briefe an Jacobi vom 18. November heißt es: „In Physicis habe ich Mancherlei gethan; besonders freut und fördert mich Lichtenberg's Theilnehmung. Sende doch meine Abhandlung über die farbigen Schatten an die Fürstin Gallitzin.“ Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt auch die Abhandlung „Der Versuch als Vermittler von Object und Subject“ in das Jahr 1793, so wie auch diese Jahreszahl in Goethe's Werken der Ueberschrift des Aufsatzes beigefügt ist. Er geht hier hauptsächlich darauf aus zu zeigen, daß die unmittelbare Anwendung eines isolirten Versuchs zum Beweis irgend einer Hypothese gefährlich sey und leicht zum Irrthum führe. Er verlangt vor Allem Vermannichfaltigung eines jeden einzelnen Versuches, um aus einer Reihe verwandter Erfahrungen eine Erfahrung höherer Art, gleichsam eine Formel zu gewinnen, wodurch eine Menge einzelner Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Hat man nun von diesen Erfahrungen höherer Art, diesen Collectiv-Erfahrungen allmählig auch eine ganze Reihe gewonnen, so möge sich daran der Verstand und die Einbildungskraft nach Kräften üben, um sie gleichfalls in Verbindung zu bringen. Aber jene

erste Arbeit, das Aufsuchen und Verknüpfen der Elemente zu Erfahrungen höherer Art, könne nicht sorgfältig, emsig, streng, ja pedantisch genug vorgenommen werden. Das Ganze ist eine Apologie seines Verfahrens beim Studium der Natur. Was er hier den Naturforschern empfiehlt, das hatte er in den beiden Stücken seiner optischen Beiträge ausgeübt, wo er eine Reihe von Versuchen aufstellte, die zunächst an einander grenzen und sich unmittelbar berühren, ja die gleichsam nur Einen Versuch, nur Eine Erfahrung unter den mannichfaltigsten Ansichten darstellen. Zugleich aber bahnte er sich mit diesem Aufsatze den Weg zu seiner späteren Polemik gegen Newton, dem er Schuld gab, aus allzu vereinzelten Versuchen durch überkühne Hypothesen ein unhaltbares System zusammengesponnen zu haben. Der Aufsatz ist mit großer Sorgfalt stylisirt, und schon darin zeigt sich, welches Gewicht der Verfasser selbst auf den Inhalt legte.

Diesen wissenschaftlichen Bemühungen gingen poetische Arbeiten zur Seite. Mit Reineke Fuchs, der ihm noch immer nicht genügen wollte, scheint er sich vielfach beschäftigt zu haben. „Gerne schickte ich Dir den zweiten Gesang," schrieb er am 9. September an Jacobi; „leider ist es der, welcher noch die meiste Arbeit bedarf, um präsentabel zu seyn." Erst am 18. November heißt es: „Reineke Fuchs naht sich der Druckerpresse; ich hoffe, er soll dich unterhalten." Allein auch jetzt noch fügt er hinzu: „Es macht mir noch viel Mühe, dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß. Wäre das Leben nicht so kurz, ich ließe ihn noch eine Weile liegen; so mag er aber gehen, daß ich ihn los werde." Sehr wahr=

scheinlich gehören auch die ersten Anfänge der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten in diese Zeit; ja, nach der Stelle zu urtheilen, wo Goethe dieser Production gegen den Schluß seiner Darstellung der Campagne in Frankreich gedenkt, müßte er sie noch vor dem Reineke Fuchs begonnen haben. Da er aber erst nach der nähern Bekanntschaft mit Schiller das Werk mit Eifer angriff, so heben wir uns die nähere Betrachtung desselben für das folgende Capitel auf. Dagegen scheint es angemessen, das unvollendet gebliebene politische Drama „Die Aufgeregten," welches ebenfalls mit dem Reineke ungefähr gleichzeitig entstanden ist,*) an dieser Stelle kurz zu besprechen.

Die Ungunst, worin dieses Drama bei Goethe's Lesern steht, erklärt sich zum Theil schon daraus, daß man es mit so ideal gehaltenen Stücken wie Tasso und Iphigenie vergleicht; großentheils möchte sie aber in dem Mangel an Aufmerksamkeit und Theilnahme begründet sein, womit man jeden dramatischen Torso anzusehen pflegt. Wer das Stück einer sorgfältigen, tiefer eingehenden Betrachtung würdigt, gelangt bald zur Ueberzeugung, daß es unter Goethe's politischen Dramen eine der ersten Stellen würde eingenommen haben, wenn es

---

*) Goethe erwähnt seiner in der Erzählung der Campagne in Frankreich unmittelbar nach dem Bürgergeneral, mit den Unterhaltungen der Ausgewanderten zusammen. In den Annalen sagt er unter dem Jahre 1793 von diesen drei Productionen, daß sie „dem ersten Ursprung, ja sogar der Ausführung nach meist in dieses und das folgende Jahr gehören."

zur Vollendung gediehen wäre. Kraft und Leben würden sich vorzugsweise im dritten und fünften Act concentrirt haben, von denen der erstere nur eben angefangen worden, der andere ganz unausgeführt geblieben ist. Macht man nun von den fertig gewordenen Partieen, die sämmtlich geistreich und lebendig behandelt sind, einen Schluß auf die bloß skizzirten, so muß man allerdings bedauern, „daß der Verfasser die Schwierigkeiten dieser Scenen nicht zu rechter Zeit zu überwinden bemüht war." Die Aufgabe, welche sich Goethe in dem Drama gestellt hatte, war, die großen und furchtbaren Vorgänge, die sich damals auf der Weltbühne ereigneten, in einem verkleinerten Abbilde künstlerisch wiederzuspiegeln und dadurch die Gemüther zu einer freiern und besonnenern Ansicht jener Weltereignisse zu stimmen. Wir haben es also allerdings mit einem Tendenzstücke zu thun, aber die Tendenz ist eines Dichters würdig. Die Haupttriebfedern, die Hauptleidenschaften, die auf der Weltbühne mit und gegen einander wirkten, sollten auch hier, aber auf einem engern Schauplatze, in kleineren Verhältnissen, wirksam erscheinen. Das Furchtbar-Drohende, das Tragisch-Erschütternde, welches jene Ereignisse begleitete, sollte hier vermieden werden; es sollte vielmehr Raum bleiben für heitern Humor und Ironie, damit durch sie das Gemüth eine höhere Freiheit gewänne. So finden wir Goethe hier als Dichter in gleichem Sinne handeln, wie er es in geselligen Kreisen that. Wo er die politischen Verhältnisse nicht ablehnen konnte, suchte er wenigstens durch Hervorkehrung der heiteren Seiten ihnen eine erträgliche Gestalt zu geben, und vor Allem gemäßigten und billigen Ansichten Raum zu verschaffen.

Schon aus diesem Einen Documente kann Jeder, der nicht blind seyn will, die Ueberzeugung gewinnen, daß Goethe, wie es dem wahren Dichter geziemt, „auf einer höhern Warte stand, als auf den Zinnen der Partei.“ Und eben weil er parteilos und vorurtheilsfrei den Weltereignissen gegenüber stand, war er nach beiden Seiten hin so streng und wieder so billig. Auf der Seite der Aristokratie stellte er zuerst in dem Baron ein Exemplar jener leichtsinnigen, gewissenlosen und frevelhaften Junker dar, die, ohne Ahnung von einer Berechtigung des Volkes, mit Hohn und Verachtung auf seine Freiheitsbestrebungen hinabsehen und sie aus eigennützigen Absichten oder aus Muthwillen wohl gar schüren. Sodann begegnet uns in der jungen Gräfin Friederike eine ächte Vollblut-Aristokratin, „heftig, aber bald zu besänftigen, unbillig aber gerecht, stolz aber menschlich,“ wie der Dichter sie selbst durch Luisen's Mund charakterisirt. Friederike repräsentirt den streng an seinen Rechten haltenden Adel, der sich keine Concession abtrotzen läßt, wenn er gleich gerechte Ansprüche nicht versagt. Mit Gesinnungen, wie die ihrigen, lassen sich aber die Uebel der Zeit nicht heilen; daher führt der Dichter die Gräfin ein, „eine Schülerin der großen Männer, die uns durch ihre Schriften in Freiheit gesetzt haben,“ und seitdem sie in Paris lebte, „Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von Allem, was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß.“ Sie ist entschlossen, ihren eigenen verstockten Standesgenossen Widerpart zu halten, und dem Volke nicht bloß, was das Recht, sondern auch was die Billigkeit erheischt, zu gewähren. Auf der andern Seite

steht der Magister als Repräsentant der hohlen Freiheitspräconen, die nur in Worten kühn, aber zur That zu schwach und feige sind, weßhalb er auch in die Handlung wenig eingreift. Mit köstlichem Humor ist dann weiter der beherztere, volksaufwieglerische Chirurgus Breme von Bremenfeld gezeichnet. Der Dichter charakterisirt ihn durch Luisen's Mund als „einen guten Mann, den aber seine Einbildung oft höchst albern mache, besonders seit der letzten Zeit, da Jeder ein Recht zu haben glaube, nicht nur über die großen Welthändel zu reden, sondern auch darin mitzuwirken." Es liegt ein scharfer Spott gegen die gewöhnlichen Prediger der Gleichheit und Freiheit darin, daß eben der Vorkämpfer der rebellischen Bauern gegen die Erb-Aristokratie sich so viel auf seinen Großvater Hermann Breme von Bremenfeld zu gut thut, daß er, der, ein anderer Tell, den Tyrannen ewigen Haß schwört, mit solchem Behagen seine Schmeicheleien gegen den großen Fritz erzählt, und, während er nur das Volkswohl im Munde führt, im Voraus schon seinen eigenen Vortheil so gut zu sichern sucht. Dieselbe Stellung, wie die Gräfin unter ihren Standesgenossen, nimmt der Hofrath unter den seinigen ein. Er ist Bürger und gedenkt es zu bleiben; aber er weiß auch das Gewicht des höhern Standes im Staate zu schätzen, und ist unversöhnlich gegen die kleinlichen, neidischen Neckereien von Seiten der Bürgerlichen, gegen den blinden Haß, der nur aus eigener Selbstigkeit erzeugt wird, prätentiös Prätentionen bekämpft, und sich über Formalitäten formalisirt. „Wahrlich!" fügt er hinzu, „wenn alle Vorzüge gelten sollen, Gesundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verstand, Talente, Klima,

warum soll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Giltigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entsprungen bin?"

Zwischen beiden Gruppen steht Luise in der indifferenten Mitte als Musterbild eines häuslich gesinnten Mädchens, das, wie es dem Weibe geziemt, vor Allem seine nächsten Pflichten fest im Auge behält. Weil sie von dem Streite der Parteien unberührt bleibt, so bewahrt sie den freien, klaren Blick, der sie zum Organ der Ueberzeugungen des Dichters qualificirt. Kein Wunder, daß sich Naturen, wie die Gräfin und der Hofrath, zu ihr hingezogen fühlen, und die Eine sie zur Gesellschafterin ihrer Tochter, der Andere zur Gattin begehrt. Jacob und Caroline zeigen, wie das jugendliche Herz selbst mitten in dem Streite der Stände sein ewiges Recht behauptet. Der Amtmann, ein proceßsüchtiger Egoist, war als ein Haupttriebrad der Handlung nöthig. Die aufrührerischen Bauern endlich scheiden sich durch individuelle Züge scharf von einander und stehen zugleich als Repräsentanten eben so vieler Fractionen der unzufriedenen niederen Volksclassen da.

Die Handlung ist geschickt angelegt und lebhaft durchgeführt. Sie dreht sich um einen Rechtsstreit über Frohnden, der zuletzt nach Herbeischaffung eines durch den Amtmann unterschlagenen Documentes gütlich geschlichtet wird. Was die Franzosen durch Revolution beseitigten, sollen wir, so will der Dichter lehren, auf dem Wege der Transaction und friedlicher Reformen wegräumen. Die Darstellung ist edel und gefällig, und an vielen Stellen durch feine satyrische und humoristische Gedanken gewürzt. Sehr zu beklagen ist es, daß

die geistreich erfundene Scene des dritten Actes nicht ausgeführt worden, wo auf den tückischen Vorschlag des Barons die Theegesellschaft sich unter dem Präsidium des Hofraths zu einer Nationalversammlung constituirt; worin das Spiel zuletzt in Ernst übergeht und zu einem tumultuarischen Ausgang führt. Wie hätte der Dichter hier seine Ironie, seinen Witz und Humor spielen lassen können!

Nicht bloß als Schauspieldichter, auch als Theaterdirector ließ sich Goethe es angelegen seyn, die heitere Seite des Lebens hervorzukehren. Daß er in solchem Sinne das Lustspiel „Der Krieg" von Goldoni zu Anfange der Wintersaison auf die Bühne brachte, zeigt der dazu gedichtete Prolog, am 15. October 1793 von Christiane Neumann, nunmehrigen Frau Becker, gesprochen. Von tiefer Politik, heißt es darin, vom letzten Zweck der Schlachten u. dgl., werde man in dem Lustspiel wenig hören.

Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde selbst,
Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
Der Leichtsinn herrscht und mit bequemer Hand
Den kühnen Mann dem Ruhm entgegen führt;
Ihr werdet sehen, daß die Liebe sich
So gut in's Zelt, als in die Häuser schleicht,
Und, wie am Flötenton, sich an der rauhen,
Eintönigen Musik des Kriegsgetümmels freut.

Die zweite Hälfte des Prologs bezieht sich auf den Herzog von Weimar, der damals noch im Felde stand. Was der Prolog als sehnsüchtigen Wunsch ausspricht:

Die Stunde naht heran: Er kommt zurück,
Verehrt, bewundert und geliebt von Allen;
Er tritt auch hier herein. U. s. w.

das verwirklichte sich bald nachher und brachte für die Zukunft auch in Goethe's Lebensweise eine bedeutende Veränderung. Der Herzog trat nach geendigter Campagne aus preußischen Diensten. „Das Wehklagen des Regiments,“ erzählt Goethe selbst, „war groß durch alle Stufen; sie verloren Anführer, Fürsten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Thränen der besten... Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren; auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen.“

Der Bürgergeneral wurde gegen Ende des Jahres 1793 wiederholt. Dann ward zu Anfang des folgenden Jahres die Zauberflöte und bald darauf Richard Löwenherz gegeben, was, wie Goethe selbst dieser Nachricht hinzufügt, „zu jener Zeit, unter den gegebenen Umständen, etwas heißen wollte.“ Weiter kamen einige Iffland'sche Schauspiele an die Reihe; so wie denn überhaupt das Repertorium immer ansehnlicher wurde. Zugleich lernte sich das Schauspieler-Personal immer besser und reiner in solche Vorträge finden. Im Jahre 1793 waren die Schauspieler Graff und Haide mit einiger Vorbildung eingetreten, und die Eheleute Porth hatten eine liebenswürdige Tochter gebracht, die wie zu munteren Rollen geschaffen war. Vohs reichte ihr seine Hand und fesselte sie an das Weimarische Theater. Die Schauspielerin Beck, die jetzt, im Jahre 1794,

eintrat, füllte das in Iffland'schen und Kotzebue'schen Stücken wohlbedachte Fach gutmüthiger und bösartiger Mütter, Schwestern, Tanten und Schließerinnen ganz vollkommen aus; so daß in dieser mittlern Region wenig zu wünschen blieb. Doch auch für das Weimarische Theater ward ein neues Leben, ein höherer Schwung durch die wichtige Verbindung vorbereitet, welche Goethe in diesem Jahre mit Schiller eingehen sollte.

Zehntes Capitel.

Nähere Verbindung mit Schiller. Theilnahme an den Horen. Zwei Episteln. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Naturwissenschaftliche Bemühungen. Weltereignisse. Max Jacobi. Wilhelm Meister fortgeführt. Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie. Der befreite Prometheus. Der Aufsatz: Literarischer Sansculottismus. Besuch von Carlsbad. Redaction der Venetianischen Epigramme. Hymnus auf Apollo. Kleinere Gedichte. Stollenbruch in Ilmenau. Meyer's Abreise nach Italien. Ausflug nach Eisenach. Betrachtungen über Baukunst. Geburt eines zweiten Sohnes. Tod desselben. Friedrich von Stein. Nähere Betrachtung der Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Jetzt war endlich auch der wichtige Zeitpunkt gekommen, wo die beiden größten Dichter unserer Nation den unvergleichlichen werkthätigen Freundschaftsbund knüpfen sollten, der in Beider Leben eine der bedeutendsten Epochen macht. Goethe

hat uns selbst das glückliche Ereigniß erzählt, welches die Annäherung herbeiführte.*) Der Professor Batsch in Jena hatte eine naturforschende Gesellschaft gegründet, deren periodische Sitzungen Goethe zu besuchen pflegte. Einst traf er Schiller daselbst und fand sich beim Herausgehen zufällig mit ihm zusammen. Auf dem Wege knüpfte sich ein Gespräch an, wobei Schiller, der an dem Vorgetragenen lebhaften Antheil zu nehmen schien, die Bemerkung machte, eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, könne dem Laien, der sich gerne darauf einließe, keinesweges anmuthen. Goethe erwiederte, sie bleibe vielleicht den Eingeweihten selbst unheimlich, und es gebe doch wohl noch eine andere Weise, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Schiller verhehlte seine Zweifel nicht und wollte nicht einräumen, daß das, wie Goethe behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

*) Es muß zwischen den 15. Mai, wo Schiller von einer längern Reise in die Heimath zurückkehrte, und den 13. Juni, wo er an Goethe das Einladungsschreiben zu den Horen richtete, also in dieselbe Zeit fallen, wo dieser zuerst die persönliche Bekanntschaft von J. H. Voß machte. Ueber den Letztern schrieb Goethe den 9. Juni an Meyer: Voß war hier; ein recht wackerer, liebenswürdiger Mann, offen, und dem es strenger Ernst ist um das, was er thut; weßwegen es auch mit seinen Sachen in Deutschland nicht recht fort will. Es war mir lieb, ihn gesehen und gesprochen zu haben. Es läßt sich nun das, was im Allgemeinen mit uns nicht harmonirt, durch das Medium seiner Individualität begreifen.

Unterdeß waren sie vor Schiller's Haus gelangt. Vom Gespräch fortgezogen, trat Goethe mit hinein und trug nun seine Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, ja ließ sogar, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor Schiller's Augen entstehen. Dieser vernahm und schaute Alles mit reger Theilnahme, mit eindringender Fassungskraft; aber, nachdem Goethe geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Obwohl stutzend und einigermaßen verdrießlich, nahm Goethe sich doch zusammen und erwiederte: „Das kann mir sehr lieb seyn, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Schiller, der Goethe'n für seine neu projectirte Zeitschrift „die Horen" zu gewinnen wünschte, antwortete ruhig und rein bei der Sache bleibend: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen seyn sollte? Denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne." Solche Sätze konnten freilich unsern Dichter ganz unglücklich machen; dessen ungeachtet wirkte die mächtige Anziehungskraft des Schiller'schen Geistes in diesem Gespräch auf Goethe, und der erste Schritt war gethan. Schiller's Gattin, die Goethe von ihrer Kindheit auf liebte und schätzte, trug das Ihrige zur Vermittelung eines dauernden Verständnisses bei, und alle beiderseitigen Freunde waren froh, das langersehnte Band sich knüpfen zu sehen.

Unter dem 13. Juni richtete Schiller an Goethe eine Einladung zur Theilnahme an den Horen, noch ganz in dem ehrerbietigen Tone eines Fernerstehenden gehalten. Unser Dichter

antwortete freundlich, obwohl gemessen: „Ew. Wohlgeboren eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Theilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft seyn." Was er an Ungedrucktem Zweckmäßiges besitzt, will er gerne mittheilen, er hofft, daß Manches in's Stocken Gerathene „die Verbindung mit so wackeren Männern wieder in lebhaften Gang bringen werde." Aber nun verschwinden auch sogleich alle Wohlgeboren und Hochwohlgeboren aus ihrer Correspondenz; denn um die Mitte Juli's fand abermals eine persönliche Zusammenkunft in Schiller's Hause statt, wo denn zu glücklicher Stunde ihre Geister sich so tief einander aufschlossen und so innig verbanden, daß sie von nun an nicht mehr von einander lassen konnten. Schiller berichtete darüber an Körner am 1. September: „Goethe kommt mir nun endlich mit Vertrauen entgegen. Wir haben vor sechs Wochen über Kunst und Kunsttheorie ein Langes und Breites gesprochen und uns die Hauptideen mitgetheilt, zu denen wir auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Uebereinstimmung, die um so interessanter war, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein Jeder konnte dem Andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen. Seit dieser Zeit haben diese ausgestreuten Ideen bei Goethe Wurzel gefaßt, und er fühlt jetzt ein Bedürfniß, sich an mich anzuschließen, und den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, in Gemeinschaft mit mir fortzusetzen. Ich freue mich

sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel, und was sich davon in Briefen mittheilen läßt, soll Dir getreulich berichtet werden." So beruhte also der Bund von seinem ersten Beginn an auf wechselseitiger Förderung und gemeinsamer Thätigkeit. „Es bedurfte für uns," sagt Goethe in den Gesprächen mit Eckermann, „keiner sogenannten besondern Freundschaft; denn wir hatten das herrlichste Bindungsmittel in unseren gemeinschaftlichen Bestrebungen gefunden."

Bei dieser neu eröffneten Aussicht auf einen anregenden Geistesverkehr war es Goethe'n nicht ganz recht, daß es ihm gegen Ende Juli's, wie er Schiller'n meldete „unvermuthet zur Pflicht ward, nach Dessau zu gehen;" er bedauerte, „dadurch ein baldiges Wiedersehen seiner Jenaischen Freunde entbehren zu müssen. „Indeß brachte er auf diesem Ausfluge mit Meyer eine genuß= und belehrungsreiche Woche in Dresden zu, und vergaß im Anschauen der dortigen Kunstwerke die Händel, welche damals die Welt verwirrten. „Ganz Deutschland," schrieb er nach der Rückkehr am 14. August an Friedrich von Stein, „ist in schadenfrohe, ängstliche und gleichgiltige Menschen getheilt. Für meine Person finde ich nichts Räthlicheres, als die Rolle des Diogenes zu spielen und mein Faß zu wälzen.

Von Schiller lief nun auch bald wieder ein Brief ein, nach Goethe's Geständniß das angenehmste Geschenk, das ihm zu seinem herannahenden Geburtstage hätte werden können; denn was er selbst an diesem Tage zu thun pflegte, das hatte der neue Freund mit liebevoller Theilnahme und bewunderungswürdigem Scharfblicke schon im Voraus unternommen: er hatte die Summe seiner bisherigen Existenz zu ziehen versucht.

„Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen," schrieb Schiller, „haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so Manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Object, der Körper zu mehreren speculativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in dem sowohl die Speculation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so gern verliert. In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden . . . . Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gange Ihres Geistes zugesehen und den Weg, den Sie Sich vorgezeichnet, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich den die verwickeltste von allen, den

Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde; aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren, und hätten schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von Innen heraus und auf einem rationalen Wege in Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebens-Epoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes,

seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von Innen entdeckte, und von Außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem bessern Muster, das Ihr Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders, als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen, und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann. — So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am Besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinctes mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. Beim ersten Anblick zwar scheint es, als könne es keine größeren Opposita geben, als den speculativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannichfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der Erste mit keuschem und treuem Sinne die Erfahrung, und sucht der Letzte mit selbstthätiger, freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß Beide einander auf halbem Wege begegnen."

Goethe antwortete mit einem herzlichen Briefe. „Alles was an und in mir ist," schrieb er darin, „werde ich mit

Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben. Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich seyn wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich deutlich bewußt bin."

Es begann auch sogleich zwischen ihnen ein Austausch schriftlicher Productionen, wobei Goethe immer mehr die Ueberzeugung gewann, „daß nicht allein dieselben Gegenstände sie interessirten, sondern daß sie auch in der Art, sie anzusehen, meistens übereinkamen." Diese Ueberzeugung befestigte sich vollends durch einen vierzehntägigen Aufenthalt Schiller's bei Goethe in der letzten Hälfte des Septembers 1794. Da der Hof sich auf einige Zeit nach Eisenach übergesiedelt hatte, so war Goethe ganz frei und unabhängig und konnte sich dem in seinem Hause wohnenden Freunde so oft widmen, als es die Kränklichkeit desselben gestattete. Das waren nun für beide Dichter glückliche und fruchtbringende Tage! Nicht bloß poetische Productionen und Principien wurden besprochen, auch über Naturwissenschaft und bildende Kunst erstreckten sich die Verhandlungen. Der reichste Gewinn resultirte daraus freilich für Schiller. „Ich sehe mich wieder hier," schrieb er am 29. September aus Jena, „aber mit meinem Sinn bin ich noch immer in Weimar. Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben; aber

keine einzige, hoffe ich, soll verloren seyn. Es war meine Absicht, diese vierzehn Tage bloß dazu anzuwenden, so viel von Ihnen zu empfangen, als meine Receptivität erlaubt; die Zeit wird es lehren, ob diese Aussaat bei mir aufgehen wird! „Und wahrlich sie ist herrlich aufgegangen! „Von dieser Zeit an," sagt Hoffmeister, „ist fortwährend die Einwirkung Goethe's ein Hauptmoment in Schiller's Streben und Dichten. Goethe'n allein verdankt Schiller, verdankt Deutschland die Zeitigung seines poetischen Talents." Aber auch für Goethe war der Gewinn unberechenbar. Der schwere Druck, der Bann, der seine poetische Productivität seit einiger Zeit beinahe gefesselt hielt, lös'te sich allmählig; die liebevolle Theilnahme des ebenbürtigen Freundes entschädigte ihn für die Gleichgiltigkeit einer in ganz andere Interessen versunkenen Welt. Was er von Italien vergebens gehofft hatte, das ward ihm durch Schiller zu Theil: es erblühte ihm eine zweite Dichterjugend, „ein neuer Frühling," wie er selbst sagt, „in welchem Alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging." Die nächsten drei Jahre, bis zur Rückkehr von der dritten Schweizerreise, bilden, durch Reichthum, Gediegenheit und classische Vollendung der dichterischen Productionen, die Mittagshöhe in Goethe's Leben.

Schiller's neue Zeitschrift leitete zunächst die Thätigkeit der beiden Freunde auf einen und denselben Punct hin. Sie verabredeten, um sich eine Quelle von Aufsätzen für die Horen zu eröffnen, einen wissenschaftlichen Briefwechsel, „eine Correspondenz über gemischte Materien." Auf diese Art, meinte Goethe, erhielte der Fleiß eine bestimmtere Richtung, und ohne

zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Zu Schiller's großem Verdrusse hatte Goethe bereits seinen Wilhelm Meister an den Buchhändler Unger vergeben; er würde ihn sonst bruchstückweise in den Horen veröffentlicht haben. Indeß bekam Schiller den Roman vom dritten Buche an im Manuscript zugesandt, und indem er sich mit Begeisterung in das Werk vertiefte, übte er zugleich eine höchst geistreiche Kritik, welche Goethe mit dem größten Danke benutzt hat. Ueber die Römischen Elegieen dagegen und die Venetianischen Epigramme konnte Goethe noch verfügen, und so faßte er auch sogleich den Entschluß, sie für die Horen zu überarbeiten. Als er die ersteren gegen Ende Octobers an Schiller übersandte, antwortete dieser: „Für die Elegieen danken wir Ihnen Alle sehr. Es herrscht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein ächter körniger Dichtergeist, der Einem herrlich wohlthut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es ist eine wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius."

Eine der ersten Früchte von Goethe's Verbindung mit Schiller waren ferner die zwei Episteln aus dem Jahre 1794. Die erste derselben wurde im October beendigt und bald darauf an den Freund für die Horen abgeschickt. Dieser gab ihr den Ehrenplatz an der Spitze seiner Monatsschrift. Mit einem Briefe vom 23. December übersandte Goethe die zweite Epistel für das zweite Stück der Horen, indem er dazu bemerkte: „Ihre (der Epistel) zweite Hälfte mag die dritte Epistel werden und das dritte Stück anfangen." Er beabsichtigte einen ganzen Cyklus von Episteln zu schreiben, weßhalb auch in den Horen dem Schlusse der zweiten die Worte bei-

gefügt sind: „die Fortsetzung folgt.“ Allein andere Interessen vereitelten den Plan, und so mußte er ihnen in der Sammlung der Gedichte das klagende Motto vorsetzen:

Gerne hätt' ich fortgeschrieben,
Aber es ist liegen blieben.

Wir müssen dieß um so mehr bedauern, als die beiden Episteln zu den schönsten und ächtesten Edelsteinen in dem Juwelenkranze der Gedichtsammlung Goethe's gehören, und auch das Einzige sind, was wir aus dieser poetischen Gattung von ihm besitzen. Denn was sich von seinen früheren Gedichten noch hierher zählen ließe, wie der metrische Brief an Mademoiselle Oeser und die Epistel an Gotter, den Götz betreffend, kann nur für leicht hingeworfene Improvisation gelten, während hier der Dichter dem Begriff der Gattung genugzuthun bemüht war. In der ersten der beiden vorliegenden Episteln sucht er einen Freund, der sich über die Folgen der Vielleserei besorglich geäußert hatte, durch Mancherlei zu beruhigen. Dabei heißt es unter Anderm: Wer durch Worte für sich einnehmen will, muß Jedem Etwas bringen, wie Homer es gethan, in dessen Gedichten sich Alle, vom Könige bis zum Bettler herab, veredelt wiederfinden. Zur Bewährung dieser Behauptung erzählt der Dichter ein Märchen nach, das er in Venedig einen zerlumpten Rhapsoden dem Volke hat vortragen hören, worauf dieses mit Entzücken gelauscht, weil ihm darin als wirklich erschien, was Alle im Herzen begehrten. Hier besteht nun die Hälfte des Gedichtes aus der ungemein anmuthigen und humoristischen Wiedererzählung des Märchens, und selbst die

andere Hälfte, wo die Reflexion vorherrscht, ist nicht eigentlich didaktisch gehalten, sondern erscheint als lebendiges Gespräch mit dem abwesenden Freunde. — Diesem hatte aber die Antwort nicht genügt; er hatte nicht sowohl an die große Menge gedacht, als an die Töchter im Hause, welche durch leichtfertige Dichter mit allem Bösen bekannt wurden. Da räth ihm nun unser Dichter, die Arbeiten des Hauses, in Keller, Küche, Vorrathskammer, Garten und Zimmer so unter sie zu vertheilen, daß ihnen für die Lectüre keine Zeit übrig bleibt. Auch hier ist der Gedanke wieder keinesweges in kaltem Raisonnement ausgeführt, sondern das ganze Gedicht besteht, mit Ausnahme einiger einleitenden Verse, aus einem anschaulichen und reichen Gemälde des vielgeschäftigen Lebens häuslicher Frauen. Sind also diese Episteln gleich didaktischer Natur, so tritt doch die Absicht, zu belehren, in der Ausführung so ganz zurück, daß man sie nicht gewahr wird. Statt durch poetisch ausgeschmückte Reflexionen führt uns der Dichter durch poetische Anschauungen zu dem beabsichtigten Resultat.

Eine weitere Production, welche durch Schiller's Horen, wenn auch nicht angeregt, doch in lebhaftern Gang gebracht wurde, waren die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Wir werden unter dem folgenden Jahre, wo sie zum Abschluß gelangten, auf dieselben zurückkommen. Schiller hätte auch gern seinen Freund zur Fortsetzung des Faust vermocht; allein Goethe wagte nicht, wie er am 2. December 1794 schrieb, das Paket aufzuschnüren, das ihn gefangen hielt. „Ich könnte nicht abschreiben," fügte er hinzu, „ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich in mir keinen Muth. Kann

mich künftig Etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Theilnahme." Um so eifriger widmete er sich, zuweilen gemeinschaftlich mit Wilhelm v. Humboldt, dem Studium der Homerischen Dichtungen. Schon am 18. November 1793 hatte er an Jacobi gemeldet: „Um etwas Unendliches zu unternehmen, habe ich mich an den Homer gemacht; da hoffe ich nun in meinem übrigen Leben nicht zu darben." Ich vermuthe, daß, wie überhaupt dieses Studium mit seiner nunmehr beginnenden Richtung zum Epos zusammenhing, so insbesondere dabei die Absicht, Hermann und Dorothea episch zu behandeln, im Hintergrunde stand. Denn, wie sich später zeigen wird, hatte Goethe den Plan dieser Dichtung schon einige Jahre mit sich herumgetragen, als er zur Ausführung schritt.

Durch diese poetischen Bestrebungen schlang sich aber auch die Naturforschung fortwährend hindurch. „Ich treibe die Dir bekannten Studien fort," berichtete er im August 1794 an Friedrich von Stein; und in einem Briefe an Jacobi vom 29. December heißt es: „Der Dir gesagt hat, ich habe meine optischen Studien aufgegeben, weiß Nichts von mir und kennt mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schrittes mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nicht beisammen gewesen ist. Die Materie, wie Du weißt, ist höchst interessant, und die Bearbeitung eine solche Uebung des Geistes, die mir vielleicht auf keinem andern Wege geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem Ersten so aufmerksam, bei

dem Zweiten so genau als möglich zu seyn, beim Dritten vollständig zu werden und beim Vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst nur keine Idee gehabt habe. Und an Weltkenntniß nimmt man leider bei dieser Gelegenheit auch zu. O mein Freund, wer sind die Gelehrten, und was sind sie!" Gleichwohl trieb ihn das Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit, den immer sich steigernden Forderungen der Chromatik gegenüber, fortwährend die Theilnahme wohlunterrichteter Männer zu suchen. Es gelang ihm besonders mit Sömmering, von dem er dankbar rühmt, daß sein Eingreifen geistreich, und selbst sein Widerspruch fördernd gewesen sey.

Goethe's Interesse für Chemie wurde in dieser Zeit durch Professor Göttling in Jena neu angeregt, der mit der Entdeckung hervortrat, daß Phosphor auch in Stickluft brenne. Die dadurch veranlaßten Hin- und Wiederversuche gewährten eine Zeit lang lebhafte Beschäftigung. Auf mineralogischem Felde blieb Geheime Rath Voigt sein treuer Mitarbeiter. Dieser brachte bei der Rückkehr von Carlsbad sehr schöne Tungsteine mit, theils in größeren Massen, theils deutlich krystallisirt, womit man späterhin, als dergleichen seltener wurden, manchen Liebhaber erfreuen konnte. In der Anatomie ward Goethe durch ein Collegium des Hofraths Loder über die Bänder sehr gefördert. Er ließ sich die Mühe nicht verdrießen, Morgens im tiefsten Schnee mit Meyer und anderen Freunden nach dem anatomischen Auditorium zu wandern. In's Allgemeinere der Naturwissenschaft nöthigte ihn der von Baireuth

angekommene Alexander von Humboldt, dessen älterer Bruder Wilhelm sich gleichfalls an naturwissenschaftlichen Forschungen mit regem Eifer betheiligte.

Der Bergbau zu Ilmenau, mit welchem man sich schon so manches Jahr herumgequält hatte, wollte noch immer nicht gedeihen, ja er drohte mehrmals, bei der Beschränktheit der Mittel, ganz in's Stocken zu gerathen. Ein Gewerketag ward ausgeschrieben, und von Goethe und dem Geheimen Rath Voigt als Commissarien nicht ohne Sorge bezogen; denn sie hatten sich vorbereiten müssen, eine ganze Litanei von Uebeln demüthig abzubitten. Aber unerwarteter Weise fanden sie an dem Zeitgeist einen Verbündeten. Auf den Vorschlag einiger Abgeordneten ward eine Art von Convent gebildet und der Beschluß gefaßt, es sollten sich die Repräsentanten selbst Punkt für Punkt an Ort und Stelle aufklären und ohne Vorurtheil die Sache untersuchen. Die Commissarien traten gern in den Hintergrund, und von der andern Seite war man nachsichtiger gegen die Mängel, die man selbst entdeckte, und vertrauensvoller auf die Hülfsmittel, die man selbst ersann, so daß zuletzt Alles, wie es die Commissarien nur wünschen konnten, beschlossen und auch die nöthigen Geldsummen verwilligt wurden.

Alle die friedlichen Beschäftigungen unseres Dichters, deren wir so eben gedachten, scheinen auf eine Zeit der tiefsten Ruhe hinzudeuten; und dennoch zogen sich im Laufe des Jahres 1794 die Wolken am politischen Horizont immer dichter und drohender zusammen, und immer näher rückte auch dem mittlern Deutschland die Gefahr. Die französischen Heere nahmen einen größern Raum ein und erwarben reichlichere Mittel. Goethe erhielt

aus dem südlichen und westlichen Deutschland Schatzkästchen, Sparthaler, Kostbarkeiten mancher Art, zum Aufbewahren zugesandt, die ihn als Zeugnisse großen Zutrauens erfreuten, aber zugleich als Beweise einer beängstigten Nation traurig vor Augen standen. „Am Rhein ist Alles in Furcht und Sorgen," schrieb er den 14. August an Friedrich von Stein; „auch meine Mutter hat eingepackt und ihre Sachen nach Langensalza geschickt. Würde es übler, so kann sie zu mir. Schlosser ist nach Baireuth." — „Meine Mutter steht auf dem Sprunge," heißt es weiter in einem Briefe an Jacobi vom 8. September; „sie hat sich doch endlich entschlossen, was transportabel war, wegzuschicken. Ich habe indeß einige Zimmer zurecht gemacht, um sie allenfalls aufzunehmen. So wird man eigentlich recht weltgemäß gestimmt; ich baue und bereite mich doch vor, allenfalls zu emigriren, obgleich es bei uns Mittelländern so leicht keine Noth hat." Wir wissen bereits aus Früherm,*) was seine Mutter die Furcht vor der herannahenden Kriegsgefahr überwinden ließ. Sie wußte auch Frau von La Roche, die sich schon bei ihrem Jugendfreunde Wieland angemeldet und ihn dadurch in die größte Verlegenheit gesetzt hatte, zum Bleiben zu bewegen, wofür ihr Gevatter zu Weimar ihr vielen Dank wußte. Traurig war es für Goethe zu vernehmen, daß Fritz Jacobi sich aus der Nähe des Kriegstheaters hatte flüchten müssen. „Ich hörte," schrieb er ihm am 31. October 1794, „daß Du Dein liebes Pempelfort verlassen habest und nach Hamburg gegangen seyst; es war mir so schmerzlich, als wenn

*) S. Th. I, S. 18.

ich mit Dir hätte auswandern sollen. Nur der Gedanke, daß Du so viel in Dir selbst hast und Deinen Auszug würdest vorbereitet haben, machte mir die Vorstellung erträglich."

Jacobi hatte die freundlichste Aufnahme zu Enkendorf im Holsteinischen in der Familie des Grafen Reventlow gefunden, und ließ wiederholt dringende Einladungen an Goethe zu einer Reise dorthin ergehen. Allein obgleich auch die Gräfin, die „köstliche" Julie Reventlow, wie Jacobi sie nannte, die allein schon die Mühe der Reise lohne, in einem schmeichelhaften Billet „auf ihres Jacobus Geheiß freudig die Angel nach dem schönen Fisch auswarf," so blieb Goethe doch unbeweglich; eine Reise, meinte er, zerstreue uns von dem, was wir haben, und gebe uns selten, was wir brauchen, errege vielmehr neue Bedürfnisse und bringe uns neue Verhältnisse, denen wir in einem gewissen Alter nicht mehr gewachsen seyen. Außerdem hielten ihn aber, wie er in den Annalen bekennt, die von Jacobi so umständlich beschriebenen Familienfeste zurück, „diese Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes," *) und mehr noch das Gefühl, daß man dort seine menschliche und dichterische Freiheit durch gewisse conventionelle Schicklichkeiten zu beschränken gedachte.

Gelegentlich sey hier erwähnt, daß Goethe sich eines in Jena studirenden Sohnes von Jacobi, des noch jetzt lebenden Max Jacobi, mit väterlicher Sorgfalt annahm. Er würdigte ihn allmählig mehr und mehr seiner Freundschaft und seines Vertrauens, überwachte und leitete seine Studien, war ihm

*) S. den Briefwechsel mit Jacobi, S. 202 ff.

bereitwillig mit Rath und Belehrung zur Hand, und berichtete den Vater ausführlich über seine Fortschritte, wie über sein ganzes Thun und Treiben. Inzwischen verweilte ein anderer junger Freund, sein geliebter Zögling Fritz von Stein, in England, und ließ es nicht an interessanten brieflichen Mittheilungen mangeln.

Wir begleiten nun unsern Dichter in das J. 1795 hinüber, ein besonders in der ersten Hälfte fleißig und thätig zugebrachtes Jahr, obwohl es an Fruchtbarkeit dem nächstfolgenden nachsteht. In Goethe's Briefen aus jener Zeit spricht sich eine große Zufriedenheit, ein inniges Genügen aus, das er, wie ihm selbst wohl bewußt war, vorzüglich seinem neuen Geistesbunde mit Schiller und der dadurch erweckten Arbeitslust verdankte. Von jedem Besuche des Freundes, jeder Unterhaltung mit ihm brachte er einen neuen Sporn zur Thätigkeit mit, weßhalb er auch nicht versäumte, wiederholt und Wochen lang zu Jena in seiner Nähe zu verweilen. Meyer, der seinem Geist und Herzen immer näher ward, begleitete ihn gewöhnlich dahin; und Wilhelm von Humboldt, mit Schiller schon innig befreundet, nahm gleichfalls an den geistreichen Abendconferenzen Theil. Körner, der Herzensfreund Schiller's, stand durch brieflichen Verkehr mit dem ganzen Kreise in reger Verbindung und Alexander von Humboldt correspondirte von Baireuth aus mit Goethe insbesondere über naturwissenschaftliche Dinge. Durch die Theilnahme an den Horen erweiterte unser Dichter bedeutend den Kreis seiner literarischen Bekanntschaft; er ward auf Mitlebende, auf Autoren und Productionen aufmerksam, die ihm früher niemals irgend ein Interesse abgewonnen

hatten. Gegen Herder that sich indeß allmählig einige Entfremdung hervor, die in dem Maße zunahm, wie der Bund Goethe's mit Schiller enger und inniger wurde. „Herder's Abneigung gegen die Kantische Philosophie," berichtet Goethe selbst, „und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen, fruchtlos, um so mehr als Wieland die neue Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohnes verwünschte, und als Latitudinarier es sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, wie es hieß, fixiren und allem humoristisch=poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte."

Ueberblicken wir zunächst die erste Hälfte des Jahres 1795, so begegnen uns als die Hauptarbeiten, die Goethe'n damals beschäftigten, Wilhelm Meister und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Ferner entstand bei einem Aufenthalte zu Jena, vom 11. bis zum 23. Januar, der in Goethe's sämmtliche Werke aufgenommene „Erste Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie." Wir wissen, wie Goethe sich die Pflanzenwelt in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit als durch rastlose Metamorphosen der Elementarglieder jener Einen Idee der Pflanze entstehend dachte, welche unter dem Namen der Urpflanze ihn lange Zeit träumend und wachend verfolgt hatte. Als dieser geniale Gedanke in ihm zu völliger Klarheit gediehen war, bemühte er sich, auch für die Thierwelt einen Urtypus zu finden, auf den sich die Mannichfaltigkeit der

Formen und Bildungen nach allgemeinen Gesetzen zurückführen ließe. Durch bloße Vergleichung der Thiere unter einander und der Thiere mit dem Menschen, so war seine Ueberzeugung, könne man nicht zum Ziele gelangen; es müsse vielmehr eine allgemeine Norm aufgestellt werden, an der man die verschiedenen Theile prüfen könne, ein allgemeines Bild, worin die Gestalten sämmtlicher Thiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären. Aus der Idee eines Typus folge, daß kein einzelnes Thier als ein solcher Vergleichungskanon dienen könne, kein Einzelnes dürfe Muster des Ganzen seyn. Auch der Mensch, bei seiner hohen organischen Vollkommenheit, dürfe, eben dieser Vollkommenheit wegen, nicht als Maßstab der unvollkommenen Thiere aufgestellt werden. Man habe vielmehr durch die Erfahrung zuerst die Theile kennen zu lernen, die allen Thieren gemein sind, und zu untersuchen, worin diese Theile sich von einander unterscheiden. Die Idee müsse dann über dem Ganzen walten und auf eine genetische Weise das Bild abziehen.

Solche Gedanken trug er nun damals, in Gegenwart der beiden Humboldt, so oft und angelegentlich vor, daß sie, die schon mehrmals, wie er dankbar rühmt, als Dioskuren auf seinem Lebenswege geleuchtet, ihn dringend aufforderten, er solle, was ihm in Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebte, doch endlich einmal zu Papier bringen. Er befolgte den Rath und nahm dazu die Hülfe seines jungen Freundes Max Jacobi in Anspruch. „Mit Max,“ schrieb er am 2. Februar an dessen Vater, „habe ich vierzehn Tage in Jena mein anatomisches Wesen erneuert. Er kam Morgens sieben Uhr vor mein Bett, ich dictirte ihm bis acht, und in den letzten Tagen nahmen

wir um zehn Uhr die Materie wieder vor, wobei sich auch Humboldt einfand; und ich habe in der Zeit meine Ideen fast alle aphoristisch von mir gegeben, und werde wahrscheinlich noch dieses Jahr an's Ausarbeiten gehen." So entstand der oben bezeichnete „Entwurf," ziemlich in der Gestalt, wie er uns jetzt vorliegt.*) Goethe versucht darin wirklich einen allgemeinen Typus für die Thierwelt aufzustellen, und wendet sodann denselben auf Besonderes an, und in diesem Abschnitte findet sich eine ganze Reihe von Gedanken, die er später in dem Gedichte „Metamorphose der Thiere" poetisch ausgedrückt hat, so daß sich dieses Gedicht gerade so zu dem obengenannten „Entwurf" wie das Gedicht „Metamorphose der Pflanzen" zu der gleichnamigen Abhandlung verhält und gleichsam die poetische Blumenkrone des prosaischen Aufsatzes bildet. Zuletzt wendet sich der „Entwurf" zu dem osteologischen Typus insbesondere, weil das Knochengebäude, als das deutliche Gerüst aller Gestalten, einmal wohl erkannt, die Erkenntniß aller übrigen Theile erleichtere. — Wir können der aphoristischen Abhandlung zwar nicht den gleichen Werth, wie dem Aufsatz über die Metamorphose der Pflanzen zuerkennen, dürfen aber unbedenklich behaupten, daß auch auf osteologischem Gebiete Goethe seiner ganzen Zeit und den Choragen der Wissenschaft wegdeutend vorangeschritten.**)

---

*) In den Annalen heißt es unterm Jahre 1795 irrthümlich, daß gegen Ende des Jahres die Gebrüder Humboldt in Jena erschienen seyen, und damals auf ihren Antrieb das Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre dictirt worden sey.

**) Im folgenden Jahre führte er die drei ersteen Capitl des Entwurfs

Während des Aprils verweilte Goethe abermals längere Zeit in Jena (etwa vom 28. März bis zum 2. Mai). Wie wir jetzt aus Schiller's Briefwechsel mit Körner sehen, arbeitete er damals an dem Schauspiele „Der befreite Prometheus," dessen wir schon im zweiten Theile dieses Werkes gedachten.*) „Goethe ist schon seit vierzehn Tagen hier," schreibt Schiller am 10. April, „und erscheint jeden Abend pünktlich, wo dann Allerlei durchgesprochen wird. Er ist jetzt mit einem Trauerspiel im altgriechischen Geschmack beschäftigt; der Inhalt ist die Befreiung des Prometheus." Vielleicht war der von Riemer erwähnte „gefesselte Prometheus" mit jenem ein und dasselbe Stück. Daß es unvollendet geblieben, kann nicht befremden, da Goethe jetzt schon entschieden die Richtung zum Epos angenommen hatte.

Der ersten Hälfte des Jahres 1795 gehört ferner der Aufsatz „Literarischer Sansculottismus" an, den Goethe im fünften Stück der Horen erscheinen ließ. Er wurde hervorgerufen durch einen Aufsatz im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks (Märzstück 1795), worin über die Armuth der Deutschen an classisch prosaischen Werken in wegwerfendem, absprechendem Tone geklagt war. Goethe zeigt nun,

---

weiter aus. Sie finden sich in den neuesten Ausgaben seiner sämmtlichen Werke unter dem Titel: „Vorträge über die drei ersten Capitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie. 1796."

*) S. Th. II, S. 188.

was für Bedingungen alle zusammentreffen müssen, um classische Schriftsteller und classische Werke möglich zu machen, Bedingungen, die größtentheils in Deutschland fehlten. Betrachte man, mit Rücksicht hierauf, die Leistungen deutscher Prosaisten und Dichter, so habe man diese eher zu bewundern und zu verehren, als sie nach Sansculottenart anmaßend zu verurtheilen. Besonders gut sind die beiden Abschnitte ausgeführt, worin jene Bedingungen der Classicität und die individuellen Verhältnisse, in welchen deutsche Schriftsteller sich zu bilden gezwungen sind, entwickelt werden.

Goethe litt im Frühjahr 1795 einigemal an Rheumatism, Backengeschwulst und dergleichen, und beschloß daher gegen die Mitte des Jahrs nach Carlsbad zu gehen, welches ihn früher von solchen Uebeln auf längere Zeit befreit hatte. Seine Leiden waren freilich unbedeutend, aber an Gesundheit gewöhnt, wurde er auch bei kleinen leicht ungeduldig, während der arme Schiller schon zufrieden war, wenn er mitunter einige recht frische Wochen oder auch nur Tage genießen konnte. Ihm war es gar nicht recht, daß er Goethe'n auf einige Zeit entbehren sollte. „Sie waren in einer so frischen und heitern Thätigkeit," schrieb er, „und der Sprudel ist eine schlechte Hippokrene, wenigstens so lang er getrunken wird." Goethe reiste im Anfang Juli's nach Carlsbad ab, mit dem Vorhaben, seinen dortigen Aufenthalt einer Revision seiner naturwissenschaftlichen Bemühungen zu widmen. Auf dem Hinwege wiederholte er sich einige alte Märchen im Kopfe, dachte über die Behandlungsart derselben nach und nahm sich vor, nächstens eines aufzuschreiben, um bei den Verhandlungen mit Schiller darüber einen Text vor sich zu haben.

Aber in Carlsbad kam er zu Nichts; die zahlreiche und interessante Gesellschaft nahm ihn ganz in Anspruch. „Ich habe nur gesehen und geschwätzt," schrieb er am 8. Juli an Schiller; „was sonst werden und gedeihen wird, muß abgewartet werden. Auf alle Fälle habe ich einen kleinen Roman aus dem Stegreif angeknüpft, der höchst nöthig ist, um Eines Morgens um fünf Uhr aus dem Bette zu locken. Hoffentlich werden wir die Gesinnungen dergestalt mäßigen, und die Begebenheiten so zu leiten wissen, daß er vierzehn Tage aushalten kann. Als berühmter Schriftsteller bin ich übrigens recht gut aufgenommen worden, wobei es doch nicht an wunderlichen Verwechselungen gefehlt hat; z. B. sagte mir ein allerliebstes Weibchen, sie habe meine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen; besonders habe sie der Ardinghello über alle Maßen interessirt. Sie können denken, daß ich mit der größten Bescheidenheit mich in Freund Heinse's Mantel einhüllte, und so meiner Gönnerin mich schon vertraulicher zu nähern wagen durfte. Und ich darf nicht fürchten, daß sie in diesen drei Wochen aus ihrem Irrthume gerissen wird." In einem Briefe vom 19. Juli heißt es weiter: „Die Cur schlägt sehr gut an; ich halte mich aber auch wie ein ächter Curgast und bringe meine Tage in absolutem Nichtsthun zu, bin beständig unter den Menschen, da es denn nicht an Unterhaltung und an kleinen Abenteuern fehlt." Wir finden ihn noch am 29. in Carlsbad, unter welchem Datum er an Schiller schreibt: „Ich habe mein einmal angefangenes Leben fortgesetzt, nur mit der Gesellschaft existirt und mich dabei ganz wohl gefunden. Man könnte hundert Meilen reisen, und würde nicht

so viel Menschen und so nahe sehen. Niemand ist zu Hause, deßwegen ist Jeder zugänglicher, und zeigt sich doch auch eher von seiner günstigen Seite. Das fünfte Buch (des W. Meister) ist abgeschrieben, und das sechste kann in einigen Tagen fertig seyn. An den (Venetianischen) Epigrammen ist wenig geschehen, und sonst gar Nichts."

Nach der Rückkehr von Carlsbad (9. August) fehlte es Goethe'n nicht an geschäftlichen und anderen Zerstreuungen, dennoch gelang es ihm, durch die Cur gekräftigt und erfrischt, noch Mancherlei im Laufe des Augusts zu Stande zu bringen. Er redigirte vollends die Venetianischen Epigramme für Schiller's Musenalmanach und übersandte sie diesem am 17. August. Für die Horen schrieb er an den Unterhaltungen der Ausgewanderten fort und begann die Ausarbeitung des Märchens mit frischem Muthe. Außerdem spendete er zum neunten Stück einen Hymnus „Auf die Geburt des Apollo, nach dem Griechischen." *) In dem 1795 gedruckten Musenalmanach von Schiller auf das Jahr 1796 finden sich noch die Goethe'schen Gedichte: „Nähe des Geliebten, Meeresstille,

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, 193 ff. Dort glaube ich Riemer's Bedenken gegen die Authenticität dieser Uebersetzung ganz beseitigt zu haben. Wer sich aber bei meinen Gründen noch nicht beruhigen sollte, den verweise ich auf eine Stelle in dem jüngst erschienenen Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Schiller schreibt den 19. October 1795 an Körner, der die Verfasser der einzelnen Beiträge zum 9. Stück der Horen zu kennen wünschte: „Apollo ist von Goethe übersetzt."

Glückliche Fahrt, Der Besuch," welche demnach spätestens um diese Zeit entstanden sind. Das erste mag durch ein von Zelter componirtes Lied verwandten Inhaltes angeregt worden seyn.*) Die beiden folgenden, welche enge zusammen gehören, erscheinen auf den ersten Blick nur als ein Paar Bilder aus einer Seefahrt. Aber bloße poetische Naturbilder, ohne tieferen Sinn, kommen uns bei Goethe unerwartet. Es liegt vielmehr die Vermuthung nahe, daß wir auch hier allegorische Lebensbilder, wie z. B. in dem ältern Gedichte „Seefahrt" vor uns haben. Die Deutung ergibt sich leicht aus der Betrachtung der inneren Zustände unseres Dichters. Es fehlte bei ihm, wie uns bekannt ist, nicht an Tagen und Wochen, wo alle Productivität stockte; seine Seele glich dann einem regungslosen Meere, auf welchem der bekümmerte Schiffer ringsum nur glatte Fläche erblickt und sich wie eingemauert findet. Solche Zustände betrachtete Goethe als ein Naturnothwendiges, nicht zu Ueberwindendes, in das er sich allmählig mit geduldiger Resignation finden lernte. Er wartete still, ohne Klage, bis die Nebel zerrissen, bis Aeolus das ängstliche Band lös'te. Dann aber rührte sich auch der Schiffer eifrig und behende und steuerte frisch dem ersehnten Ziele entgegen. Der Besuch ist als ein vereinzelter Nachschößling jener Anakreontischen Liederflora zu betrachten, dem Nichts von der Frische und Anmuth, von der antiken Einfachheit und Klarheit mangelt, wodurch sich die ganze erwähnte Liedergruppe auszeichnet.

Goethe war nicht lange von Carlsbad zurück, als aus

---

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten **II**, S. 188.

Ilmenau die Nachricht einlief, ein bedeutender Stollenbruch habe dem dortigen Bergbau den Garaus gemacht. Am 25. August begab er sich mit seinem fünfjährigen Söhnchen und dem Geheimen=Rath Voigt dahin, und sah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld vergeudet worden, in sich selbst erstickt und begraben. Er scheint sich indeß bald getröstet zu haben; denn in Briefen an Schiller vom 29. August und vom 3. September spricht er sich sehr zufrieden über den vom schönsten Wetter begünstigten Aufenthalt in dem stillen Gebirgsthale aus. Zu seiner Erheiterung trug besonders die Gesellschaft seines Sohnes bei, der, wie er selbst in den Annalen sagt, „diese Gegend, an welcher sich der Vater seit zwanzig Jahren müde gesehen und gedacht, mit frischem kindlichen Sinne wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die That aussprach, daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne."

Am 7. September war Goethe wieder in Weimar und setzte sich nun die zweite Hälfte des Märchens und den Schluß des sechsten Buchs seines Romans als die nächsten Arbeiten vor. Das Märchen schickte er am 26. September an Schiller, worauf er sich ganz in sein Zimmer vergrub, um den Roman zu expediren, weil Unger, der Verleger, drängte. Indeß mochte es seinem Gemüthe schwer werden, ruhig bei seinem Gegenstande zu verweilen; denn auf den 5. October war Meyer's Abreise nach Italien angesetzt, wodurch Geist und Herz

nach jenen geliebten Erdräumen hingezogen ward. Auch beunruhigte ihn der Gedanke, daß er nun auf längere Zeit des anregenden Umganges mit dem geliebten Freunde und alles Gespräches über bildende Kunst beraubt seyn sollte. Es stand bei ihm der Entschluß fest, im August des nächsten Jahres Meyer'n nach Italien zu folgen, und er gedachte sich durch umfassende Studien zu der Reise vorzubereiten. Während Meyer vor Allem die bildende Kunst im Auge behielt, wollte er Italien dießmal aus sehr vielseitigen und umfassenden Gesichtspuncten betrachten. „Ich habe" schrieb er dem abgereisten Freunde nach, „unterdessen schon Mancherlei zu unserm Zwecke gesammelt, und hoffe die Basis zu unserm Gebäude breit und hoch und dauerhaft genug aufzuführen. Ich sehe schon die Möglichkeit vor mir, einer Darstellung der physicalischen Lage, im Allgemeinen und Besondern, des Bodens und der Cultur, von der ältesten bis zur neuesten Zeit, und des Menschen in seinen nächsten Verhältnissen zu diesen Naturumgebungen. Auch ist Italien eins von den Ländern, wo Grund und Boden bei Allem, was geschieht, immer mit zur Sprache kommt. Höhe und Tiefe, Feuchtigkeit und Trockne sind bei Begebenheiten viel bedeutender, und die entscheidenden Abwechselungen der Lage und der Witterung haben auf Cultur des Bodens und der Menschen, auf Einheimische, Colonisten, Durchziehende mehr Einfluß als in nördlichen und breiten, ausgedehnten Gegenden."

Am 11. October wurde sein reger häuslicher Fleiß durch einen Ausflug nach Eisenach unterbrochen. Die Kriegsbewegungen waren mittlerweile immer bedenklicher geworden,

die Oesterreicher hatten sich 60,000 Mann stark über den Main herangezogen, und es schien, als sollte die Gegend von Frankfurt der Schauplatz bedeutender Ereignisse werden. Eisenach wimmelte von Emigrirten, die sich auf Weimar zu repliiren drohten; der Landgraf von Darmstadt hatte sich dort mit 200 Pferden eingefunden. Der Herzog von Weimar mit seinem Hofe weilte auch daselbst und berief Goethe, um ihn mit einem Auftrage nach Frankfurt zu senden. Er wußte den Auftrag abzulehnen, verweilte aber bis etwa zum 22. October in Eisenach, wo er denn unter allerlei Störungen zu einer ernsten Arbeit weder Zeit noch Sammlung fand. „Wie ist das zerstreute Leben doch ein leeres Leben," klagt er in einem Briefe an Schiller vom 17. October; „man erfährt gerade nur das, was man nicht wissen mag." Doch geschah Einiges an einer leichten, für die Horen bestimmten Arbeit, die er eigens für die unruhigen Tage mitgenommen hatte. Es war die Uebersetzung einer kleinen Schrift der Frau von Stael: „Versuch über die Dichtungen." Man kann dem Aufsatze keinen besonders großen Werth zuerkennen, und Goethe urtheilte selbst, daß er im Einzelnen zwar viel Gutes enthalte, aber von Einseitigkeit zeuge. Allein die eigentliche Absicht dieses Beitrages war, daß er Schillern als Text zu Anmerkungen und Excursen dienen sollte, wie denn auch in den Horen, Jahrgang 1796, Stück II, wo die Uebersetzung erschien, am Schlusse die Note beigefügt ist, es würden im nächsten Stücke Bemerkungen zu dem Aufsatze folgen. Goethe's Uebersetzung lies't sich wie ein Original; er hat sich indeß auch einige Freiheiten in der Uebertragung erlaubt, und wie er an Schiller schreibt, „die franzö-

fische Unbestimmtheit nach unserer deutschen Art etwas genauer zu deuten gesucht."

Nach der Rückkehr von Eisenach war er eine Zeit lang unfähig sich zu sammeln und die Fäden seiner Arbeiten wieder aufzunehmen. Einmal war dieß eine Nachwirkung des zerstreuten Lebens zu Eisenach, und dann stand er jeden Tag in Erwartung eines neuen Weltbürgers in seinem Hause. Schiller, dem er dieses meldete, schrieb: „Zu dem neuen Hausgenossen gratulire ich im Voraus. Lassen Sie ihn immer ein Mädchen seyn, so können wir uns am Ende noch mit einander verschwägern." Um aber nicht ganz müßig zu seyn, griff Goethe zu seinen italienischen Collectaneen und begann sie zu ordnen, wobei er denn mit Freude gewahrte, daß mit einiger Beharrlichkeit sich ein „wundersames Werk" daraus werde zusammenstellen lassen. „Ein äußerer Anlaß führte ihn in diesen Tagen auch zu Betrachtungen über Baukunst. Er versuchte die Grundsätze zu entwickeln, nach welchen man ihre Werke beurtheilen könne, und theilte Schillern seinen ersten Entwurf mit. Dieser berichtete darüber an Humboldt: „Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Object das Gesetz zu empfangen, und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten. So versucht er es auch hier, und aus den drei ursprünglichen Begriffen: der Base, der Säule (Wand, Mauer u. dgl.) und dem Dache, nimmt er alle Bestimmungen her, die hier vorkommen. Die Absurditäten in der Baukunst sind ihm Nichts als Widersprüche mit diesen ursprünglichen Bestimmungen der Theile. Von der schönen Architektur nimmt er an, daß sie nur Idee sey, mit der jedes einzelne Architekturwerk mehr oder weniger streite.

Der schöne Architekt arbeitet, wie der Dichter für den Ideal=Menschen, der in keinem bestimmten, folglich auch keinem bedürftigen Zustande sich befindet; also sind alle architektonischen Werke nur Annäherung zu diesem Zwecke, und in der Wirklichkeit läßt sich höchstens nur bei öffentlichen Gebäuden etwas Aehnliches erreichen, weil hier auch jede einschränkende Determination wegfällt, und von den besonderen Bedürfnissen der Einzelnen abstrahirt wird." Dieses Interesse für die Baukunst und die Aussicht auf einen nochmaligen Aufenhalt zu Rom bewog ihn denn auch, sich in den Werken von Antonio Labacco, Palladio, Serlio und Scamozzi umzusehen, worüber er ausführlich an Meyer berichtete.

Unterdessen war der erwartete neue Weltbürger dem Lichte entgegengereift. Am 1. November meldete Goethe an Schiller: „Statt eines artigen Mädchens ist endlich ein zarter Knabe angekommen, und so läge denn eine meiner Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zu Bildung der Schwägerschaft und zu Vermehrung der dichterischen Familie für ein Mädchen zu sorgen." Schiller antwortete den 4. November: „Ich hätte Ihnen wohl ein Pärchen gönnen mögen, aber dazu kann ja Rath werden. Nunmehr hoffe ich auch, Sie bald hier zu sehen, und freue mich recht darauf." In der That fand sich Goethe sogleich am folgenden Tage ein, und blieb ungefähr eine Woche in Jena, um noch Schiller's Geburtstag mit zu begehen. Da saßen sie nun jeden Abend von 5 Uhr bis nach Mitternacht beisammen und unterhielten sich über ihre poetischen Pläne, über Baukunst, Optik, naturhistorische Dinge u. A. Erfrischt und arbeitsmuthig kehrte Goethe nach

Weimar zurück; aber dort sollte ihn sogleich ein empfindlicher Schlag, der Tod seines jüngst geborenen Söhnchens, treffen. „Den Verlust, den Sie erlitten," schrieb Schiller am 20. November, „haben wir herzlich beklagt. Sie können sich aber damit trösten, daß er so früh erfolgt ist, und mehr Ihre Hoffnung trifft." Goethe antwortete: „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser thut, sich dem Schmerze natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihülfen, die uns die Cultur anbietet, zusammen zu nehmen. Entschließt man sich zu dem Letztern, wie ich es immer thue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet."

Dießmal scheint ihn die Natur ausnahmsweise mit einer solchen Krisis verschont zu haben; denn wir finden ihn den Rest des Jahres hindurch in der frischesten Thätigkeit, welche sogar der sonst so viel über ihn vermögenden Jahreszeit trotzte. Er ging wieder an seinen Roman und arbeitete mit gutem Muthe, wenn er gleich erst jetzt recht erkannte, wie ungeheuer die Forderungen der Materie und der Form nach waren, wozu die ersten Theile den Leser berechtigten. „Man sieht selten eher," schreibt er am 29. November an Schiller, „wie viel man schuldig ist, als bis man wirklich einmal reine Wirthschaft machen und bezahlen will." Unter dem 15. December heißt es: „Zum Jännerstück (der Horen) arbeitete ich gern etwas, aber der Roman nimmt mir jetzt, zu meinem Glücke, alle Zeit weg. Dieser letzte Band mußte sich nothwendig selbst machen, oder er konnte gar nicht fertig werden; die Ausarbeitung drängt sich mir jetzt recht auf, und der lange

zusammengetragene und gestellte Holzstoß fängt endlich an zu brennen.“ In den Tagen, wo er dieses schrieb, las er, „in Hoffnung, von seinem Herrn Collegen etwas zu lernen,“ den für die Horen eingesandten Roman Lorenz Stark von Engel, ohne jedoch davon sehr auferbaut zu werden. Vorne herein, meinte er, habe das Werk wirklich einigen Schein, der bestechen könne; in der Folge leiste es aber doch gar zu wenig. Dagegen fand er an den Novellen des Cervantes einen wahren Schatz sowohl der Unterhaltung als der Belehrung. „Wie sehr freut man sich,“ schrieb er Schiller'n, „wenn man das anerkannte Gute auch anerkennen kann, und wie sehr wird man auf seinem Wege gefördert, wenn man Arbeiten sieht, die nach eben den Grundsätzen gebildet sind, nach denen wir nach unserm Maße und in unserm Kreise selbst verfahren!“

So ging das Jahr 1795 unserm Dichter unter lebhafter Geistesthätigkeit zu Ende, indem zugleich die Anregungen, die er nach allen Seiten hin gegeben, in vielen kräftigen Geistern auf's Erfreulichste fortwirkten. Abgesehen von dem jetzt schon ungeheuren Einfluß seiner Schriften, verbreitete fortwährend sein Genius durch persönliche Berührung Licht und Leben um sich her. Schiller war, durch ihn ermuthigt und gekräftigt, in der Nähe, Meyer in der Ferne thätig, der Eine auf dem Felde der Poesie, der Andere auf dem der bildenden Kunst. Was Alexander von Humboldt seinem anregenden Gespräche auf dem Gebiete der Naturwissenschaft verdankt, würde dieser uns selbst am besten entwickeln können. Goethe sagt, indem er dieser Zeit gedenkt, er habe über naturwissenschaftliche Gegenstände, die ihn damals leidenschaftlich beschäftigten, sich

auf's Lebhafteste mit den Freunden unterhalten und fügt hinzu: „Es ist vielleicht nicht anmaßlich, wenn wir uns einbilden, manches von daher Entsprungene durch Tradition in der wissenschaftlichen Welt Fortgepflanzte trage nun Früchte, deren wir uns erfreuen, ob man gleich nicht immer den Garten benamset, der die Pfropfreiser hergegeben." Aber auch Jünglinge und angehende Männer nahmen jetzt eben die wohlthätigsten Einwirkungen seines Umganges in's Leben mit, wie August Herder, Max Jacobi, der ihn zu Ostern des Jahres verließ, und Friedrich von Stein, der, von der Reise nach England heimgekehrt, jetzt vom Herzog von Weimar nach Breslau geschickt wurde, um dort Staatsökonomie zu studiren. Wir verweilen einen Augenblick bei dem Letztern, weil Goethe gerade an ihm seine Erzieherkunst, vielleicht selbst mit größerer Sorgfalt und Ausdauer, als an seinem eigenen Sohne, geübt hat. Als Stein auf der Reise nach Breslau Körner in Dresden besucht hatte, schrieb dieser an Schiller: „Stein war hier und hat uns recht angenehme Empfindungen gemacht. In seinem ganzen Wesen ist Nichts, wodurch man für ihn begeistert werden könnte, aber ein gewisses Ebenmaß, das dem Gefühle so wohlthut, wie dem Auge die schönen Verhältnisse der Architektur. Er ist natürlich, unbefangen, heiter, verständig, ohne auszeichnende Fähigkeiten zu verrathen, empfänglich, ohne Spuren des Enthusiasmus, aber doch mit einer gewissen Wärme, über deren Grad man bei einer kurzen Bekanntschaft nicht urtheilen kann. Du kennst ihn länger und mußt wissen, ob man in irgend einem Fach etwas Vorzügliches von ihm zu erwarten hat. Oder war dieß vielleicht gar nicht die Absicht bei seiner Erziehung? Sollte er

nur zum Menschen gebildet werden? Waren überhaupt seine Triebe nie heftig? Oder wußte man sie durch ein Gegengewicht zu mäßigen? Was Du mir über die Erziehung dieses Menschen schreiben kannst, ist mir interessant. Ich habe ihn als ein pädagogisches Kunstwerk aufmerksam betrachtet.“ Schiller antwortete: „Goethe hat ihn eigentlich ganz erzogen, und sich dabei vorgesetzt, ihn recht objectiv zu machen. Auch mir ist Stein immer eine sehr wohlthätige Natur gewesen, und er hat mich zuweilen ordentlich mit dem, was man Genialität nennt, entzweit, weil er, ohne eine Spur davon, so gut und so schätzbar ist.“ Welche Zeugnisse für Goethe's Pädagogik! Wir fügen noch den Schluß der Biographie Stein's von Dr Ebers hinzu: „Baron von Stein war ein Mann, der allen den Verhältnissen, in welche ihn die Vorsehung berufen (er war General-Landschafts-Repräsentant in Schlesien, Präses der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, Mitgründer und Vorsteher des Vereins für den Blinden-Unterricht u. s. w.) wohl vorstand, und jeden seiner Wirkungskreise vollkommen ausfüllte. Er war nicht für diejenigen Zustände in der Welt berufen, welche in starken Färbungen hervortreten und in denen Licht und Schatten stark bezeichnet sind; seine Thätigkeit war in jenen stilleren Kreisen, in denen das Gute sich wie eine zarte Pflanze entwickelt, die, von sorgsamer Hand aufmerksam gepflegt, ihre Entwickelung und Erhaltung fordert. Die feste Beharrlichkeit, der rege Eifer, die Aufmerksamkeit, ohne daß die große Welt diese Tugenden gerade bemerkt, — das war sein Beruf, und den hat er getreulich erfüllt. Für alles Schöne, Gute und Große war und blieb sein Herz

offen. Manche Prüfung war ihm aufbehalten. Verlust des Vermögens durch kriegerisches Drangsal, Verlust seiner Gattin, erwachsener Söhne — das trug er mit Ruhe und Ergebung; nie hörte man von ihm auch bei tiefem Schmerze die Klage des Unmuths." Wer fühlt sich nicht bei den meisten dieser Züge lebhaft an seinen großen Erzieher erinnert!

Bevor wir uns anschicken, das Jahr 1796 mit seinem reichen und mannichfachen Ertrage zu überschauen, liegt uns noch ob, eine größere Production des vorigen Jahres, die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, im Zusammenhange zu betrachten. Goethe erwähnt sie in den Annalen unter dem Jahre 1793, ohne sich jedoch bestimmt darüber auszusprechen, ob sie dem ersten Ursprunge nach in dieses oder das nächstfolgende Jahr gehören. Die Idee dazu gab ihm ohne Zweifel Boccaccio's Decamerone ein. Wie dieser durch seine Erzählungen eine allgemeine Landes-Calamität, die jedes Gemüth mit Angst erfüllte, vergessen machen wollte: so gedachte Goethe durch seine Unterhaltungen die Aufmerksamkeit von den Tagesinteressen auf einen Augenblick wenigstens abzulenken und die politische Aufregung zu mildern, die wie eine grassirende moralische Pest den Frieden zwischen Verwandten und Freunden störte und beinahe jedes gesellige Zusammenseyn trübte. Er sah sich daher nach einer Folge von Erzählungen, Märchen u. dgl. um, die mit den politischen Interessen Nichts zu schaffen hätten; zusammengehalten und wie von einem gemeinsamen Rahmen umschlossen sollten sie durch die zwischendurchlaufende Geschichte und die als Prologe und Epiloge sich anschließenden Gespräche der Ausgewanderten werden, — eine

Form, die später von Tieck im Phantasus, von Hoffmann in den Serapionsbrüdern u. A. nachgeahmt worden.

Nach einem Briefe Schiller's vom 28. October 1794 zu urtheilen, scheint Goethe ihm damals schon (wahrscheinlich geschah es bei seinem Besuche zu Jena im September jenes Jahres) den Plan vertraut zu haben; denn Schiller erinnert ihn an „die Idee, die Geschichte des ehrlichen Procurators aus dem Boccaz zu bearbeiten.“ Am 27. November erhielt er von Goethe den Eingang zu den Erzählungen für die Horen zugesandt. Er fand das Ganze sehr zweckmäßig eingeleitet, nur bedauerte er, daß der Leser so wenig auf einmal zu übersehen bekomme, und wünschte, daß die erste der Erzählungen hätte mitgegeben werden können. Auch besorgte er, an dem, was Goethe dem Geheimen-Rath in den Mund lege, möge eine Partei des Publicums, und zwar die nicht am wenigsten zahlreiche, vielleicht Anstoß nehmen. Dann glaubte er ferner ein Vorwort für den Hofrath einlegen zu müssen: Goethe möge ihn durch den hitzigen Carl, wenn er sein Unrecht eingesehen, zurückholen und in der Gesellschaft bleiben lassen. Endlich nahm er sich noch des alten Geistlichen gegen seine unbarmherzige Gegnerin an, die, wie er mit Recht meinte, es doch fast zu arg mache. Goethe versprach den „Prologus“ noch einmal durchzugehen, dem heftigen Carl vielleicht noch ein Forte zu geben und dem Geheimen-Rath und Luisen Sourdinen aufzulegen. Er scheint indeß nicht viel daran gethan zu haben; wenigstens erregt die Unterhaltung Luisen's mit dem Geistlichen noch immer Bedenken.

Auf die Einleitung folgen zunächst zwei Spukgeschichten. Die erste derselben ist einer brieflichen Erzählung der berühmten

Schauspielerin Clairon frei nachgebildet. Goethe gedenkt ihrer zuerst in einem Briefe an Schiller vom 5. December 1794: „Schreiben Sie mir durch den rückkehrenden Boten, ob Ihnen etwas von einer gespenstermäßigen Mystificationsgeschichte bekannt sey, welche vor vielen Jahren Mlle. Clairon begegnet seyn soll, und ob vielleicht in irgend einem Journal das Märchen gedruckt ist. Wäre das nicht, so lieferte ich sie noch (für das erste Stück der Horen), und wir fingen so recht vom Unglaublichen an, was uns sogleich ein unendliches Zutrauen erwerben würde." Schiller sah sich vergebens nach der Geschichte um; unterdeß wurde Goethe des Briefes, vielleicht in einer Abschrift, habhaft, und legte ihn seiner Erzählung in allen einzelnen Punkten zu Grunde. Am 10. Januar 1795 schickte er an Schiller das Manuscript und sprach dabei den Wunsch aus, daß er seines großen Vorfahren Henning's („von Geistern und Geistersehern." 1770) nicht ganz unwürdig möge geblieben seyn.*) — Die zweite Geschichte hält man wohl mit Unrecht für eine vom Dichter selbst erfundene, womit er den Glauben an die erste habe schwächen wollen. Er verdankte sie vermuthlich einer mündlichen Ueberlieferung, wie die erste einer schriftlichen. Auf eine solche Quelle einiger von diesen Geschichten deutet Goethe selbst hin, indem er den Alten sagen läßt: „Ich will freilich nicht leugnen, daß ich auch aus alten

*) Eine von H. Düntzer angestellte Vergleichung der Goethe'schen Erzählung mit dem Original, siehe im Archiv für das Studium der neuen Sprachen und Literaturen, herausgeg. von Herrig und Viehoff, Bd. III., Heft. II., S. 171 ff.

Büchern und Traditionen Manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt antreffen.“ Und an einer andern Stelle antwortet er auf die Frage, woraus seine Sammlung von Geschichten bestehe: „Ich lebe schon lange in der Welt und habe immer gern auf das Acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Uebersicht der großen Geschichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publicum trägt, die man sich insgeheim einander erzählt, gibt es manche, die einen reinern, schönern Reiz haben, als den Reiz der Neuheit, manche die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch haben u. s. w.“ Daß aber Goethe gerade mit Spukgeschichten den Anfang gemacht, darf nicht befremden; es erklärt sich sowohl aus der Tendenz des ganzen Werkes, als aus des Verfassers Eigenthümlichkeit. Der Leser sollte von den politischen Tagesinteressen möglichst weit und durch möglichst picante Stoffe abgezogen werden. Beides leisten die Gespenstergeschichten, welche die Gedanken auf das Gebiet des Uebersinnlichen hinüberführen und die meisten Menschen mit ganz besonderem Reize fesseln. Daß Goethe aber selbst, obwohl er in dem Briefe an Schiller über die Mystificationsgeschichte scherzt, dennoch ein ganz eigenes Interesse an solchen Erzählungen fand, wird der Leser aus Früherm begreiflich finden. Wir erinnern nur an die Art, wie er in der Selbstbiographie von dem Ahnungsvermögen seines

Großvaters spricht, und an sein Gesicht bei dem Abschied von Sesenheim.

Nach den beiden gespenstigen Geschichten begegnen wir zwei mysteriösen, welche aus den Memoiren des Marschalls von Bassompierre *) geschöpft sind. Das Picante liegt hier einerseits in dem geheimnißvollen Dunkel, das über dem Schicksal der schönen Krämerin, wie über der Person der schönen Frau ruht, die den Ahnherrn Bassompierre auf seinem Sommerhause besuchte, anderseits in den galanten Abenteuern des jüngern und ältern Bassompierre. Durch diese beiden Eigenschaften bilden die zwei Erzählungen den Uebergang von dem ersten Paar zum dritten Paar, zu den moralischen Geschichten. Die eine derselben, die Geschichte von dem ehrlichen Procurator, deren schon oben gedacht worden, ist nicht, wie Schiller annahm, aus dem Boccaccio geschöpft, bei dem sie gar nicht vorkommt, sondern wahrscheinlich entweder aus der 1482 erschienenen Sammlung „Les cent nouvelles nouvelles," wo sie sich am Schlusse findet unter dem Titel: „Le saige Nicaise ou l'amant vertueux," oder, nach Düntzer's Vermuthung, aus der Sammlung „Ducento novelle" von Celio Malespini (1609). Für die letztere Annahme spricht der Umstand, daß hier der tugendhafte Geliebte als Procurator vorkommt, während er in den „Cent nouvelles nouvelles" als un très saige clerc bezeichnet ist. Der Goethe'=

*) Les galanteries du Maréchal de Bassompierre, zuerst 1631 erschienen.

schen Nachbildung schließt sich ein Gespräch über moralische Erzählungen überhaupt zwischen Luisen und dem Alten an, wobei Letzterer die Bemerkung macht, es müßten alle eigentlich moralischen Erzählungen immer eine und dieselbe Geschichte enthalten, indem jede zu zeigen habe, daß der Mensch in sich eine Kraft hege, aus Ueberzeugung des Bessern selbst gegen seine Neigung zu handeln. Damit macht Goethe den Alten, wie Guhrauer*) treffend bemerkt, ganz zum Vertreter des Kantischen Moralprincips, während an Schiller's Erklärung von der schönen Seele (im Aufsatz „über Anmuth und Würde") die vermittelnde Aeußerung der Baronesse erinnert: „Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, schon höchlich erfreuen; aber Schöneres ist Nichts in der Welt, als Neigung durch Vernunft und Gewissen geleitet." Die andere moralische Erzählung, von Ferdinand, dürfte eben so wenig, wie die zweite Spukgeschichte, eine reine Erfindung Goethe's, sondern, wie sie, aus mündlicher Ueberlieferung oder aus Beobachtung der Schicksale Anderer geflossen seyn. Die Verschuldung, die in der vorhergehenden Erzählung nur eingeleitet ist, vollendet sich hier; der Sohn vergreift sich an dem Gelde des Vaters. Aber dafür ist auch die Selbstüberwindung um so reiner durchgeführt. Der Grundsatz der Entsagung, der in unsers Dichters Leben eine so große Rolle spielt, bildet den ideellen Kern in beiden moralischen Erzählungen.

---

*) Anzeigeblatt der Wiener Jahrbücher, B. 116.

Auf die drei Gruppen von je zwei gespensterhaften, mysteriösen und moralischen Geschichten ließ Goethe zum Schluß der Unterhaltungen ein Märchen folgen, damit „sie durch ein Product der Einbildungskraft gleichsam in's Unendliche ausliefen." Ein Brief aus Carlsbad an Schiller vom 8. Juli 1795 deutet auf dasselbe voraus. „Indem ich auf meiner Herreise," schreibt Goethe, „einige alte Märchen durchdachte, ist mir Verschiedenes über die Behandlungsart derselben durch den Kopf gegangen. Ich will ehestens eins schreiben, damit wir einen Text vor uns haben." Am 18. August kündigte er Schiller den Beschluß der letzten Geschichte (von Ferdinand) und den Uebergang zum Märchen an; am 26. September sandte er es ihm ganz vollendet zu mit der Hoffnung, daß „die achtzehn Figuren dieses Dramatis, als eben so viele Räthsel, den Räthselliebenden willkommen seyn sollten." Schon diese Worte lassen vermuthen, daß wir hier kein ganz freies Product der Einbildungskraft vor uns haben; und Schiller meinte sogar in einem Briefe an Goethe, man könne sich nicht enthalten, in Allem eine Bedeutung zu suchen. Das Letztere war nun freilich nicht Goethe's Intention; er wollte ein Märchen liefern, das, als ein ächtes Kunstwerk, selbstständig den Leser ergötze und nicht erst durch eine Deutung Reiz gewinne; aber er schloß damit nicht das feine Anklingen eines tiefern Sinnes, im Ganzen wie in manchen Einzelnheiten, aus.

Diesen tiefern Sinn finden wir mit Düntzer in dem Gedanken, daß das wahre Glück der Menschheit nicht auf

schrankenloser, unbedingter Freiheit beruhe, die sich nie verwirklichen lasse, und wo sie angestrebt wird, nur Unheil und Verderben anrichte, sondern auf einer durch Weisheit, Schein und Gewalt gesicherten Herrschaft, unter welcher allein wahre Freiheit gedeihen könne;" — so daß also die Politik, die nach der Verabredung der Ausgewanderten von ihrer Unterhaltung ausgeschlossen bleiben sollte, sich schelmisch genug unter der Form des Märchens dennoch wieder einschleicht. In Betreff der Einzelnheiten erlaubt uns der Raum nur kurze Andeutungen zu geben. Die schöne Lilie ist die Personification der Freiheit oder vielmehr der Freiheitsbestrebungen. Diese gehen, insofern sie rein sind, ursprünglich aus der Liebe hervor, aus dem warmen Gefühl für das Glück und die Rechte aller Menschenclassen. Sie üben daher auch, weil sie so edelmenschlichen Ursprungs sind, einen mächtigen Zauber auf die Gemüther. Aber die Freiheitsideen werden, wie uns die bitterste Erfahrung gezeigt hat, zum Verderben und Fluch der Völker, wenn sie mit blinder Rücksichtslosigkeit verfolgt werden. Daraus erklärt es sich, warum die Lilie einerseits so lieblich und reizend und anderseits so gefährlich und verderblich dargestellt ist. Sie belebt das Todte, wie die Revolutionszeit erstorbene Rechte und schlummernde Kräfte zu neuem Leben aufrief; aber sie tödtet das Lebendige durch ihre Berührung, wie die Revolution so Vieles tief in der Zeit und dem Volksgeist Gewurzelte umstieß und vernichtete. Jener Freiheit fiel auch die legitime Herrschaft zum Opfer; und so tödtet auch die Lilie durch ihre Berührung

den schönen Jüngling, um dessen Schultern ein Purpurmantel hängt, der aber mit nackten Sohlen durch den heißen Sand watet; denn dieser ist die Verkörperung der legitimen, durch die Revolution bereits um den größten Theil ihrer Macht und ihres Glanzes geschmälerten Dynastie. Goethe war nun, wenn wir das Märchen richtig deuten, der Ansicht, nur aus der Vermählung des schönen Jünglings mit der Lilie, aus der Verbindung der legitimen Herrschaft mit der Freiheit könne der Welt Heil und Segen erwachsen; d. h. nur dann, wenn ein von Menschenliebe durchdrungener Herrscher, der nicht bloß dem Namen, sondern auch der Macht nach König sey, die Freiheitsideen in sich aufnehme und verwirkliche, dürfe die Welt den wahren Genuß der Freiheit erwarten. Die wahre Herrschaft dachte sich Goethe als eine dreifache, als die der Weisheit, des Scheins und der Gewalt, was, wie Guhrauer treffend bemerkt, an die Lehre der Freimaurer erinnert, wonach Weisheit, Stärke, Schönheit (wisdom, strength, beauty) die Pfeiler der Loge sind. Jedoch ist Goethe's Schein nicht für gleichbedeutend mit Schönheit zu nehmen, sondern bezeichnet den die Krone umgebenden Glanz und Nimbus. Jene drei Arten der Herrschaft sind durch die drei Könige, den goldenen, silbernen und ehernen verbildlicht; der vierte zusammengesetzte König stellt die constitutionelle Mischherrschaft dar, die bald zusammenbrechen muß.

Zu Anfange des Märchens finden wir die Lilie walten, d. h. die Freiheitsideen eine verderbliche Herrschaft üben; der legitime Herrscher wandelt, einem tiefen Schmerze Preis

gegeben, umher; ein glänzender Harnisch bedeckt zwar noch seine Brust, ein Purpurmantel wallt noch um seine Schultern, aber sein Haupt ist unbedeckt, sein holdes Gesicht, seine schön gebauten Füße sind den Strahlen der Sonne ausgesetzt. Die wahre Herrschaft existirt nicht mehr in der Wirklichkeit, sondern nur jenseits des von den Zeitstürmen angeschwellten Flusses, als ein Tempel in tiefen Felsenklüften, gleichsam als eine todte Abstraction, als ein Ideal. Mit diesem Tempel sind nur der Alte mit der Lampe, welcher die stille forschenden Weisen symbolisch darstellt, und die Schlange bekannt, die hier ebenfalls ein Symbol der Weisheit und zugleich der werkthätigen, aufopferungsfähigen Liebe ist, wie sie auch bei den Griechen als Heilschlange, Wahrsagerin, Symbol der Fruchtbarkeit und des Lebens erscheint. Erst nachdem jener Tempel von der andern Seite des Flusses an das diesseitige Ufer, aus den tiefen Felsenklüften an das Tageslicht, aus dem Gebiete der Abstraction in die Wirklichkeit geführt worden, kann sich für die Welt die Periode des Heils und des Segens eröffnen. Zur Erreichung dieses Ziels, wie zur Wiederbelebung des schönen Jünglings sind nun besonders der Alte mit der Lampe und die Schlange behülflich; indeß erkennt der Alte ausdrücklich an, daß nicht ein Einzelner helfen könne; sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde verbinde. Die Schlange opfert sich zuletzt selbst auf und bildet die herrliche Brücke, über die alles Volk, zu Fuß und Roß und Wagen dem neuerhobenen Tempel zuströmt. Die Bedeutung der Schlange wird noch besonders durch den

Gegensatz zu den Irrlichtern hervorgehoben. Diese sind die muthwilligen, lieb- und rücksichtslosen Aufklärer, die Freude an der Bewegung haben und daher den Kahn auf dem Strome absichtlich zum Schwanken bringen, die ihre geistreichen, oft gefährlichen Gedanken zum Spaß als glänzende Goldstücke ausstreuen, von denen eines schon unter Umständen den Strom zu entsetzlichen Wellen erheben kann. Der Schlange aber ist dieses Gold ungefährlich; sie verschlingt es, und wird davon leuchtend und untersucht beim Schimmer des Lichtes den Tempel in den dunkeln Felsklüften, dessen Daseyn sie bisher nur durch das Gefühl erkannt hatte.

Mit diesen flüchtigen Andeutungen uns begnügend, bemerken wir nur noch, daß Goethe sich mit einem zweiten, entschiedener allegorischen Märchen trug, welches nicht zur Ausführung gelangt ist. Hätte er es vollendet, so würden die Unterhaltungen aus vier symmetrischen Gruppen von je zwei Stücken bestehen. Ein paar Jahre später hatte er noch etwa ein halb Dutzend Märchen und Geschichten im Sinne, die er als zweiten Theil der Unterhaltungen zu bearbeiten gedachte. Allein auch dieser Plan ist ein frommer Wunsch geblieben.

Eilftes Capitel.

Die Xenien begonnen. Iffland zu Besuch. Egmont umgearbeitet. Alexis und Dora. Musen und Grazien in der Mark. Votivtafeln. Die Epigrammen-Sammlungen Vielen und Einer. Die Eisbahn. Charakteristik der Xenien. Die übrigen Gedichte Goethe's im Musenalmanach 1797. Naturwissenschaftliche Forschungen. Vollendung von Wilhelm Meister's Lehrjahren.

Wir fassen von dem wichtigen Jahre 1796 zunächst die erste größere Hälfte bis zur Vollendung der Xenien und Wilhelm Meister's in's Auge. In beiden Productionen, zumal in der erstern, verschränkten unsere zwei größten Dichter ihre Geister auf's Innigste in einander. Goethe konnte jetzt Schiller's Gespräch oder Briefwechsel nicht mehr entbehren. So finden wir ihn denn auch wieder vom 3. Januar an ein paar Wochen lang in Jena, wo die beiden Freunde die Abendstunden bis tief in die Nacht mit einander zubrachten. Dießmal galten ihre Conferenzen größtentheils „einem gemeinschaftlichen opus für den neuen Almanach," wie Schiller an Körner meldete, einem Werke, „das eine wahre poetische Teufelei seyn werde, die noch kein Beispiel habe." Es waren eben die Xenien. Die ungünstige Aufnahme, welche Schiller's Horen ganz gegen alle Erwartung gefunden, hatte in ihm eine sehr gereizte Stimmung erzeugt, die sich in seiner Correspondenz und seinen Unterhaltungen mit Goethe oft genug in bitteren Worten Luft machte. Dieser hatte ihm darauf

schon im vorigen Jahre vorgeschlagen, Alles, was gegen die Horen gesagt worden, zusammenzusuchen und darüber beim Jahresschlusse ein literarisches Gericht zu halten. Hieraus entwickelte sich nun weiter, als ihm zufällig im December 1795 die Xenien des Martial zu Gesicht kamen, der Gedanke, auf alle Zeitschriften Epigramme, jedes in einem Distichon, wie die des Martial, zu machen und die ganze Sammlung in den nächsten Musenalmanach zu bringen. Er übersandte sogleich ein Dutzend solcher Xenien als Probe. Schiller fand den Einfall „prächtig"; nur müßte man, meinte er, um das Hundert voll zu machen, auch über einzelne Werke herfallen. „Welchen Stoff," schrieb er, „bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworener Feind, die Leipziger Geschmacksherberge (die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften), Thümmel, Göschen als sein Stallmeister u. dgl. dar!" Jetzt, im Januar 1796 sprühten Abends bei dem mündlichen Verkehr die Geistesfunken lustiger und reicher, und die Sammlung der beißenden Gastgeschenke begann zu wachsen. „Seitdem Goethe hier ist," schrieb Schiller noch am 4. Januar spät Abends an Humboldt, „haben wir angefangen, Epigramme von einem Distichon im Geschmack der Xenien des Martial zu machen. In jedem wird nach einer deutschen Schrift geschossen. Es sind schon seit wenig Tagen über zwanzig fertig." Bei Goethe's Abreise, der die Epigramme mitnahm, um sie in Weimar in's Reine schreiben zu lassen, belief sich die Zahl auf sechsundsechzig,

und Schiller versprach ihm, daß, ehe er Weimar erreichte, an achtzig daraus werden sollten. *)

Am 22. Januar übersandte Schiller wieder eine Lieferung, obwohl eine minder starke, als er gehofft hatte. „Es geht mit diesen kleinen Späßen," schrieb er, „doch nicht so rasch, als man glauben sollte, da man keine Suite von Gedanken und Gefühlen dazu benutzen kann, wie bei einer längern Arbeit. Sie wollen sich ihr ursprüngliches Recht als glückliche Einfälle nicht nehmen lassen." Goethe aber war unterdessen zu Weimar in ein sehr buntes und geräuschvolles Leben gerathen. Am 23. fand sich dort die Darmstädter Herrschaft ein, worauf gleich am nächsten Tage Cour, Diner, Concert, Souper und Redoute folgten. Eine Woche ging sodann auf Proben hin, da auf den 30. die Advocaten von Iffland und auf den 2. Februar eine neue Oper anberaumt waren. Zudem hatte er einen Aufzug zu einer abermaligen Redoute auf den 29. Januar, als den Vorabend des Geburtstagsfestes der Herzogin, zu arrangiren. Er berichtete darüber an Schiller am 30. Januar: „Da man jetzt bloß in Distichen spricht, so mußte der türkische Hof selbst sein Compliment an die Herzogin in dieser Versart bringen, wie Sie aus der Beilage sehen werden. Eine andere Gesell-

*) Nr. 147 in dem Briefwechsel Schiller's mit Goethe ist augenscheinlich ein Billet, das Goethe noch in Jena erhielt. Vergl. Düntzer's Abhandlung über die Xenien im Archiv für neuere Sprachen und Literaturen, herausgeg. von Herrig und Viehoff, Jahrg. 1848.

schaft hatte einen Zug von gemischten Masken aufgeführt, unter welchen sich ein paar Irrlichter sehr zu ihrem Vortheil ausnahmen; sie waren sehr artig gemacht, und streuten, indem sie sich drehten und schüttelten, Goldblättchen und Gedichte aus. *)

Ungeachtet dieser Zerstreuungen, und obwohl ihm zwischen all' den bunten Bildern das achte Buch seines Romans und eine von ihm unternommene Biographie Cellini's mitunter als mahnende Gestalten erschienen, war doch die Zahl der Xenien am 30. Januar bis gegen zweihundert gestiegen. Dieses erklärt sich daraus, daß er mittlerweile auf eine neue, reiche Quelle von Epigrammen aufmerksam geworden war, worauf er schon in einem Briefe vom 27. Januar an Schiller hindeutete: „Wenn wir unsere vorgesetzte Zahl ausfüllen wollen, so werden wir noch einige unserer nächsten Angelegenheiten behandeln müssen; denn wo das Herz voll ist, geht der Mund über." Es schwebten ihm hierbei zunächst seine naturwissenschaftlichen Interessen vor, und besonders seine Polemik gegen Newton. Indem solche Xenien keinem einzelnen Lebenden, ja zum Theil nur einer wissenschaftlichen Angelegenheit galten, bildeten sie gewissermaßen schon den Uebergang zu den unpersönlichen, friedlichen, unschuldigen Epigrammen, die wir bald zwischen den satyrischen auftauchen sehen werden. Aber auch bei Schiller hatten sich unterdessen

*) Dieß erinnert an die Irrlichter des Märchens in den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

neue Ideen für die Xenien entwickelt. „Ich denke," schrieb er am 31. Januar, „daß, wenn Sie etwa zu Ende dieser Woche kommen, Sie ein Hundert und darüber finden sollen. Wir müssen die guten Freunde in allen ordentlichen Formen verfolgen, und selbst das poetische Interesse fordert eine solche Varietät innerhalb unsers strengen Gesetzes, bei einem Monodistichon zu bleiben. Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodieen entdeckt, die auch zum Theil schon ausgeführt sind;*) ebenso auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die Lebenden zu plagen. Denken Sie auf eine Introduction Newton's in der Unterwelt — wir müssen auch hier unsere Arbeiten in einander verschränken. Beim Schlusse, denke ich, geben wir noch eine Komödie in Epigrammen. Was meinen Sie?" Mit außerordentlichem Eifer arbeitete Schiller in den nächsten Tagen an den Xenien fort. Am 5. Februar schrieb er, Goethe werde bei ihm gegen vierzig neue finden; etwa achtzig andere, die zusammen gehörten und in Kleinigkeiten noch nicht ganz fertig seyen, behalte er einstweilen noch zurück. Und ein paar Tage später heißt es: „Hier einige Dutzend Xenien, die seit heut und gestern in Einem Raptus entstanden." In den von Goethe geschickten

*) Er mußte aber später diese Parodieen ausscheiden, weil sie sich nicht bequem an das Ganze anfügten. Die Todtenerscheinungen brachte er X. 332 bis 413 unter.

neuen freute er sich auch mehrere politische anzutreffen; denn da sie doch zuverlässig an den unsicheren Orten confiscirt würden, so sehe er nicht ein, warum sie es nicht auch von dieser Seite verdienen sollten.

Goethe, welcher die erste Hälfte des Februars noch in Weimar bleiben mußte, fand über fortdauernden Zerstreuungen keine Muße, mit dem Freunde zu wetteifern. „Ich leide noch immer unsäglich am Carneval," klagte er am 12. Februar, „und durch die abermalige Ankunft fremder Prinzen werden unsere Theater- und Tanzlustbarkeiten verrückt und gehäuft." Was ihm an Zeit übrig blieb, widmete er dem Wilhelm Meister, dem Leben Cellini's, woraus er einzelne interessante Partieen zu übertragen begann, und der Knebel'schen Uebersetzung der Elegieen von Properz. Die letztere, welche für die Horen bestimmt war, revidirte er mit Knebel auf's Sorgfältigste und verbesserte so Vieles, daß sie wiederholt copirt werden mußte. Weil Schiller fortwährend um Beiträge für die Horen verlegen war, so suchte er die Beschreibung seiner Schweizerreise vom Jahre 1779 hervor *) und machte dem Freunde den Vorschlag, einzelne ausführliche Tableaus, z. B. das Münsterthal, die Aussicht vom Jura, auszuziehen und ohne Zusammenhang hinzustellen. Dieser scheint indeß anderer Ansicht gewesen zu seyn, denn wir finden in dem achten Stück der Horen des Jahres 1796 die fortlaufende briefliche Darstellung der Reise, wie jetzt in Goethe's sämmtlichen Werken,

*) Vergl. Th. II., S. 456 f.

nur daß der erste Brief ganz weggelassen und auch weiterhin mehrere Partieen abgekürzt und zusammengezogen sind. Einige dieser Abkürzungen wurden dadurch nöthig, daß Goethe Alles, was die Personen bezeichnete, getilgt haben wollte. Selbst solche Andeutungen, wie der Graf (der Herzog) und Freund W. (Wedel), sind strenge vermieden.

Von der Mitte Februars an bis in den Juni hinein gewährt die Hauptquelle unserer Biographie für alle diese Jahre, der Briefwechsel Goethe's mit Schiller, nur einen spärlichen Ertrag, indem die beiden Dichter jene Monate hindurch meistens beisammen waren. Bis etwa Mitte März lebte Goethe in Jena. Daran schloß sich ein Aufenthalt Schiller's bei Goethe in Weimar vom 23. März bis zum 20. April. Einige Tage später kam Schiller nochmals nach Weimar zur Aufführung des von ihm für die Bühne bearbeiteten Egmont, worauf dann Goethe mit ihm nach Jena zurückkehrte und dort, mit kurzen Unterbrechungen, bis gegen den 9. Juni verweilte. Während dieses Zusammenlebens entstand ohne Zweifel wieder eine gute Anzahl Xenien; namentlich mögen, indem die beiden Dichter sich damals über ihre Maximen in Kunst und Leben und die Resultate ihrer Forschung und Beobachtung aussprachen, viele der von ihnen selbst als „würdige, ernsthafte, philosophische, zarte" bezeichneten Epigramme, der sogenannten V o t i v t a f e l n, gedichtet worden seyn. Daneben rückte die Uebersetzung des Cellini vor, die Goethe Anfangs im Auszuge, jetzt aber ganz zu geben entschlossen war. „Was ist das menschliche Leben im Auszuge?"

schrieb er darüber an Meyer; „alle pragmatische biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen.“ Ueber der Arbeit fand er, daß es mit der Uebersetzung eines Buches, wie mit dem Copiren eines Gemäldes gehe; man lerne beide durch die Nachbildung erst recht kennen. Bei dem gemeinsamen Aufenthalte mit Schiller in Weimar nahm vorzüglich das Theater unsere Dichter in Anspruch. Es fand sich nämlich zu eben dieser Zeit Iffland daselbst ein, um einige Wochen hindurch Gastrollen zu geben. Seine Vorstellungen wurden, wie Goethe selbst in den Annalen sagt, von dem belehrenden, hinreißenden, unschätzbaren Beispiel abgesehen, der Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünschenswerthe näher kennen zu lernen. *) „Zu diesem Zwecke,“ fährt er fort, „redigirte Schiller, der an dem Vorhandenen immer festhielt, den Egmont, welcher zum Schlusse der Ifflandischen Gastrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf deutschen Bühnen vorgestellt wird.“ Goethe hat uns in seinem Aufsatze „Ueber das deutsche Theater“ **) eine Skizze dieser Bearbeitung mitgetheilt. Er ließ den Freund, wie uns aus Früherm bekannt ist, bei seiner Redaction gewähren, obwohl er grausam genug verfuhr und zu Goethe's Verdrusse die ganze Rolle der Regentin ausfallen ließ. Schiller berichtet darüber in einem Briefe an Körner, er habe verschiedene neue Scenen zu dem Stücke dichten und

*) Vergl. über Iffland Goethe's Brief an Meyer vom 3. April 1796.

**) Bd. 35, S. 345 ff. (Ausg. in 40 B.)

mit den alten sich manche Freiheit herausnehmen müssen, so daß die Tragödie gewissermaßen Goethe's und sein gemeinschaftliches Werk sey. Nicht wenig trug das dießmalige Zusammenseyn der beiden Dichter zur engern Schürzung ihres Geistes- und Herzensbundes bei. Schiller wohnte in Goethe's Hause und war ihm behülflich, für Iffland eine Societät zu eröffnen. Er meldet darüber an Humboldt: „Goethe wollte nicht gern zu viel Anstalten Iffland's wegen machen, und doch wissen Sie, daß man in Weimar Alles aufbieten muß, um auch nur Etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil des Societätsarrangements auf meinen Namen, und indem wir, Goethe und ich, zusammen sind, verwandelt sich die ganze Historie in eine Komödie für uns." Dafür ließ Goethe es aber auch nicht an der liebevollsten Aufmerksamkeit gegen Schiller fehlen, und wußte ihn so zu erheitern, daß dieser sich wieder einer leidlichen Gesundheit und des längere Zeit entbehrten ruhigen Schlafes erfreute. Im Schauspielhause, das keine Logen hatte, ließ Goethe ihm eine besonders machen, wo er ungestört seyn konnte, und wenn er sich einmal nicht ganz wohl fühlte, wenigstens den Vortheil hatte sich vor Niemand zwingen zu dürfen. Nachdem hierauf die beiden Freunde sich nach Jena zurückgezogen hatten, belebten sich dort ihre Abendconferenzen durch den Zutritt Körner's, der am 27. April bei Schiller zum Besuch eintraf und ein paar Wochen blieb. Dieser edle, gemüth- und geistreiche Herzensfreund Schiller's rückte jetzt auch Goethe'n sehr nahe und griff durch musikalische Compositionen, Kritik und warme

Theilnahme an ihren Productionen anregend und fördernd in den Geistesverkehr der beiden Dichter ein. Nach seiner Abreise gab es wieder viele neue „gottlose und fromme Xenien," wie Schiller am 6. Juni an Körner berichtete, und zugleich rückte Wilhelm Meister dem Ende zu. Außerdem fällt die Entstehung von „Alexis und Dora," so wie die des Spottliedes „Musen und Grazien in der Mark" in diesen Aufenthalt unseres Dichters zu Jena. Dann erfahren wir noch aus dem Briefwechsel Schiller's mit Körner, daß Goethe damals sich mit dem Plane zu einem Gedichte „Hero und Leander" trug, den er später, wie die Kraniche des Ibykus, an Schiller abgetreten zu haben scheint. *)

Sobald Goethe wieder zu Hause war, begann das Xenienheft auf's Neue zwischen Weimar und Jena hin und her zu wandern und zu wachsen. Unter dem 10. Juni kam eine Sendung von Goethe, wobei er sein Bedauern äußerte, daß auch dießmal das Contingent des Hasses doppelt so stark, als das der Liebe sey. In seine Ansicht, daß man sich bei aller Bitterkeit vor criminellen Inculpationen hüten müsse, stimmte Schiller ein. „Ich bin sehr dafür," erwiderte er, „daß wir nichts Criminelles berühren, und überhaupt das

---

*) Aus einem Briefe an Meyer vom 20. Mai geht hervor, daß er dießmal mit der Absicht, den Wilhelm Meister zu enden, nach Jena gegangen war; er habe nun zwar, heißt es weiter, in den letzten vierzehn Tagen allerlei löbliche und erfreuliche Dinge zu Stande gebracht, nur gerade das nicht, was er sich vorgenommen.

Gebiet des frohen Humors so wenig als möglich verlassen. Sind doch die Musen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch Nichts." Ueberhaupt scheint die Beschäftigung mit den Xenien für beide Dichter eine allmählige Selbstläuterung von Haß und Bitterkeit gewesen zu seyn; denn von nun an ist auch von freundlichen Xenien mehr die Rede. „Gar zu gerne," heißt es in Schiller's Brief vom 18. Juni, „hätte ich die lieblichen und gefälligen Xenien an das Ende gesetzt; denn auf den Sturm muß die Klarheit folgen. Auch mir sind einige in dieser Gattung gelungen, und wenn Jeder von uns nur noch ein Dutzend in dieser Art liefert, so werden die Xenien sehr gefällig enden." Er machte auch Goethe'n den Vorschlag, er möge, um die Zahl dieser poetischen und freundlichen Xenien zu vermehren, eine Wanderung durch die wichtigsten Antiken und die schönsten italienischen Meisterwerke anstellen, die um so passendere Stoffe darböten, als sie lauter Individua seyen. Obwohl Goethe den Gedanken nicht ausführte, so wurden doch die ernsthaften und wohlmeinenden Xenien allmählig so mächtig, daß er meinte, den Lumpenhunden, die angegriffen seyen, müsse man es mißgönnen, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt werde.

Die Zahl der Epigramme mochte jetzt auf etwa siebenhundert angewachsen seyn. Als aber Schiller sich nun an die Redaction des Ganzen machte, fand er, daß noch eine bedeutende Menge neuer Monodistichen nöthig war, wenn die Sammlung den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Was am meisten

den Anspruch auf eine gewisse Universalität erregte und ihn bei der Redaction in Verlegenheit setzte, waren die philosophischen und rein poetischen, die bei Weitem noch nicht die gehörige Vollständigkeit erlangt hatten, und diese ihnen nachträglich noch zu geben, verhinderte die Vollendung des Wilhelm Meister, welche jetzt nicht bloß Goethe, sondern auch Schiller in Anspruch nahm. Schiller entschloß sich daher, Alles in kleine Gruppen zu zertheilen und zerstreut in den Almanach aufzunehmen. Goethe, dem er den Plan mittheilte, gestand, daß es ihm einen Augenblick recht wehe gethan, das schöne Karten- und Luftgebäude mit den Augen des Leibes so zerstört, zerrissen, zerstrichen und zerstreut sehen zu müssen; doch fügte er sich in den Gedanken. Bald aber fand Schiller neuen Rath. „Die erste Idee der Xenien,“ schrieb er am 1. August an Goethe, „war eigentlich eine fröhliche Posse, ein Schabernack, auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß, und der Trieb zersprengte das Gefäß. Nun habe ich aber, nach nochmaligem Beschlafen der Sache, die natürlichste Auskunft von der Welt gefunden, Ihre Wünsche und die Convenienz des Almanachs zugleich zu befriedigen. Wenn wir die philosophischen und poetischen, kurz die unschuldigen Xenien in dem vordern und gesetzten Theile des Almanachs unter den anderen Gedichten bringen, die lustigen hingegen unter dem Namen Xenien als ein eigenes Ganzes dem ersten Theile anschließen, so ist geholfen. Auf einen Haufen beisammen und mit keinen ernsthaften untermischt, verlieren sie Vieles

an ihrer Bitterkeit; der allgemein herrschende Humor entschuldigt jedes einzelne, und zugleich stellen sie wirklich ein gewisses Ganzes dar. So wären also die Xenien zu ihrer ersten Natur zurückgekehrt, und wir hätten doch auch nicht Ursache, die Abweichung von jener zu bereuen, weil sie uns manches Gute und Schöne hat finden lassen.“ Goethe erklärte sich mit diesem Plane ganz einverstanden, und so brachte denn der Musenalmanach für das Jahr 1797 die persönlichen Epigramme zum Schluß unter dem Namen Xenien als ein Ganzes; aus den übrigen Epigrammen wurden drei andere abgeschlossene und geordnete Sammlungen gebildet, eine größere unter dem Titel Votivtafeln, und zwei kleinere, von denen die eine Vielen, die andere Einer überschrieben ist. Außerdem wurden noch einzelne Epigramme zwischen die übrigen Gedichte des Almanachs vertheilt.

Wir verweilen, ehe wir die Lebensumstände unseres Dichters weiter verfolgen, einen Augenblick bei diesen vier Sammlungen von Epigrammen und den übrigen Goethe'schen Gedichten, welche der Almanach für das Jahr 1797 brachte. In welchem Sinne die Dichter die größere Sammlung der allgemeinen Epigramme Votivtafeln *) benannten, sagt das einleitende Distichon:

---

*) Tabulae votivae hießen bei den Römern Tafeln, welche die einer Gefahr Entronnenen, einem Gelübde gemäß (ex voto), zum Dank gegen die rettende Gottheit in deren Tempel aufhingen. Ein darauf geschriebener Spruch bezeichnete die überstandene Gefahr.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durch's Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

Es sind die goldenen Sprüche Schiller's und Goethe's, körnige Sinngedichte, wodurch sie sich der kalten Scholastik, wie der trüben und faulen Mystik erwehren, schlagende Worte über verkehrte Methoden der Philosophie und Wissenschaft überhaupt, Epigramme auf ästhetische Gegenstände bezüglich, worin sie ihr poetisches Geschäft behandeln, dann weiter eine Anzahl epigrammatischer Sprossen, die in dem Boden des Sittlichen und Menschlichen wurzeln, und allgemeinere Regeln der Lebensweisheit. Ihr Eigenthumsrecht auf die einzelnen Epigramme ließen die beiden Dichter im Musenalmanach ganz unentschieden, indem dort die ganze Sammlung am Ende mit G. und S. unterzeichnet ist. Schiller nahm vierzig derselben in seine Gedichtsammlung auf, wozu noch durch Körner ein anderes (die 102. Votivtafel) kam. Goethe stellte später in den „vier Jahreszeiten" siebzehn Votivtafeln mit anderweitigen Denksprüchen zu einem neuen Ganzen zusammen. In einem Prachtexemplar des Musenalmanachs, welches Charlotte von Schiller von ihrem Gatten zum Geschenk bekommen, findet sich von ihrer Hand unter jeder Votivtafel der Name des Verfassers durch den Anfangsbuchstaben („G." und „Sch.") angedeutet, wornach Goethe etwas über die Hälfte beigesteuert hätte — eine Eigenthumserklärung, womit stellenweise freilich das Zeugniß der Dichter selbst streitet. Denn von jenen vierzig Epigrammen, die

Schiller in seine Werke aufnahm, spricht seine Gattin nicht weniger als sechszehn Goethe'n zu, und andrerseits erklärt sie von den Denksprüchen, die Goethe den „vier Jahreszeiten" einverleibte, einen für Schiller's Eigenthum. Wir lassen die Authenticität dieser Auseinandersetzung der Autorschaftsrechte dahingestellt, und bemerken nur noch, daß die beiden Dichter selbst in späterer Zeit über diese Rechte nicht ganz sicher waren, was schon daraus erhellt, daß Goethe sich drei Votivtafeln (Nr. 18, 56 und 73) zueignete, die auch Schiller als die seinigen ansprach.

Die Sammlung Vielen führt im Musenalmanach, mit dem Epigrammenstrauß Einer zusammen, die Unterschrift G. und S. Hiernach scheint es, daß einige dieser Distichen als Schiller's Eigenthum anzusehen sind, wie denn auch Charlotte von Schiller in ihrem Prachtexemplar des Almanachs sechs derselben ihrem Gatten zuschreibt. Goethe hat sie jedoch sämmtlich in den Epigrammenkranz „vier Jahreszeiten" aufgenommen, wo sie die Abtheilung „Frühling" bilden. Im Almanach war jedes Distichon der Sammlung Vielen entweder mit Anfangsbuchstaben von Personennamen oder mit einem Blumennamen, der als Symbol galt, überschrieben; jedes zielte ohne Zweifel auf eine Weimarische oder Jenensische Dame aus der Bekanntschaft der beiden Dichter. Hoffmeister nennt dieses lieblich duftende Epigrammen-Bouquet „das weibliche Vorspiel der Xenien," aus denen die Frauen fast ganz ausgeschlossen sind. — Auch die Sammlung Einer hat Goethe sich ausschließlich zugeeignet; sie bildet jetzt in den

„vier Jahreszeiten“ den Abschnitt Sommer. In dem Almanach-Exemplar der Frau von Schiller fehlen hier die Chiffern. Hoffmeister nimmt aus inneren Gründen von den neunzehn Distichen fünf für Schiller in Anspruch. — Außer den erwähnten drei geschlossenen und gerundeten Folgen von Distichen, die im Almanach mit der Collectiv-Chiffer der beiden Dichter versehen sind, findet sich dort noch eine vierte, „die Eisbahn“ überschrieben,*) die Goethe allein mit seinem vollen Namen unterzeichnet hat. Es sind sechszehn Epigramme, welche sich sämmtlich auf seine Lieblingserholung, das Schlittschuhlaufen, und den Schauplatz dieses Vergnügens beziehen; sie bilden jetzt, als Abtheilung Winter, den Schluß der „vier Jahreszeiten.“

Die vierte von Schiller und Goethe gemeinschaftlich gedichtete Epigrammen-Sammlung besteht aus den Xenien. Da Manchen unserer Leser „diese Füchse mit brennenden Schweifen, die, in's Land der Philister gesendet, die papierenen Saatfelder verheerten,“ nicht zu Gesicht gekommen seyn mögen, so versuchen wir zunächst, von ihnen ein ungefähres Bild zu geben. Was der Lectüre der Xenien einen besondern Reiz gibt, das ist die große Mannichfaltigkeit, in der sie sich darstellen. Bald durchschweifen sie die Erde und fallen neckend und spottend über Personen und literarische Werke her, lassen

*) Alle diese Sammlungen finden sich, so weit sie nicht schon in Schiller's und Goethe's Werken enthalten sind, mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, desgleichen in den Nachträgen zu Schiller's Werken von Hoffmeister.

selbst die deutschen Flüsse nicht unangetastet, bald erheben sie sich zum Himmel und durchfliegen den literarischen Zodiakus, und endlich steigen sie in die Unterwelt hinab, um dort Verstorbene wie Lebende ihren Stachel fühlen zu lassen. Jetzt machen sie einen Einfall in's politische Gebiet, dann wieder in's literarische, und greifen hier nicht bloß Dichter, sondern auch Kritiker, Sprachgelehrte, Philosophen, Naturforscher u. s. w. an. Bald ist der Spott versteckt und mehrdeutig, bald offen und handgreiflich; bald der Humor freundlicher, die Satyre milder, bald fallen die Geißelhiebe derb und schonungslos. Mit der ursprünglichen Idee der Xenien hing es zusammen, daß besonders Zeitschriften hart mitgenommen wurden. Ueber alle namhaften Erscheinungen dieser Art, mit Ausnahme etwa der Horen, der Allgemeinen Literaturzeitung und des Merkurs, saßen die Xeniendichter zu Gericht. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek von Nicolai erhielt das Motto:

Zehnmal gelesne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz.

Die „Bibliothek schöner Wissenschaften," von Weiße und Dyk herausgegeben, der Reichsanzeiger des Gothaischen Hofraths Zacharias Becker, der Kalender der Musen und Grazien vom Pfarrer Schmidt, die Zeitschrift Urania von Ewald, und eine Reihe anderer periodischer Schriften werden mit zum Theil noch schärfer gewürzten Gastgeschenken bedacht.

Unter den Personen, deren über hundert sanfter oder

derber getroffen wurden, regnete es ordentlich von beißenden Spottgedichten auf Reichardt, Nicolai, Manso und den jüngern Stolberg herab. Mit dem Capellmeister Reichardt, der jetzt auf seinem Gute Giebichenstein bei Halle lebte, hatte unser Dichter früher, wie er selbst in den Annalen unter dem Jahre 1795 erzählt, ungeachtet seiner „vor= und zudringlichen Natur" in gutem Vernehmen gestanden. „Er war der Erste," heißt es dort, „der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik in's Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fort zu dulden, wenn sie es mir nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen, unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durchblickend, hielt ein= für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen." Goethe's Unmuth gegen Reichardt wurde durch Schiller genährt, der schon von früher her eine Antipathie gegen ihn hatte. *) Als Schiller berichtete, daß Reichardt sich in seinem

---

*) So heißt es schon in einem Briefe Schiller's vom 30. April 1789: „Noch ein Fremder ist in Weimar, aber ein unerträglicher, der

Journal Deutschland in einer Recension der Horen über die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten schrecklich emancipirt habe, antwortete Goethe (den 30. Januar 1796): „Hat er sich emancipirt, so soll er dagegen mit Carnevals-Gips-Drageen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perrückenmacher halten soll. Wir kennen diesen falschen Freund schon lange und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Distícha sind ihm schon gewidmet." Nicht bloß sein Demokratismus wurde von Goethe gegeißelt, sondern, weil Schiller meinte, man müsse ihn auch als Musiker angreifen, weil es auch da nicht so ganz richtig sey, so beschenkte ihn Goethe noch mit Xenien, wie folgende:

Gewisse Melodieen.

Das ist Musik für's Denken! So lang' man sie hört, bleibt man eiskalt;
Vier, fünf Stunden nachher macht sie erst rechten Effect.

Ueberschriften dazu.

Frostig und herzlos ist der Gesang; doch Sänger und Spieler
Werden oben am Rand höflich zu fühlen ersucht.

Der böse Geselle.

Dichter, bitte die Muse, vor ihm dein Lied zu bewahren,
Auch dein leichtestes zieht nieder der schwere Gesang.

Capellmeister Reichardt aus Berlin. Ich habe seine Bekanntschaft ausstehen müssen" u. s. w.

Nicolai mußte es büßen, daß er vor Jahren Goethe's Werther travestirt,*) in seiner Allgemeinen Deutschen Bibliothek sich Ausfälle auf beide Dichter erlaubt und noch neuerdings in einer Reisebeschreibung die Horen angegriffen hatte. Dafür figurirt er denn im literarischen Thierkreise als der „alte Berlinische Steinbock," der im Vorbeigehen gestutzt wird. Von seiner „Geschichte eines dicken Mannes" heißt es:

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Recensent rühmet, die Blähungen treibt.

Auf sein Reisewerk zielen die Distichen:

Der Quellenforscher.

Nicolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

Derselbe.

Nichts kann er leiden, was groß ist und mächtig; drum, herrliche Donau,
Späht dir der Häscher so lang' nach, bis er seicht dich ertappt.

Manso wurde für absprechende Kritiken durch Xenien auf seine Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem und auf seine Dichtung, „die Kunst zu lieben" bestraft:

Tasso's Jerusalem von Manso.

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

---

*) S. Th. II., S. 129 ff.

Die Kunst zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfst Du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch Nichts, gar Nichts für Dich noch gethan.

Der jüngere Stolberg mußte seinen Angriff auf Schiller's „Götter Griechenlands" entgelten. Auch war seine frömmelnde Richtung, die ihn sogar in der Vorrede einer Uebersetzung Plato's zu einer Lobrede auf Christus führte, den Xeniendichtern verhaßt:

Dialogen aus dem Griechischen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat Friederich Stolberg,
Graf und Poet und Christ, diese Gespräche verdeutscht.

Der Ersatz.

Als Du die griechischen Götter geschmäht, da warf Dich Apollo
Von dem Parnaß; dafür gehst Du in's Himmelreich ein.

Lavater'n konnte seine frühere Freundschaft mit Goethe nicht schützen; es heißt von ihm:

Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus Dir schuf;
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Klopstock, Gleim, Ramler, Herder, die beiden Schlegel bleiben nicht ganz verschont. Dem Vater Wieland, der im Thierkreise als die „zierliche Jungfrau zu Weimar" aufgeführt ist, wird zum Geburtstag gewünscht:

Möge Dein Lebensfaden sich dehnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider! die Lachesis schläft!

Jean Paul Friedrich Richter, dessen Bekanntschaft die beiden Dichter vor Kurzem gemacht hatten, wurde mit dem Xenion beschenkt:

Hieltest Du Deinen Reichthum nur halb so zu Rathe, wie Jener
Seine Armuth, Du wärst unsrer Bewunderung werth.

Hoch gerühmt werden Lessing („Achilles" in der Unterwelt), Voß (der „wackere eutinische Leu" im Thierkreise) und Garve, der „edle Leidende." Jedoch stehen die freundlichen und anerkennenden Xenien sehr spärlich und vereinzelt zwischen den feindlichen. Die politischen, meist von Goethe, und, wie sich leicht denken läßt, in antidemokratischem Sinne gehalten, zeichnen sich eben so wenig, als die gegen Newton gerichteten, zu ihrem Vortheile aus. Man fühlt es beiden Partieen sogleich an, daß sie nicht aus einem heitern und freien Humor geflossen sind.

Ueber die Scheidung des Mein und Dein bei allen diesen Distichen hat sich Goethe in den Gesprächen mit Eckermann auf eine Weise geäußert, daß man sich zur Uebernahme des Chorizontengeschäftes wenig versucht fühlen sollte. „Freunde, wie Schiller und ich," sagt er, „Jahre lang verbunden, mit gleichen Interessen, in täglicher Berührung und gegenseitigem Austausch, lebten sich in einander so sehr ein, daß überhaupt bei einzelnen Gedanken gar nicht die Rede und Frage seyn konnte, ob sie dem Einen gehörten oder dem Andern. Wir haben viele Distichen gemeinschaftlich gemacht; oft hatte ich den Gedanken, und Schiller machte die Verse, oft war das

Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede seyn? Man müßte selbst noch tief in der Philisterei stecken, um auf die Entscheidung solcher Zweifel noch Gewicht und die mindeste Wichtigkeit zu legen." Wir treten nichtsdestoweniger Hoffmeister's Ansicht bei, daß es von Interesse und zu einer schärfern Charakteristik beider Dichter, selbst von Wichtigkeit wäre, den Verfasser jedes Xenions genau zu ermitteln. Und wenn man die besondere Geistesrichtung, die Studien, Neigungen und Abneigungen eines jeden der beiden Dichter erwägt, wenn man die 63 Xenien, die Schiller durch Aufnahme in seine Werke als sein Eigenthum erklärt hat, und die Andeutungen in dem Almanach-Exemplar der Frau von Schiller berücksichtigt, worin sich 225 Xenien mit den Chiffern der Verfasser bezeichnet finden, wenn man ferner so manche Winke in dem Briefwechsel beider Dichter zu Hülfe nimmt: so möchte es auch kein ganz verlorenes Bemühen seyn, das beiderseitige Eigenthumsrecht annähernd festzustellen. Wir haben für uns den Versuch gemacht und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß Goethe in den Gesprächen mit Eckermann seine Xenien nicht unrichtig charakterisirt, wenn er sie im Ganzen als „unschuldig und geringe," die Schiller'schen dagegen als scharf und schlagend bezeichnet. Zu einer kampffertigen Polemik nach allen Seiten hin war Goethe, wenigstens in diesem Lebensalter, nicht mehr so geeignet und gemuthet, wie der um ein Jahrzehend jüngere Schiller, der ohnedieß von Haus aus etwas mehr von Lessing'scher Streitlust besaß.

Dem Geiste und der Tendenz nach mit den Xenien verwandt sind zwei Goethe'sche Gedichte, welche gleichfalls der Musenalmanach für das Jahr 1797 brachte, die Musen und Grazien in der Mark, und der Chinese in Rom. Ersteres ist eine zunächst gegen Schmidt von Werneuchen gerichtete Satyre; zugleich trifft sie aber überhaupt alle Diejenigen, welche, das Princip der Natürlichkeit in der Poesie übertreibend, sich mit Vorliebe an die roheste, gemeinste Seite der Natur halten und es ganz vergessen, daß selbst der naivste Dichter nicht die nackte Wirklichkeit uns vorführen, sondern die Natur stets idealisiren, gewisse Seiten verdecken, andere besonders hervorheben, die in der Wirklichkeit zerstreuten edleren und bedeutenderen Züge sammeln, das Zufällige vom Wesentlichen scheiden, Geist und Gedanken hinzuthun, kurz, daß er nur die schöne Natur zeigen, und sie zum Symbol des Geistes machen müsse. Bei Uebersendung des andern Gedichtes, am 10. August 1796, schrieb Goethe an Schiller: „Hier ein kleiner Beitrag; ich habe Nichts dagegen, wenn Sie ihn brauchen können, daß mein Name darunter stehe. Eigentlich hat eine arrogante Aeußerung des Herrn Richter (Jean Paul) in einem Briefe an Knebel mich in diese Disposition versetzt." In einem uns erhaltenen Briefe an Knebel aus jener Zeit bemerkt Jean Paul, mit Beziehung auf Goethe's römische Elegieen, „man bedürfe in so stürmischen Tagen eher eines Tyrtäus, als eines Properz." War diese Aeußerung es, was Goethe'n den Chinesen in Rom eingab, so hat die Replik keine directe Beziehung auf den Angriff. Er rächt sich

dann, indem er Jean Paul's Manier, seine bunten, modernen Schnitzarbeiten gegen die solide Simplicität der Alten, welcher er selbst nacheiferte, herabsetzt. In späterer Zeit urtheilte Goethe günstiger über Jean Paul's Poesie. In den Anmerkungen zum westöstlichen Diwan vergleicht er ihn mit den orientalischen Dichtern und gibt zu, daß sich durch alle seine wunderlichen Phantasiesprünge und Gedankenverschränkungen ein geheimer ethischer Faden hindurchschlinge, der das Ganze zu einer gewissen Einheit verknüpfe.

Die Krone aber von Goethe's Beiträgen zum Musenalmanach des Jahres 1797, und daher auch von Schiller mit dem Ehrenplatz an der Spitze desselben bedacht, ist das herrliche Gedicht Alexis und Dora. Goethe scheint sich mit demselben im Anfange Juni's beschäftigt zu haben. In einem Briefe vom 10. an Schiller heißt es: „Die Idylle (als solche war es ursprünglich in der Ueberschrift bezeichnet) und noch sonst ein Gedicht sollen bald auch kommen.“ Gegen die Mitte des Monats war das Stück fertig. Unter dem 18. schreibt Schiller: „Die Idylle hat mich beim zweiten Lesen so innig, ja noch inniger als beim ersten bewegt. Gewiß gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben, so voll Einfalt ist sie bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll, und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer seyn, einen zweiten Fall

zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird." Nur gegen Eines hatte Schiller Etwas zu erinnern, daß nämlich am Schlusse des Gedichtes die Eifersucht so dicht neben die Liebe gestellt, und das Glück so schnell durch die Furcht wieder verschlungen werde; er wisse sich dieß vor seinem Gefühle noch nicht ganz zu rechtfertigen, obgleich er nichts Befriedigendes dagegen einwenden könne. Nur das fühle er, daß er die selige Trunkenheit, mit welcher Alexis das Mädchen verläßt und sich einschifft, gern immer festhalten möge. Goethe erwiederte: „Für die Eifersucht am Ende habe ich zwei Gründe: Einen aus der Natur, weil wirklich jedes unerwartete und unverdiente Liebesglück die Furcht des Verlustes unmittelbar auf der Ferse nach sich zieht; und Einen aus der Kunst, weil die Idylle durchaus einen pathetischen Gang hat, und also das Leidenschaftliche bis gegen das Ende gesteigert werden mußte, da sie denn durch die Abschiedsverbeugung des Dichters (die vier Schlußverse) wieder in's Leidliche und Heitere zurückgeführt wird. So viel zur Rechtfertigung des unerklärlichen Instincts, durch welchen solche Dinge hervorgebracht werden."*) — Die ursprüngliche Bezeichnung „Idylle" wurde später weggelassen, und das Gedicht unter die Elegieen aufgenommen. Und wohl mit Recht; denn wenn auch die Einfachheit der Verhältnisse und, um mit Jean Paul zu reden, das Vollglück in der Beschränkung, das uns hier vorgeführt

*) Vergl. die Stelle in Eckermann's Gesprächen mit Goethe I, 229.

wird, den Namen Idylle zu rechtfertigen scheint, so ist das Gedicht doch, namentlich gegen den Schluß, von einem für die Idylle zu passionirten Gefühlsstrome durchflossen, und der Grundton ist vielmehr, wie Kurz treffend bemerkt, elegisch im engern Sinne. „Sehnsüchtiges Verlangen, wehmüthige Erinnerung, bebendes Hoffen sind die Ideen, welche in immer neuer Form auftauchen; der Dichter wollte uns ja schildern, wie Jammer und Glück wechseln in liebender Brust.“ Dadurch besonders, daß das Ganze nicht in Form einer stetig fortschreitenden, unmittelbaren Erzählung, sondern als monologischer Gefühlserguß behandelt ist, der uns das Geschehene im Spiegel der Erinnerung zeigt, wird dem Gedichte ein entschiedener elegischer Charakter aufgedrückt.

Indem wir von der Betrachtung dieser Productionen zur Erzählung zurückkehren, und dabei an den zuletzt erwähnten Aufenthalt Goethe's zu Jena im Anfange Juni's anknüpfen, werden wir immer wieder zu Arbeiten geführt; denn künstlerisches Bilden und wissenschaftliches Forschen ist ihm jetzt das eigentliche Leben. Gleich nach der Rückkehr von Jena ergab er sich dem „strengsten Fleiße“ und erwählte sich beinahe, wie er an Schiller berichtete, dessen Lebensart, indem er kaum noch aus dem Hause ging. Neben den Xenien, Cellini und dem Roman beschäftigten ihn auch die schönen Sommermonate hindurch Beobachtungen über Pflanzen und Insecten. Schiller's Klage der Ceres gab ihm um die Mitte Juni's einen Anstoß, seine botanischen Untersuchungen wieder aufzunehmen; er erzog eine Anzahl Pflanzen im Finstern,

um alsdann seine Erfahrungen mit den schon bekannten zu vergleichen. Dann heißt es weiter in einem Briefe an Schiller vom 30. Juli: „In meinen Beobachtungen über Pflanzen und Insecten habe ich fortgefahren und bin ganz glücklich darin gewesen. Ich finde, daß, wenn man den Grundsatz der Stetigkeit recht gefaßt hat und sich dessen mit Leichtigkeit zu bedienen weiß, man weder zum Entdecken noch zum Vortrag bei organischen Naturen Etwas weiter braucht. Ich werde ihn jetzt auch an elementarischen und geistigen Naturen probiren, und er mag mir eine Zeitlang zum Hebel und zur Handhabe bei meinen schweren Unternehmungen dienen.“ Am 6. August berichtete er hocherfreut an Schiller, er habe das schönste Phänomen, das ihm in der organischen Natur vorgekommen, entdeckt, und schickte ihm eine Beschreibung desselben. Wie aus dem Folgenden hervorgeht, betraf es die Entwickelung der Schmetterlinge. „Ich weiß nicht,“ fügte er hinzu, „ob das Phänomen bekannt ist; ist es, so verdienen die Naturforscher Tadel, daß sie ein so wichtiges Phänomen nicht auf allen Straßen predigen, anstatt die Wißbegierigen mit so vielen matten Details zu quälen.“ Er dehnte die Untersuchungen auch auf Schlüpfwespen und andere Insecten aus, und überzeugte sich immer mehr, daß man durch den Begriff der Stetigkeit den organischen Naturen trefflich beikommen könne. „Ich bin jetzt daran,“ meldete er am 10. August, „mir einen Plan zur Beobachtung aufzusetzen, wodurch ich im Stande seyn werde, jede einzelne Bemerkung an ihre Stelle zu setzen, es mag dazwischen fehlen, was will;

habe ich das einmal gezwungen, so ist Alles, was jetzt verwirrt, erfreulich und willkommen."

So friedlichen Studien und Beschäftigungen war Goethe am Nordsaume des Thüringerwaldes hingegeben, während im Süden desselben gewaltige Kriegsungewitter hin und her zogen. „Wir wollen das Gebirge," schrieb er den 30. Juli an Schiller: „das uns sonst die kalten Winde schickt, künftig als eine Gottheit verehren, wenn es dießmal die Eigenschaften einer Wetterscheide hat." Die projectirte Reise nach Italien, für welche jetzt der anberaumte Termin herbeigerückt war, durfte unter solchen Umständen nicht angetreten werden; und sein Schmerz darüber war nicht gering. „Sie werden, mein Lieber," heißt es in einem Briefe vom 2. August an Schiller, „noch manchmal in diesen Tagen zur Geduld gegen mich aufgefordert werden; denn jetzt, da die Zeit kommt, in welcher ich abreisen sollte, fühle ich nur zu sehr, was ich verliere, indem mir eine so nahe Hoffnung aufgeschoben wird, welches in meinem Alter so gut als vernichtet heißt. Was ich noch von Cultur bedarf, konnte ich nur auf jenem Wege finden, was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weise nützen und anwenden, und ich war sicher, in unsern engen Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zugebracht hätte, künftig doppelt erfreut haben würden. Des guten Meyer's Beobachtungen schmerzen mich; er hat selbst nur den halben Genuß davon, wenn sie für mich nur Worte bleiben sollen; und daß ich jetzt keine Arbeit vor mir sehe, die mich beleben und erheben

könnte, macht mich auch verdrießlich. Eine große Reise und viele von allen Seiten zudringende Gegenstände wären mir nöthiger, als jemals." Es befremdet vielleicht, ihn hier von Mangel an belebender Arbeit reden zu hören, da wir ihn doch gerade um diese Zeit in seine Lieblingsforschungen versenkt finden. Allein sie boten keinen vollen Ersatz für die lang getragene liebe Bürde, deren er sich eben entledigt hatte, für Wilhelm Meister's Lehrjahre. „Der Abschied von einer langen und wichtigen Arbeit," schrieb ihm Schiller mit Beziehung hierauf, „ist immer mehr traurig als erfreulich. Das ausgespannte Gemüth sinkt zu schnell zusammen, und die Kraft kann sich nicht sogleich zu einem neuen Gegenstande wenden."

Indem wir im Begriffe stehen, mit dem Dichter von dieser vieljährigen und bedeutenden Production einstweilen Abschied zu nehmen, scheint uns zunächst eine übersichtliche Darstellung ihrer Entstehungsgeschichte und eine kurze Charakteristik des ganzen Werkes obzuliegen. Bei näherer Erwägung zeigt es sich jedoch angemessener, dieß einer spätern Stelle im vierten Theile vorzubehalten, wo sich mehrere verwandte Werke dieser Art im Zusammenhange betrachten lassen.

Zwölftes Capitel.

Aufenthalt in Jena; Beschäftigung mit Hermann und Dorothea. Rückkehr nach Weimar. Freitagsgesellschaft. Aufenthalt in Ilmenau. Naturbetrachtungen. Elegie Hermann und Dorothea. Xeniensturm. Reise nach Leipzig. Neuer Aufenthalt in Jena; Hermann und Dorothea fast beendigt. Israel in der Wüste. Plan eines neuen epischen Gedichtes. Nochmaliger Aufenthalt in Jena; reiche Productivität daselbst; Hermann und Dorothea beendigt; Gedicht, Balladen, Beschäftigung mit Faust. Ueber Laokoon. Besuche von Hirt, Lord Bristol, Schiller. Brief=Autodafé.

Um sich Trost für die vereitelte Hoffnung auf einen abermaligen römischen Aufenthalt zu suchen, begab sich Goethe am 18. August 1796 wieder in die Nähe seines Freundes nach Jena und blieb dort bis in den Anfang des Octobers. Leider wurde ein Theil dieser Zeit durch traurige Ereignisse in Schiller's Familie und durch Krankheit desselben getrübt. Die Hauptfrucht, die Goethe dießmal hier gewann, waren die vier ersten Gesänge von Hermann und Dorothea. Er hatte sich jetzt, wie er an Jacobi schrieb, ganz auf das Epische geworfen, und wollte sehen, „am Ende seiner Laufbahn auch noch um diesen Eckstein herum zu kommen." Der Wunsch, ein episches Gedicht im reinern und engern Sinne zu unternehmen, mußte besonders über der langdauernden, mühereichen Beschäftigung mit dem „Pseudo=Epos" Wilhelm Meister in ihm recht lebendig werden. In solcher Disposition nun war

er im Mai 1795 von Schiller auf die Luise von Voß aufmerksam gemacht worden, die ihm sogleich das lebhafteste Interesse abgewann. Wie es aber in seiner Natur lag, bedeutende dichterische Productionen Anderer nicht leicht mit einer passiven Freude aufzunehmen, sondern durch Aufregung der eigenen Productivität gegen den mächtigen fremden Eindruck rückzuwirken: so hat er sich auch wohl damals schon mit dem Plane zu Hermann und Dorothea vielfach in Gedanken beschäftigt, wenn gleich der Briefwechsel mit Schiller darüber schweigt. Die erste Conception des Werkes fällt sogar noch in eine frühere Zeit; denn, wie Schiller am 28. October 1796 an Körner schrieb, hatte der Dichter die Idee schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen, ehe er zur Ausführung schritt; das Werk, fügte er hinzu, sey nicht durch die Luise von Voß veranlaßt, aber doch neuerdings dadurch geweckt worden, übrigens ganz in Goethe's Manier, mithin der Vossischen völlig entgegengesetzt. Ich vermuthe, daß Goethe sich während des vorigjährigen Aufenthaltes (August und September 1795) im „einsam thätigen" Ilmenau viel mit dem Gegenstande beschäftigte. „Ich war immer gern hier," schrieb er am 29. August, „und bin es noch; ich glaube, es kommt von der Harmonie, in der hier Alles steht: Gegend, Menschen, Klima, Thun und Lassen. Ein stilles, mäßiges, ökonomisches Streben, und überall der Uebergang vom Handwerk zum Maschinenwerk, und bei der Abgeschnittenheit ein größerer Verkehr mit der Welt, als manches Städtchen im zugänglichen flachen Lande. Noch habe

ich auch keine Idee gehabt, die nicht hierher paßte." Wahrscheinlich hängt die wunderliebliche Idylle oder Elegie Alexis und Dora, deren wir oben gedachten, ihrer Conception nach mit Hermann und Dorothea zusammen. Dasselbe Grundmotiv (die bevorstehende Entfernung der Liebenden von einander) bringt Drang und Beschleunigung in die Handlung beider Dichtungen, und fast ganz anwendbar ist auf unser bürgerliches Epos, was wir Schiller über die Idylle sagen hörten.*) Die erste bestimmte Hindeutung auf unser Epos findet sich in dem oben erwähnten Briefe Schiller's an Körner vom 28. October 1796, worin er sagt, daß er schon vier Gesänge von Goethe habe vortragen hören. „Die Ausführung," fügt er hinzu, „die gleichsam unter meinen Augen geschah, ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb."

So konnte unser Dichter, als er in den ersten Tagen des Octobers Jena verließ, mit der Ausbeute seines dießmaligen Aufenthaltes daselbst sehr wohl zufrieden seyn; denn er hatte einen Schatz größtentheils gehoben, der zu den schönsten und

---

*) S. oben S. 402 f. In einem Briefe an Meyer vom 5. December 1796 behauptet Goethe, er sey durch „Alexis und Dora" in das verwandte epische Fach geführt worden, indem sich ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedichte bestimmt war, zu einem größern ausgedehnt habe, das sich völlig in der epischen Form darstelle und sechs Gesänge und etwa 2000 Hexameter erreichen werde.

edelsten gehört, die er aus der Fülle seines Geistes der Nation zum Geschenk gebracht. In Weimar kam er sogleich wieder in ein sehr zerstreutes Leben hinein. Am 6. und 7. October wurden Ausflüge nach Schwansee und Ettersburg gemacht, dann setzte ihn am folgenden Tage ein Brand in der Jakobsvorstadt in Bewegung. Auch begann die Jahreszeit wieder auf ihm zu lasten; er arbeitete jetzt nur, schrieb er an Schiller, um diese paar Monate zu überstehen und die ungünstige Zeit der kurzen Tage und des traurigen Wetters nicht ganz unnütz zu verlieren. Die letzten Gesänge von Hermann und Dorothea mußte er unter solchen Umständen noch „eine Zeit im Limbo verweilen lassen;" nur der Cellini ließ sich, als eine leichte Arbeit, weiter fördern. Eine Erquickung für ihn war in diesen Tagen ein Besuch Blumenbach's, der einen sehr interessanten Mumienkopf mitbrachte. Am 26. October meldet er Schiller'n, er habe in der letzten Zeit die Eingeweide der Thiere näher zu betrachten angefangen und hoffe, wenn er hübsch fleißig fortfahre, den Winter über diesen Theil der organischen Natur recht gut durchzuarbeiten.

Um mehr Anregung und Abwechselung in sein Leben zu bringen, eröffnete er am 14. October wieder seine Freitagsgesellschaft. Es war dieß ein seit dem Jahre 1791 bestehender Verein, der sich Anfangs jeden ersten Freitag im Monat bei der Herzogin Amalia, jetzt aber in Goethe's Hause alle 8 oder 14 Tage versammelte. In den Statuten hieß es:*)

*) S. in Böttiger's literarischen Zuständen und Zeitgenossen

„Eines Jeden Urtheil ist es überlassen, was er selbst beitragen will, es mögen Aufsätze seyn aus dem Felde der Wissenschaften, Künste, Geschichte, oder Auszüge aus literarischen Privat-Correspondenzen und interessanten neuen Schriften, oder kleine Gedichte und Erzählungen, oder Demonstrationen physikalischer und chemischer Experimente u. s. w." Ursprünglich wurde bei jeder der Zusammenkünfte eines der Mitglieder durch das Loos zum Präsidenten bestimmt, später war Goethe ständiger Präsident, und für den Fall seiner Abwesenheit der Geheime-Rath Voigt sein Stellvertreter. Den Sitzungen wohnten häufig nicht bloß die Herzogin Mutter, sondern auch der Herzog und dessen Gemahlin als aufmerksame Zuhörer bei, ohne daß ihre Anwesenheit den geringsten Zwang verursacht hätte. Jeder saß, wie er zufällig zu sitzen kam, während das vorlesende Mitglied seinen Platz an einem besondern Tische nahm. In der Mitte des Zimmers stand eine große, runde Tafel, und darauf lagen die mathematischen Instrumente, Zeichnungen, naturhistorischen Merkwürdigkeiten u. s. w., welche benutzt werden sollten. War nun eine Vorlesung zu Ende, so stand Alles auf, trat um die Tafel herum, sprach, machte Einwürfe, hörte und beantwortete die Fragen des Herzogs und der Herzoginnen, und ging's dann zu einer neuen Vorlesung, so nahm Jeder wieder seinen Platz ein. So dauerten die Sitzungen regelmäßig von fünf bis acht Uhr. Böttiger hat

---

(I., 23 ff.) den Abschnitt: „Ueber den Weimar. Gelehrten-Verein von 1791."

uns in seinem literarischen Nachlasse einige derselben ausführlich beschrieben. Goethe las in diesem Jahre unter Anderm einen Gesang der Ilias von Voß und erwarb sich Beifall, dem Gedicht hohen Antheil und rühmliches Anerkennen dem Uebersetzer.*) Die Gesellschaft war in dem Grade regulirt, daß auch Goethe's Abwesenheit zu keiner Störung Anlaß gab.

So ging sie denn auch ihren geordneten Gang fort, als Goethe gegen Ende des October genöthigt ward, auf einige Zeit nach Ilmenau zu gehen. Er hoffte in der dortigen Einsamkeit, die ihm schon so oft günstig gewesen war, das epische Gedicht um ein Stück weiter zu fördern, und Schiller stimmte von Herzen in diese Hoffnung ein. „Ich begrüße Sie in Ihrem einsamen Thale," schrieb er am 31. October, „und wünsche, daß Ihnen die holdeste aller Musen da begegnen möge. Wenigstens können Sie dort das Städtchen Ihres Hermann's finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuccaturarbeit gibt es dort wohl auch." Aber es gelang Goethe'n dießmal nicht, auch nur „den Saum des Kleides einer Muse" in Ilmenau zu erblicken; selbst zur Prosa fand er sich untüchtig, und weder Production noch Reproduction ließ sich im Geringsten spüren. Jedoch ward er durch die unmittelbare Berührung mit den Gebirgen wieder in das Steinreich geführt,

*) Die drei ersten Gesänge las Goethe (nach Böttiger) schon am 31. October, 7. November und 14. November 1794 in der Freitagsgesellschaft.

und es war ihm um so lieber, daß er zufälliger Weise diese Betrachtungen erneuerte, als ohne sie, wie er an Schiller schrieb, „die berühmte Morphologie doch nicht vollständig werden würde."

Der Rest des Jahres entschwand Goethe'n über dem Cellini, der Durcharbeitung der ersten Gesänge von Hermann und Dorothea und fleißigen Naturbetrachtungen. Bisweilen ging auch dazwischen eine Reihe von Tagen „zwar nicht unbeschäftigt, doch leider beinahe unbenutzt" herum; und bei heiterm Winterwetter lockte ihn manchmal eine schöne Eisbahn in's Freie. „Die Naturbetrachtungen," berichtete er Schiller'n am 15. November, „freuen mich sehr. Es scheint eigen, und doch ist es natürlich, daß zuletzt eine Art von subjectivem Ganzen herauskommen muß. Es wird, wenn Sie wollen, eigentlich die Welt des Auges, die durch Gestalt und Farbe erschöpft wird. Denn wenn ich recht Acht gebe, so brauche ich die Hülfsmittel anderer Sinne sehr sparsam, und alles Raisonnement verwandelt sich in eine Art von Darstellung." Also auf Morphologie (Metamorphosenlehre) und Chromatik concentrirte sich vorzugsweise sein naturwissenschaftliches Interesse. Besonders gingen „seine Optica" gut vorwärts, obgleich er sie jetzt, wie er an Schiller (den 17. December) schrieb, „mehr als Geschäft, denn als Liebhaberei" trieb. „Knebel nimmt Antheil daran," heißt es weiter, „was mir von großem Vortheil ist, damit ich nicht allein mir selbst, sondern auch Anderen schreibe. Uebrigens ist und bleibt es vorzüglich eine Uebung des Geistes, eine

Beruhigung der Leidenschaften, und ein Ersatz für die Leidenschaften, wie uns Frau von Stael umständlich dargethan hat." *)

Eine liebliche poetische Blüthe entlockte indeß auch noch das letzte Viertel des Jahres 1796 unserm Dichter; es war das Proömium zu seinem idyllischen Epos, die Elegie Hermann und Dorothea. Am 7. December schrieb er an Schiller: „Sie finden auch wieder eine Elegie, der ich Ihren Beifall wünsche. Indem ich darin mein neues Gedicht ankündige, gedenke ich damit auch ein neues Buch Elegieen anzufangen. Die zweite wird wahrscheinlich die Sehnsucht, ein drittes Mal über die Alpen zu gehen, enthalten, und so werde ich weiter, entweder zu Hause oder auf der Reise, fortfahren." Schiller antwortete darauf: „Ihre Elegie macht einen eigenen tiefen, rührenden Eindruck, der keines Lesers Herz, wenn er eines hat, verfehlen kann. Ihre nahe Beziehung auf eine bestimmte Existenz **) gibt ihr noch einen Nachdruck mehr, und die hohe, schöne Ruhe mischt sich darin so schön mit der leidenschaftlichen Farbe des Augenblicks. Es ist mir eine neue, trostreiche Erfahrung, wie der poetische

---

*) In ihrem Werke: De l'influence des Passions etc., einer Schrift voll geistreicher, zarter und kühner Bemerkungen, womit sich unser Dichter um diese Zeit viel beschäftigte.

**) Schiller dachte an die Anspielungen auf die Römischen Elegieen (B. 1), die Xenien (B. 2), die optischen Beiträge (B. 5), auf Goethe's häusliche Verhältnisse (B. 23 und B. 24), seine Beziehungen zu Friedr. Aug. Wolf (B. 27), Voß (B. 35) u. s. w.

Geist alles Gemeine der Wirklichkeit so schnell und so glücklich unter sich bringt, und durch einen Schwung, den er sich selbst gibt, aus diesen Banden heraus ist, so daß die gemeinen Seelen ihm nur mit hoffnungsloser Verzweiflung nachsehen können.“ Das Einzige, was er Göthe'n zu bedenken gab, war, ob der gegenwärtige Moment zur Bekanntmachung des Gedichtes auch ganz günstig sey. In den nächsten zwei, drei Monaten, fürchtete er, könne beim Publicum noch keine Stimmung erwartet werden, gerecht gegen die Xeniendichter zu seyn. Goethe antwortete: „Was das Drucken betrifft, darüber bleibt Ihnen das Urtheil ganz anheimgestellt; ich bin auch zufrieden, daß die Elegie noch ruht. Ich werde sie indeß in der Handschrift Freunden und Wohlwollenden mittheilen; denn ich habe aus der Erfahrung, daß man zwar bei entstandenem Streit und Gährung seine Feinde nicht belehren kann, aber seine Freunde zu stärken Ursache hat.“

Wohl hatte er Ursache dazu; denn mittlerweile hatten die Xenien „die mordbrennerischen Füchse,“ die er und Schiller in Deutschlands literarische Gefilde hinausgejagt, Alles in Feuer und Flammen gesetzt. Nahe und fern war man in Bewegung; in Gespräch und Briefwechsel summten die Xenien fort und fort, des Verwunderns, des Rathens war kein Ende; leiser Groll und lauter Zorn, geheime und offene Schadenfreude gaben sich zu erkennen. „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau,“ sagt Franz Horn in seinen Dichtercharakteren, „und darf der völligen Wahrheit gemäß erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse

für die Xenien auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang." Kein Wunder, daß in Monatsfrist eine neue Auflage nöthig wurde. Von Herder ließ es sich, obwohl er verschont geblieben war, nicht anders erwarten, als daß er ein grimmiges Gesicht zu den Xenien machen würde; hatte er doch schon eine Zeit lang her die Arbeiten der beiden Dichter mit entschiedener Kälte aufgenommen, und dagegen „das Alte und Vermoderte" recht absichtlich in seinen Confessionen über die deutsche Literatur herausgestrichen. Aber auch der liberalere Wieland, der so gnädig behandelt war, meinte in einem Briefe an Göschen, beide Dichter hätten sich durch eine Farce und einen Muthwillen, der in ihren Jahren kaum verzeihlich sey, eine so pöbelhafte Behandlung, wie sie jetzt von allen Seiten erdulden mußten, selbst zugezogen; sie hätten es voraussehen sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenjungen herumschlägt. Voß sogar, der vielleicht über Gebühr Erhobene, war verstimmt und verdrießlich über diese „Menschenausstellung." Er meinte, wie uns seine Gattin berichtet, Witz und Laune dürfe nicht angewandt werden, Anderen wehzuthun oder gar zu schaden; es sey Unrecht, Gleim, der einen Halladat gedichtet, Kriegslieder gesungen u. s. w., an sein Alter zu erinnern. In Gotha zürnte man wegen des Angriffs auf Schlichtegroll, den der Herzog sehr hoch hielt. In Berlin und Leipzig war die Aufregung unbeschreiblich; Nicolai nannte den dießjährigen Almanach den Furien=Almanach. Ein Anderer äußerte, jetzt sey noch eine Landplage mehr in der Welt, weil man sich jedes Jahr vor dem Almanach zu fürchten habe. Auch in Kopenhagen

herrschte Entrüstung, wie Schiller von der Gräfin von Schimmelmann erfuhr. Goethe, dem er es mittheilte, erwiederte, er hoffe, daß die Kopenhagener und alle gebildete Anwohner der Ostsee aus den Xenien ein neues Argument für die wirkliche und unwiderlegliche Existenz des Teufels nehmen würden, womit ihnen denn doch ein sehr wesentlicher Dienst geschehe, obgleich es freilich von der andern Seite schmerzlich sey, daß ihnen die unschätzbare Freiheit, leer und abgeschmackt zu seyn, auf eine so unfreundliche Art verkümmert werde. Nur wenige Männer, wie Körner, die beiden Humboldt, Friedrich August Wolf, erhoben sich zu einer freieren Würdigung der Xenien, die Meisten unter den Wohlwollenden konnten es nur zur Toleranz bringen.

Es blieb aber nicht bei lebhaften brieflichen und mündlichen Expectorationen, sondern bald stürzten auch, wie aus gehobenen Schleusen, öffentliche Entgegnungen hervor, in Versen und in Prosa. Zuerst präludirten einige Angriffe in Zeitschriften, dann folgte eine ganze Reihe selbstständiger Schriften, unter anderen „Gegengeschenke an die Sudelköche zu Jena und Weimar, von einigen dankbaren Gästen," deren Verfasser Manso und der Buchhändler Dyk waren, und „Literarische Spießruthen oder die hochadeligen und hochberüchtigten Xenien; mit erläuternden Anmerkungen ad modum Minellii & Ramleri," von Daniel Jenisch aus Berlin; als Anhang war dem Büchlein Wieland's Urtheil über den Musenalmanach aus dem Merkur beigedruckt, eine „Oration," wie Schiller urtheilte, „welcher Nichts fehle, als daß sie im Reichsanzeiger stehe." Nicolai schrieb einen „Anhang zu Schiller's

Musenalmanach." Gleim, „der alte Peleus," raffte sich auch empor und ließ ein Büchlein drucken „Kraft und Schnelle des alten Peleus," welches aber nur den Beweis lieferte, wie richtig die Xeniendichter über ihn geurtheilt hatten. Ein Halberstädter gab Parodieen auf die Xenien, „ein Körbchen voll Stachelrosen, den Herren Goethe und Schiller verehrt" heraus, ein anderer Anonymus einen „Mückenalmanach für das Jahr 1797," worin ein Distichon lautet:

Bekenntnisse einer schönen Seele.

Zur Erquickung geduldiger Seelen hat Wolfgang von Goethe,
Dichter, Minister und Christ, uns die Geschichten erzählt.

Claudius schrieb „Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung," ein Unbekannter „Verlocken an den Schiller'schen Musenalmanach von 1797," ein Lehrer am Pädagogium zu Halle, Fulda: „Trogalien zur Verdauung der Xenien," worin sich das fälschlich auf Vossen's Rechnung gehende Distichon findet:

— ◡ ◡ — — — — — ◡ ◡ — ◡ ◡ — —
In Weimar und in Jena macht man Hexameter wie der;
— ◡ ◡ — ◡ ◡ — — ◡ ◡ — ◡ ◡ —
Aber die Pentameter sind doch noch excellenter.

Schiller war über einige dieser Angriffe verstimmt und ärgerlich; besonders verdroß es ihn, daß man ihm die miserable Rolle des Verführten zutheilte. Goethe dagegen blieb heiter und wohlgemuth und fand das Betragen des Volkes ganz nach seinem Wunsche. „Es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik," schrieb er an Schiller, „daß Jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll,

Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder. Was half's manchem bescheidenen, verdienstvollen und klugen Mann, den ich überlebt habe, daß er durch unglaubliche Nachgiebigkeit, Schmeichelei, Rücken und Zurechtlegen einen leidlichen Ruf Zeitlebens erhielt? Gleich nach dem Tode sitzt der Advocat des Teufels neben dem Leichnam, und der Engel, der ihm Widerpart halten soll, macht gewöhnlich eine klägliche Geberde. Ich hoffe, daß die Xenien auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indessen unsere positiven Arbeiten fortsetzen und ihm die Qual der Negation überlassen." Und ganz im Sinne der letzteren Worte trieb er in einem andern Briefe den Freund zur Ausführung des Wallenstein an, da sie nach dem tollen Wagstück mit den Xenien sich bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und ihre proteische Natur zur Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln müßten.

Von der Wirkung der Xenien in der Ferne hatte Goethe bald Gelegenheit, sich mit Aug' und Ohr zu überzeugen; denn gleich nach Weihnachten trat er mit dem Herzog eine vierzehntägige Reise nach Leipzig an. Er erstattete von dort aus am 1. Januar 1797 folgenden Bericht an Schiller: „Nachdem wir am 28. December uns durch die Windweben auf dem Ettersberge durchgewürgt hatten und auf Buttelstedt gekommen waren, fanden wir recht leidliche Bahn und übernachteten in Rippach. Am 29. früh um 11 Uhr waren wir in Leipzig und haben der Zeit eine Menge Menschen gesehen, waren meist

Mittags und Abends zu Tische geladen, und ich entwich mit Noth der einen Hälfte dieser Wohlthat. Einige recht interessante Menschen haben sich unter der Menge gefunden, alte Freunde und Bekannte habe ich auch wieder gesehen, so wie einige vorzügliche Kunstwerke, die mir die Augen wieder ausgewaschen haben. Nun ist heute noch ein saurer Neujahrstag zu überstehen, indem früh Morgens ein Cabinet besehen, Mittags ein großes Gastmahl genossen, Abends das Concert besucht wird, und ein langes Abendessen darauf gleichfalls unvermeidlich ist. Wenn wir nun so um 1 Uhr nach Hause kommen, steht uns, nach einem kurzen Schlafe, die Reise nach Dessau bevor, die wegen des eingefallenen starken Thauwetters einigermaßen bedenklich ist; doch wird auch das glücklich vorübergehen. So sehr ich mich freue, nach dieser Zerstreuung bald zu Ihnen in die Jenaische Einsamkeit zurückzukehren, so lieb ist mir's, daß ich einmal wieder eine große Menschenmasse sehe, zu der ich eigentlich gar kein Verhältniß habe." In den Annalen erzählt Goethe noch, daß er in Leipzig einen großen Ball besucht, wo die Herren Dyk und Comp., und wer sonst noch durch die Xenien verletzt oder erschreckt war, ihn mit Apprehension wie das böse Princip betrachteten. „Indessen," heißt es weiter, „ergötzte uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loen zeigte sich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtschaft und man konnte sich der frühesten Frankfurter Tage und Stunden zusammen erinnern." Poetischen Gewinn trug ihm die Reise nicht ein, außer daß er den Schluß von Hermann und Dorothea vollends schematisirte.

Kaum war er nach Weimar zurückgekehrt, so beeilte er

sich dort „nur ein wenig Ordnung zu machen," um alsdann Schiller'n einen wenn auch nur kurzen Besuch abzustatten. Es drängte ihn dießmal außerordentlich, den Freund wiederzusehen, denn er befand sich „fast in dem Zustande, daß er vor lauter Materie nicht mehr schreiben konnte, bis er wieder mit ihm zusammen gewesen und sich recht ausgeschwätzt hatte." So riß er sich denn um die Mitte des Januar aus seinen Geschäften los und führte seinen einsamen Freund durch die klarsten Beschreibungen wieder einmal in die Weite der Welt und des Lebens, was diesem stets einen großen Genuß gab. Noch mehr aber freute sich Schiller über die lebhafte Neigung zu einer fortgesetzten poetischen Thätigkeit, womit Goethe von der Reise heimgekehrt war. „Ein neues, schöneres Leben," schrieb ihm Schiller nach dem Besuche, „thut sich dadurch vor Ihnen auf; es wird sich auch mir in dem Werke (Hermann und Dorothea), es wird sich mir auch durch die Stimmung, in die es Sie versetzt, mittheilen und mich erquicken. Ich wünschte besonders jetzt die Chronologie Ihrer Werke zu wissen; es sollte mich wundern, wenn sich an den Entwickelungen Ihres Wesens nicht ein gewisser nothwendiger Gang der Natur im Menschen überhaupt nachweisen ließe. Sie müssen eine gewisse, nicht sehr kurze Epoche gehabt haben, die ich Ihre analytische Periode nennen möchte, wo Sie durch die Theilung und Trennung zu einem Ganzen strebten, wo Ihre Natur gleichsam mit sich selbst zerfallen war und sich durch Kunst und Wissenschaft wieder herzustellen suchte. Jetzt, däucht mir, kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück, und werden die Frucht mit der Blüthe verbinden. Diese zweite Jugend ist die

Jugend der Götter und unsterblich wie diese." Goethe leugnete im Antwortschreiben nicht, daß ihm die Epoche, in die er eingetreten, selbst sehr merkwürdig sey; er sey darüber leider noch nicht ganz beruhigt, denn er schleppe von der analytischen Zeit noch so Vieles mit, was er nicht los werden und kaum verarbeiten könne.

So groß seine Sehnsucht nach poetischer Thätigkeit und namentlich nach der Vollendung von Hermann und Dorothea war, so konnte er doch jetzt in Weimar nicht dazu gelangen. Es erwarteten ihn hier wieder allerlei äußere Geschäfte. Unter Anderm verhandelte er an Vieweg sein episches Gedicht, welches zur Michaelismesse als Taschenbuch erscheinen sollte, und schloß einen Contract mit Caroline Jagemann, durch deren Beitritt das Theater ein neues Leben gewann. Unter solchen Umständen war an keine ästhetische Stimmung zu denken; indessen schlossen sich die Farbentafeln immer besser an einander und in Betrachtung organischer Naturen war er auch nicht müßig. „Es leuchten mir, „schrieb er den 29. Januar an Schiller, „in diesen langen Nächten ganz sonderbare Lichter; ich hoffe, es sollen keine Irrwische seyn." In den Frühstunden arbeitete er am Cellini weiter, wovon er am 1. Februar an Schiller ein starkes Heft als Beitrag für die Horen schickte. Dazwischen kam ihm auch die Idee zu einem neuen Märchen zu. „Es ist nur gar zu verständlich," schrieb er an Schiller, „drum will mir's nicht recht behagen; kann ich aber das Schiffchen auf dem Ocean der Imagination recht herumjagen, so gibt es doch vielleicht eine leidliche Composition, die den Leuten besser gefällt, als wenn sie besser wäre. Das Märchen

mit dem Weibchen im Kasten (die spätere „neue Melusine") lacht mich auch manchmal wieder an; es will aber noch nicht recht reif werden. Uebrigens sind jetzt alle meine Wünsche auf die Vollendung des epischen Gedichtes gerichtet, und ich muß meine Gedanken mit Gewalt davon zurückhalten, damit mir das Detail in Augenblicken nicht zu deutlich werde, wo ich es nicht ausführen kann." So begnügte er sich denn einstweilen damit, die drei ersten Gesänge nochmals durchzuarbeiten und auszufeilen, die er am 18. Februar an Schiller zur Revision übersandte.

Um endlich aber auch zur Ausführung der letzten Gesänge Muße und Sammlung zu gewinnen, begab er sich gegen Ende Februars wieder nach Jena. Allein hier befiel ihn sogleich ein starker Katarrh, der ihn auf mehr als acht Tage in sein Zimmer bannte. „Ich bin wirklich mit Hausarrest belegt," klagte er humoristisch in einem Billet an Schiller vom 27. Februar; „ich sitze am warmen Ofen und friere von innen heraus; der Kopf ist mir eingenommen, und meine arme Intelligenz wäre nicht im Stande, durch einen freien Denkactus den einfachsten Wurm zu produciren; vielmehr muß sie dem Salmiak und Liquiritiensaft, als Dingen, die an sich den häßlichsten Geschmack haben, wider ihren Willen die Existenz zugestehen. Wir wollen hoffen, daß wir aus der Erniedrigung dieser realen Bedrängnisse nächstens zur Herrlichkeit poetischer Darstellungen gelangen werden, und glauben dieß um so sicherer, als uns die Wunder der stetigen Naturwirkungen bekannt sind." Seine Hoffnung ging in Erfüllung. Nachdem er sich ein paar Tage mit den Insecten und der Durcharbeitung des

vierten Gesanges beschäftigt, begannen die Musen ihm günstig zu werden; und so entschloß er sich, obwohl der Katarrh auf dem Abmarsch war, seinen Hausarrest noch auf einige Tage zu verlängern; „denn der Gewinnst," meinte er, „wäre doch zu groß, wenn man so unversehens an's Ziel gelangte." In einigen Zeilen vom 3. März heißt es: „Ich kann glücklicher Weise vermelden, daß das Gedicht im Gange ist, und, wenn der Faden nicht abreißt, wahrscheinlich glücklich vollbracht werden wird. So verschmähen also die Musen den asthenischen Zustand nicht, in welchen ich mich durch das Uebel versetzt fühle." — „Die Arbeit rückt zu," lautet weiter ein Briefchen vom 4. März, „und fängt schon an Masse zu machen, worüber ich denn erfreut bin und Ihnen als einem treuen Freunde und Nachbar die Freude sogleich mittheile. Es kommt nur noch auf zwei Tage an, so ist der Schatz gehoben; und ist er nur erst einmal über der Erde, so findet sich alsdann das Poliren von selbst. Merkwürdig ist's, wie das Gedicht gegen sein Ende sich ganz zu seinem idyllischen Ursprunge hinneigt." Damit bricht der Jenaische Billetwechsel der beiden Freunde ab, weil ihre täglichen Zusammenkünfte wieder begannen.

Jetzt aber, wo Goethe wieder ausging, bekam sein episches Gedicht ein Paar Concurrenten an der Naturforschung und der philosophischen Speculation. „Der jüngere Herr v. Humboldt ist hier," schrieb er am 18. März an Meyer, „dessen großer Rotation in physikalischen und chemischen Dingen man auch nicht widerstehen kann; sodann gibt Fichte eine neue Darstellung seiner Wissenschaftslehre stückweise in einem philosophischen Journal heraus, die wir denn Abends zusammen

durchgehen; und so überschlägt sich die Zeit wie ein Stein vom Berge herunter." Bei dieser Gelegenheit legt er das merkwürdige Geständniß ab, daß eigentlich doch für ihn, als einen zum Künstler Geborenen, die Speculation und das Studium der Naturlehre falsche Tendenzen seyen, denen man freilich nicht ausweichen könne, weil alles Umgebende gewaltsam dahin strebe. War er mit Schiller allein, so drehte sich das Gespräch meist um Hermann und Dorothea und Wallenstein, wobei, wie Schiller an Körner berichtet, alle Ideen über epische und dramatische Dichtkunst in Bewegung kamen. Goethe blieb noch bis in den Anfang Aprils, und hatte, trotz aller sonstigen Interessen, welche ihn beschäftigten, die Freude, nun auch die fünf übrigen Gesänge seines epischen Gedichtes, bis auf einen Theil des letzten, nach Weimar mitzunehmen.

Hier gerieth er, herkömmlicher Weise, alsbald wieder durch vielerlei kleine Geschäfte in eine solche Zerstreuung, daß er sich an Nichts wagen durfte, wozu er eine reine Stimmung brauchte. Indeß erwuchs ihm während dieser Tage aus der Anwesenheit Wilhelm von Humboldt's ein nicht unbedeutender Gewinn für sein episches Gedicht. Dieser hielt mit ihm ein prosodisches Gericht über die letzten Gesänge, wobei die Fehler und Flecken, die sich fanden, so viel als möglich getilgt wurden. Zwischendurch gingen in der Correspondenz mit Schiller die zu Jena angeknüpften Untersuchungen über Epos und Drama fort; und im Interesse seiner epischen Bestrebungen las Goethe fleißig im Homer und im alten Testament. Indem er hier den patriarchalischen Ueberresten nachspürte, reizten ihn auf's Neue die Widersprüche der fünf Bücher Mosis zu kritischen

Untersuchungen.*) Es war ihm sehr willkommen, wieder einmal auf kurze Zeit Etwas zu haben, bei dem er mit Interesse im eigentlichen Sinne spielen konnte. Denn die Poesie, wie er und Schiller sie seit einiger Zeit trieben, meinte er, sey doch eine gar zu ernsthafte Beschäftigung. „Meine kritisch-historisch-poetische Arbeit," berichtete er am 15. April dem Freunde, „geht davon aus, daß die vorhandenen Bücher sich selbst widersprechen und sich selbst verrathen, und der ganze Spaß, den ich mir mache, läuft darauf hinaus, das menschlich Wahrscheinliche von dem Absichtlichen und bloß Imaginirten zu sondern, und doch für meine Meinung überall Belege aufzufinden." So entstand der Aufsatz „Israel in der Wüste," den Goethe später in die „Noten und Abhandlungen zum bessern Verständniß des west-östlichen Diwans" aufgenommen hat. Eine doppelte Aufgabe hatte er sich hier gestellt. Einmal versuchte er die ganze Begebenheit des wunderlichen Zugs der Israeliten aus dem Charakter des Führers zu entwickeln, und zweitens die Vermuthung zu begründen, daß der Zug keine vierzig, sondern kaum zwei Jahre gedauert. Beigefügte Tafeln, worauf die Stationen der Kinder Israels verzeichnet waren, erleichterten die Uebersicht des Ganzen.

Unterdessen beschäftigte ihn aber auch schon wieder der Plan zu einem neuen epischen Gedichte. Goethe muß schon während des letzten Aufenthaltes zu Jena mit seinem Freunde über dasselbe verhandelt haben, da er sich darauf in einem Briefe vom 19. April als auf eine bekannte Sache

---

*) Vergl. Th. II, S. 23 f.

bezieht. Er äußert hier gegen Schiller die Besorgniß, es möge diesem zweiten Gedichte eine Haupteigenschaft fehlen, die, nach seinen jüngsten Untersuchungen, ihm beim Epos unerläßlich schien, nämlich die Eigenschaft des Retardirens. Schiller erkannte die Forderung des Retardirens an, meinte aber, es gebe zwei Arten, zu retardiren, die eine liege in der Art des Weges, die andere in der des Gehens, und die letztere, schien ihm, könne auch bei dem geradesten Wege, und folglich auch beim Plan des neuen Gedichtes, statt finden. Jedoch besorgte er, der Stoff möchte schon für sich selbst den Affect zu stark erregen, und die Handlung zu sehr als Zweck interessiren, um, wie es beim Epos nothwendig sey, sich in den Grenzen eines bloßen Mittels zu halten. Die Art, wie Goethe die Handlung entwickeln wolle, scheine ihm mehr der Komödie als dem Epos eigen zu seyn; wenigstens werde er viel zu thun haben, ihr das Ueberraschende, Verwunderung Erregende zu nehmen, welches nicht so recht episch sey. Humboldt hatte gleichfalls Bedenken gegen das projectirte Stück; er meinte, es fehle dem Plan an individueller epischer Handlung. So hatte auch Schiller, als Goethe ihm zuerst den Plan entwickelte, immer auf die eigentliche Handlung gewartet; Alles schien ihm nur der Eingang und das Feld zu einer solchen Handlung zwischen einzelnen Hauptfiguren zu seyn, und wie er nun glaubte, daß diese Handlung angehen sollte, war Goethe fertig.

Halten wir neben diese Andeutungen das Gespräch Goethe's mit Eckermann vom 15. Januar 1827, woraus hervorgeht, daß das projectirte epische Gedicht mit der später geschriebenen Novelle (das Kind mit dem Löwen) dem Sujet, der Hand-

lung und dem Gange der Entwickelung nach übereinstimmte: so ist es ganz unbegreiflich, wie Riemer den Inhalt eines in den Wanderjahren erwähnten Jagdgedichtes von beschreibend-didaktischer Art mit dem des zweiten epischen Gedichtes für identisch halten konnte. Goethe bekennt ausdrücklich, daß die Novelle nur im Detail von jenem Gedicht ganz abgewichen sey, wie es die Natur der prosaischen Darstellung verlangte. Mit der Handlung erging es aber Eckermann bei der ersten Lectüre der Novelle ähnlich, wie Schiller bei Anhörung des Gedichtplans. „Ich wußte nicht," erzählt Eckermann, „was ich sagen sollte; ich war überrascht, aber nicht befriedigt. Es war mir, als wäre der Ausgang zu einsam, zu ideal, zu lyrisch, und als hätten wenigstens einige der übrigen Figuren wieder hervortreten und, das Ganze abschließend, dem Ende mehr Breite geben sollen." Es unterliegt demnach keinem Zweifel, daß uns die Novelle den Inhalt des Gedichtes im Wesentlichen erhalten hat; und wie der Novelle, so würde auch dem Gedichte die Idee zu Grunde gelegen haben, „daß das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit, als durch Gewalt bezwungen werde."

Schiller war, gerade seines Bedenkens wegen, doppelt begierig, den detaillirtern Plan des Stückes kennen zu lernen. Als aber Goethe am 27. April für ihn einen solchen aufsetzen wollte, gedachte er seiner alten Erfahrung, daß er nie Etwas fertig mache, wovon er den Plan Jemanden vertraut habe, und hielt deßhalb mit demselben zurück. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel blieb das Gedicht unausgeführt, ohne Zweifel, weil er sich selbst überzeugt hatte, daß der Gegenstand zu

einem Epos nicht geeignet sey. Auch der Gedanke, der ihm bald nachher einfiel, das eigentlich Interessante des Sujets in Balladenform darzustellen, gelangte nicht zur Ausführung, und so trug er den Stoff noch beinahe dreißig Jahre mit sich herum, bis er sich endlich seiner in der Novelle entledigte.*)

Ein Grund, warum das eben besprochene Gedicht in's Stocken gerieth, mochte auch darin liegen, daß jetzt, nachdem ein Waffenstillstand geschlossen und vorläufige Friedensbedingungen festgestellt waren, bei Goethe wieder die Hoffnung auf eine neue italienische Reise erwachte. Er kam dadurch in große Bewegung, konnte aber keinen festen Entschluß fassen, und in diesem Zustande der Unentschiedenheit machte ihm keine Arbeit recht Freude. Dazu beunruhigte ihn ein Brief von Meyer, worin dieser über Kränklichkeit und Mißmuth klagte. Goethe machte sich lebhafte Vorwürfe, daß er, trotz der Umstände, nicht früher aufgebrochen war, den Freund in Italien aufzusuchen; er stellte sich dessen einsames Verhältniß vor, und arbeitete so ohne Trieb und Behaglichkeit, bloß um sich zu zerstreuen. Endlich beschloß er, Meyer'n zur Rückkehr aus Italien zu bewegen, und erbot sich, ihm bis in seine Heimath, die Schweiz, entgegen zu reisen. Ob sie von dort sich zusammen nach Weimar oder nach Italien wenden würden, sollte einstweilen von den Umständen abhängig bleiben.

*) Ausführlicher handelt über das beabsichtigte epische Gedicht, wie über die Novelle ein Aufsatz von Düntzer in dem Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen, von Herrig und Viehoff. Bd. 4, Heft 1. S. 1 ff.

In dieser Ungewißheit begab er sich gegen den 20. Mai wieder nach Jena, um dort den letzten Gesang von Hermann und Dorothea zu beendigen. Schiller, dem er diesen Entschluß am 13. Mai ankündigte, fand es recht schön, daß er das Gedicht, welches er hier angefangen, auch hier vollenden wolle. „Die Judenstadt," fügte er hinzu, „darf sich was darauf einbilden." Goethe's dießmaliger Aufenthalt daselbst, der bis zum 16. Juni dauerte, war fast über Erwarten fruchtbar; die Ruhe und Einsamkeit, deren er dort genießen konnte, und Schiller's Nähe bewährten an ihm auf's Neue ihre Kraft. Im Theoretischen förderten sich die beiden Freunde durch gemeinsame Lectüre von Aristoteles' Poetik. Goethe hatte dieses Werk schon vor der Hieherkunft zu Weimar wiederholt mit großem Vergnügen gelesen und es Schillern zugesandt, der seinerseits nicht weniger davon erbaut war. Nach der gemeinschaftlichen Lectüre faßte Schiller in einem Briefe an Körner vom 3. Juni die Resultate ihre Verhandlungen darüber auf folgende Weise zusammen: „Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbeizukommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen, und über die äußeren Dinge ist er so lax, als man seyn kann. Was er vom Dichter fordert, muß dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weiß, was er will; es fließt aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschließend von der Tragödie, die er mehr als irgend ein anderes poetisches Genre begünstigt. Man merkt ihm an,

daß er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie; es ist Alles empirisch; aber die große Anzahl der Fälle und die gückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, gibt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Gesetzen."

Neben solchen theoretischen Betrachtungen ging aber auch die Praxis lebhaft fort, indem nicht bloß Hermann und Dorothea beendigt und am Cellini und dem Aufsatz „Israel in der Wüste" fleißig gearbeitet wurde, sondern auch einige der schönsten und vollendetsten kleineren Gedichte hier entstanden oder doch zum Abschluß kamen. So theilte Goethe schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit dem Freunde ein Gedicht mit, worauf dieser mit einigen Zeilen vom 23. Mai antwortet: „Dank Ihnen für Ihr liebes Billet und das Gedicht! Dieß ist so musterhaft schön und rund und vollendet, daß ich recht dabei gefühlt habe, wie auch ein kleines Ganze, eine einfache Idee durch die vollkommene Darstellung einem den Genuß des Höchsten geben kann. Auch bis auf die kleinsten Forderungen des Metrums ist es vollendet." Aus dem weiteren Billetwechsel erhellt, daß es „der neue Pausias" oder, wie es in der Correspondenz heißt, das Blumenmädchen war, ein Gedicht, dem in der That Schiller's Lob in vollstem Maße gebührt. Der Dichter hatte es hier auf den Wettstreit mit dem Maler abgesehen. Plinius erzählt, der Maler Pausias von Sicyon habe seine Geliebte, eine geschickte Kranzwinderin,

mit einem Blumenkranz beschäftigt dargestellt, und dieses Bild sei eines seiner besten gewesen. Indem nun Goethe das gleiche Sujet poetisch darzustellen beschloß, versäumte er nicht, alle Mitttel und Vortheile seiner Kunst in's Spiel zu setzen. Mit dem Maler in der Darstellung der äußern Schönheit der Kranzwinderin und der Pracht des Kranzes wetteifern zu wollen, konnte ihm nicht einfallen; er hatte dazu schon frühe Lessing's Laokoon zu aufmerksam studirt und war auch durch die Praxis die Grenzen seiner Kunst zu gut gewahr geworden. Aber für diesen Mangel der poetischen Kunst weiß er uns reichlich zu enschädigen. Er vergegenwärtigt uns nicht, wie der Maler, einen einzigen prägnanten Moment der Handlung, wobei es der Phantasie des Beschauers überlassen bleibt, das Vorgehende und Nachfolgende mit eigener Thätigkeit, so gut es gehen will, zu ergänzen; nein, er führt uns eine continuirliche Reihe von Momenten, eine ganze Handlung vor, von dem Augenblick an, wo die beiden Liebenden hereintreten, und er den ganzen Blumenvorrath zu den Füßen der sich hinsetzenden Geliebten ausschüttet, bis zu dem Schlußmoment, wo sie, den Rest der Blumen aus dem Schooße werfend, in seine Arme fliegt. Zwischen diesen beiden Endpunkten sehen wir nun ein immer wechselndes Bild, wie unter traulichem Gespräch er sich zu ihren Füßen niederläßt und ihr den Schooß mit Blumen füllt, dann den Faden, mitunter Blätter reicht, den Glanz der Blumen zu mildern, und nun bald im Anstaunen ihrer Kunstfertigkeit, oder der Schönheit seiner Geliebten verloren dasitzt, bald einen fertigen Kranz, den sie ihm verehrt, in der Hand hält und bewundert, bald auch Blicke

und Küsse mit ihr tauscht. Aber auch darauf beschränkt sich noch nicht das Gemälde des Dichters. Er versetzt uns auch auf's Lebendigste in die Zeit ihrer ersten Begegnung zurück und entwirft ein Bild eines tumultuarischen Schmauses, das gegen das idyllisch ruhige Bild ihres gegenwärtigen glücklichen Zusammenseyns lebhaft contrastirt und uns die Seligkeit, die sie jetzt in der Abgeschlossenheit vom Getümmel des Lebens empfinden, stärker zum Bewußtseyn bringt. Was aber dem poetischen Bilde den größten Vortheil über das malerische gibt, ist dieses, daß uns durch den innigen Gesprächstausch die Gemüthsform, der Charakter des Mädchens, ihre liebevolle Hingebung, die Schönheit ihres Herzens lebhafter vergegenwärtigt wird, als es dem Maler möglich war.

Den 27. Mai schickte Goethe mit einem Billet an Schiller „ein kleines Gedicht;" es war vermuthlich „der Schatzgräber, eine poetische Erzählung von der parabolischen Gattung.*) Die aus demselben resultirende Lehre ist in den Schlußversen deutlich genug ausgesprochen. Götzinger sieht auch in diesem Gedichte eine „persönliche Beichte." In der That hatte sich um diese Zeit stärker, als je, die Ueberzeugung in Goethe befestigt, daß der Werth des Lebens nicht sowohl auf Reichthum und Genuß, als auf Thätigkeit, Fleiß und weiser Zeitbenutzung beruhe, wie er denn auch damals seinem Zöglinge und Freunde Friedrich v. Stein schrieb, daß ihm ein altes Symbolum immer wichtiger werde: Tempus divitiæ meæ,

---

*) Mit Unrecht ist in Goethe's Werken das Gedicht unter die Balladen gereiht.

tempus ager meus. Am 28. Mai folgte schon wieder ein Gedicht, von dem Goethe bemerkte, daß „es sich an einen gewissen Kreis anschließe.“ Wir haben allen Grund zu vermuthen, daß es „die Metamorphose der Pflanzen“ war. Diese Elegie schließt sich an seine botanischen Studien, ja sie ist eigentlich nur die poetisch geläuterte Quintessenz jener gleichnamigen Abhandlung aus dem Jahre 1790. Die Aufnahme, welche diese Abhandlung beim Publicum gefunden, war für den Verfasser nicht sehr ermuthigend. Die Männer der Wissenschaft konnten sich in die neuen Ideen nicht finden; allgemein aber war man unzufrieden, daß der Dichter, der seine Kunst bisher mit so schönem Erfolge getrieben, sich auf ein so heterogenes Gebiet warf. „Freundinnen,“ erzählt Goethe selbst, „welche mich schon früher den einsamen Gebirgen, der Betrachtung starrer Felsen gern entzogen hätten, waren auch mit meiner abstracten Gärtnerei keineswegs zufrieden. Pflanzen und Blumen sollten sich durch Gestalt, Farbe, Geruch auszeichnen; nun verschwanden sie aber zu einem gespensterhaften Schemen. Da versuchte ich diese wohlwollenden Gemüther durch eine Elegie zu locken. Höchst willkommen war das Gedicht der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen; und auch ich fühlte mich sehr glücklich, als das lebendige Gleichniß unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete. Von der übrigen liebenswürdigen Gesellschaft aber hatte ich viel zu erdulden; sie parodirten meine Verwandlungen durch märchenhafte Gebilde neckischer, neckender Anspielungen.“ Wer die „eigentliche Geliebte“ war, der das Gedicht zunächst galt, wissen wir aus

Frühern.*) Eine Detailerklärung, deren die treffliche Elegie allerdings würdig und bedürftig ist, verwehrt uns der Umfang dieser Schrift. Wir müssen den Leser auf die Abhandlung aus dem Jahre 1790, als den vollständigsten Commentar, und wen das Volumen derselben abschreckt, auf unsere Erläuterungsschrift über Goethe's Gedichte verweisen.

Von großer Wichtigkeit ist es, daß Goethe durch die jetzigen Conferenzen und den poetischen Wettkampf mit Schiller zu einer Dichtungsart, die er seit etwa fünfzehn Jahren nicht mehr gepflegt hatte, zur Ballade, entschieden zurückgeführt wurde. Wie es scheint, war Schiller es, der zuerst auf den Gedanken kam, sich in dieser Gattung zu versuchen.**) Schon vor Goethe's Anwesenheit, am 2. Mai, erbat er sich von diesem den Text des Don Juan, weil er eine Ballade daraus zu machen gedenke. Goethe fand die Idee sehr glücklich und ermunterte ihn zur Ausführung. Während ihres jetzigen Zusammenseyns scheinen sie nun den Beschluß gefaßt zu haben, sich beiderseits nach passenden Balladenstoffen umzusehen und in der Ausführung mit einander zu wetteifern. So erblühte noch in diesem Jahre eine Flora von Gedichten, die eine wahre Zierde unserer poetischen Literatur sind. Nach ihnen bezeichnete Schiller das Jahr 1797 als das Balladenjahr, so wie das vorhergehende den Namen des Epigrammenjahrs verdient.

---

*) S. oben S. 165 f.

**) Wir erinnern jedoch an „Hero und Leander", womit sich Goethe schon im vorigen Jahre herumtrug.

Am 4. Juni begann Goethe die „Braut von Korinth“, das „Vampyrische Gedicht“, wie es in seinem Tagebuche benannt ist, und konnte schon am 6. Juni die Reinschrift an Schiller übermachen. Er hat den Stoff wahrscheinlich aus Martin Zeiller's Theatrum tragicum geschöpft, ohne Zweifel aber auch die Grundquelle, woraus alle späteren Darstellungen entlehnt worden sind, den Phlegon Trallianus, gekannt.*) Wie er selbst erklärt,**) trug er sich schon seit früher Jugend mit dem Gegenstande und ließ ihn einer immer reinern Form entgegenreifen. Die Sage versinnlicht die Macht des Liebesbedürfnisses beim jugendlichen Weibe, die so groß ist und so dringend Befriedigung heischt, daß sie auch dann noch nicht ersterben kann, wann schon ihr Herz zu schlagen aufgehört. Ungemein mannichfaltig und geschickt gehandhabt sind die Kunstmittel lebhafter poetischer Gestaltenmalerei, welche hier der Dichter im Einzelnen angewandt hat. In dieser Beziehung verdient das Gedicht die sorgfältigste Detailbetrachtung, wozu freilich hier nicht der Ort ist.***)

---

*) Phlegon's Erzählung ist mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten **II**, 292 ff.

) Bd. 40, S. 445 f. (Ausg. in 40 B.) Vergl. die Gespräche mit Eckermann (III**, 304), wo er behauptet, alle Balladen schon seit vielen Jahren im Kopfe gehabt zu haben.

***) Wir erlauben uns, die Leser zu verweisen auf die Schrift: „Ausgewählte Stücke deutscher Dichter, erläutert u. s. w. von H. Viehoff.“ Emmerich 1838, Bd. **II**, S. 95 ff.; oder auch auf unsern Beitrag zur Aesthetik: „Wie malt der Dichter Gestalten? Emmerich 1834. (Anhang.)

„Lassen Sie Ihren Taucher je eher je lieber ersaufen," schrieb Goethe am 10. Juni. „Es ist nicht übel, da ich meine Paare in das Feuer und aus dem Feuer bringe, daß Ihr Held sich das entgegengesetzte Element aussucht." Hieraus ergibt sich, daß die beiden Freunde sich gleichzeitig mit dem „Taucher" und dem „Gott und der Bajadere" beschäftigten. Der Gegenstand dieses Gedichtes gehört, so wie der verwandte, erst später ausgeführte „Paria", nach Goethe's eigenem Geständnisse, gleich der Braut von Korinth, zu den „großen Motiven, Legenden, geschichtlichen Ueberlieferungen, die sich ihm so tief in den Sinn drückten, daß er sie lange, lange Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt." Vielleicht fiel die erste Conception in die Zeit jenes frühen epischen Gedichtes „Der ewige Jude", in welchem der Heiland ebenfalls, dem indischen Gotte Mahadöh gleich, wieder zur Erde herabsteigt, um der Menschen Freud' und Qual mitzufühlen. Es ist wohl der jetzt eben vorherrschenden Neigung Goethe's zum Epischen zuzuschreiben, und zum Theil vielleicht auch auf Rechnung von Schiller's Beispiel zu setzen, daß die vorliegende Ballade, wie die Braut von Korinth, episch gehalten sind, während die folgenden, wie wir bald sehen werden, sich mehr und mehr zur dramatischen Behandlung hinneigen. Die Strophenform ist vortrefflich gewählt. Die ersten Trochäen entsprechen dem tragischen Charakter der ganzen Dichtung, und die daktylischen Schlußverse bringen, indem sie die Einförmigkeit des metrischen Ganges wohlthuend unterbrechen, zugleich ein leidenschaftliches Element in die rhythmische Bewegung, gerade wie es der Inhalt verlangt.

Auf ein unausgeführt gebliebenes Balladen-Project deutet folgende Stelle aus einem Billet Goethe's vom 14. Juni: „Ich habe mich heute früh an Amlet des Saxo Grammaticus gemacht; es ist leider die Erzählung, ohne daß sie stark durch's Läuterfeuer geht, nicht zu brauchen; kann man aber Herr darüber werden, so wird es immer artig und wegen der Vergleichung merkwürdig." Vielleicht in eben diese Zeit, jedenfalls aber in den Kreis der aus dem Wettstreit mit Schiller entsprungenen Balladen gehört noch „der Zauberlehrling." In dem Briefwechsel mit Schiller wird zwar seiner erst in einem Briefe vom 23. Juli, aber als eines seit einiger Zeit fertigen Stückes Erwähnung gethan. Den Stoff nahm Goethe aus Lucian's Lügenfreund, ohne Zweifel aus der Wieland'schen Uebersetzung.*) Lucian legt auf die dem Märchen zu Grunde liegende Idee kein Gewicht; ihm dient das Ganze nur als Beispiel abgeschmackter Aufschneiderei. Jener Grundgedanke aber ist kein anderer, als der, daß nur der Meister gefahrlos die Geister aufrufen könne, d. h. daß Niemand die mächtigen Kräfte der Natur und des Geistes zu Kampf und Leben erregen dürfe, der nicht auch die Macht besitze, ihren Aufruhr zu beschwichtigen, — eine Idee, die, etwas anders gestaltet, in vielen deutschen und morgenländischen Sagen wiederkehrt. Ungleich den beiden eben besprochenen Compositionen, ist hier der Erzählungsstoff ganz in Handlung und leidenschaftliche Bewegung aufgelöst, ganz lyrisch-dramatisch gestaltet. Ohne irgend ein erzählendes Einschiebsel, klären

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, 313 ff.

uns die monologischen Expectorationen des Lehrlings über den Verlauf der Begebenheiten vollkommen auf. Dabei ist dennoch der sprachliche Ausdruck knapp und einfach. Zu dieser Kürze trug auch die einmal gewählte metrische Form das Ihrige bei, die kleinen Reimverse drängten zu compacter Fassung. Zugleich geben die trochäischen Monometer dem Gedichte den Charakter eines ruhelosen, gleichmäßigen, leidenschaftlichen Fortstürmens, wie sich dieselbe Bemerkung auch in Schiller's Lied von der Glocke bei der Schilderung der Feuersbrunst („Thiere wimmern unter Trümmern u. s. w.) machen läßt.

Blicken wir auf alle hier erwähnten Productionen und Goethe's ganze Thätigkeit in Jena zurück, so überzeugen wir uns, mit wie großem Rechte er nach der Heimkehr am 21. Juni an Schiller schreiben konnte: „Wir haben in den letzten vier Wochen theoretisch und praktisch wirklich wieder schöne Fortschritte gethan.“ Auch auf Schiller war sein Einfluß sehr heilsam gewesen. Dankbar rühmte dieser, daß Goethe ihm mehr und mehr die Tendenz abgewöhne, vom Allgemeinen zum Individuellen zu gehen und ihn umgekehrt von einzelnen Fällen zu großen Gesetzen führe. Dafür gestand Goethe mit gleicher Erkenntlichkeit, daß er Schiller'n den Vortheil verdanke, manchmal über seine Grenzen hinaus gezogen zu werden, wenigstens sich nicht so lange auf Einem engen Fleck herumzutreiben. Er wünschte nur noch, daß auch der alte Meister (Meyer) hinzukäme, der ihm die Reichthümer einer fremden Kunst zum Besten gebe; es solle dann ein erfreuliches Winterleben werden. In der Ungewißheit aber, ob es auch wirklich dazu komme, und aus der bevorstehenden Schweizerreise sich nicht vielmehr

ein neuer Aufenthalt in Italien entwickele, griff er in Weimar wieder Mancherlei an, ohne Etwas zu Stande zu bringen. Schon vor der Abreise nach Jena hatte er seine italienischen Collectaneen wieder vorgenommen; jetzt versuchte er die Geschichte der Peterskirche besser und vollständiger zu schematisiren. Alles dieß gewährte keine Befriedigung; er bedurfte in seinem unruhigen Zustande einer größern, bedeutendern Arbeit; und so entschloß er sich, an seinen Faust zu gehen, und ihn, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens um ein gutes Stück weiter zu bringen. Es sey eigentlich eine Klugheitsmaßregel, berichtete er an Schiller, daß er jetzt dieses Werk angegriffen habe; denn da er bei Meyer's Gesundheitsumständen noch immer erwarten müsse, einen nordischen Winter zuzubringen, so möge er durch Unmuth über fehlgeschlagene Hoffnung weder sich, noch seinen Freunden lästig seyn und bereite sich einen Rückzug in diese Symbol-, Ideen- und Nebelwelt mit Lust und Liebe vor. Wir heben uns die interessanten Verhandlungen, die er mit Schiller über das Werk pflog, für eine andere Stelle auf, und bemerken nur, daß jetzt nicht bloß das Schema vervollständigt, sondern auch Oberon's und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und der Prolog geschrieben wurden. Erleichtert war ihm, wie er selbst gesteht, die Rückkehr auf „diesen Dunst- und Nebelweg" durch die vorhergehende Balladenpoesie, die zwischen den antik-plastischen Productionen, wie er sie vorher geliefert hatte, und dem ideellen, in's Formlose hinüberstreifenden Faust allerdings in der Mitte stand. Er meinte, daß vielleicht auch das Interessante seines neuen epischen Plans („der Tiger und Löwen") in „einem

solchen Reim- und Strophendunst in die Luft gehen könnte." Uebrigens zog sich das Balladenstudium noch immer durch alles Uebrige hindurch; denn während Schiller jetzt seinen Ring des Polykrates dichtete, trug sich Goethe mit einem Gegenstück, den „Kranichen des Ibykus", die später, wie „Hero und Leander", an Schiller überlassen wurden.

Die Beschäftigung mit dem Faust war jetzt, wo Goethe's Sinn sich ganz Italien zugewandt hatte, ein Anachronismus. Daher verflog auch das Interesse dafür sehr bald, als gegen Ende Juni's sein Freund, der Hofrath Hirt, zu Besuch kam. Diesem waren die Monumente der alten und neuen Kunst in Italien sehr lebhaft gegenwärtig, und so wurden in der Unterhaltung mit ihm, wie es in einem Briefe an Schiller heißt, „die nordischen Phantome durch die südlichen Reminiscenzen verdrängt." Da der bevorstehende Weimarische Schloßbau die Gedanken vorzüglich auf Architektur hinlenkte, und diese gerade Hirt's eigentliches Fach war, so spielte die Baukunst eine Hauptrolle in ihren Verhandlungen. Dann brachte ein Aufsatz über Laokoon von Hirt bei Goethe eine schon vor mehreren Jahren geschriebene Abhandlung über denselben Gegenstand in Erinnerung, und da er sie nicht gleich finden konnte, stellte er das Material, dessen er noch wohl eingedenk war, nach seiner jetzigen Ueberzeugung zusammen und schickte die Arbeit an Schiller.*) Dieser gab ihr das Lob, daß sie mit wenig Worten und in einer kunstlosen Einkleidung herrliche Dinge

---

*) Vgl. Th. I, S. 224 f. In Goethe's sämmtl. Werken (Ausgabe in 40 B.) findet sich der Aufsatz in Bd. 30, S. 303 ff.

ausspreche, und eine wirklich bewunderungswürdige Klarheit über die schöne Materie verbreite. „In der That," schrieb er, „der Aufsatz ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurtheilen soll; er ist aber auch ein Muster, wie man Grundsätze anwenden soll. In Rücksicht auf Beides habe ich sehr viel daraus gelernt."

Goethe gedenkt in den Annalen, wo er des Besuches von Hirt erwähnt, auch des seltsamen Reisenden Lord Bristol,*) der ihm „zu einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß gegeben." Hierüber gewährt nun der eben erschienene dritte Band von Eckermann's Gesprächen willkommenen Aufschluß. Lord Bristol, Bischof von Derby, wollte Goethe'n eine Predigt über den Werther halten und es ihm in's Gewissen schieben, daß er dadurch die Menschen zum Selbstmord verleitet habe. Er nannte den Werther ein ganz unmoralisches, verdammungswürdiges Buch. „Halt!" rief Goethe. „Wenn Ihr so über den armen Werther redet, welchen Ton wollt Ihr dann gegen die Großen dieser Erde anstimmen, die durch einen einzigen Federzug hunderttausend Menschen in's Feld schicken, wovon achtzigtausend sich tödten und sich gegenseitig zu Mord, Brand und Plünderung anreizen. Ihr danket Gott nach solchen Gräueln und singet ein Te Deum darauf! — Und ferner,

---

*) Wie interessant dieser Mann für Goethe gewesen seyn muß, zeigt die Charakteristik desselben, die er in Jena den 10. Juni 1797, wahrscheinlich am nächsten Tage nach der Zusammenkunft, niederschrieb. Sie findet sich unter den „Biographischen Einzelnheiten" Bd. 27, S. 494. (Ausg. in 40 B.)

wenn Ihr durch Eure Predigten über die Schrecken der Höllenstrafen die schwachen Seelen Eurer Gemeinden ängstiget, so daß sie darüber den Verstand verlieren und ihr armseliges Daseyn zuletzt in einem Tollhause endigen! u. s. w." In diesem Tone fuhr er noch eine gute Weile fort, dem Bischof zuzusetzen. Der Ausfall that eine herrliche Wirkung. Lord Bristol ward sanft wie ein Lamm und benahm sich in der weiteren Unterhaltung gegen Goethe mit der größten Höflichkeit und dem feinsten Tact. Beim Abschiede sagte ihm auf der Straße der Abbé des Bischofs, der die Honneurs machte: „O Herr von Goethe! wie vortrefflich haben Sie gesprochen, und wie haben Sie dem Lord gefallen und das Geheimniß verstanden, den Weg zu seinem Herzen zu finden! Mit etwas weniger Derbheit und Entschiedenheit würden Sie von ihm sicher nicht so zufrieden nach Hause gehen, wie Sie es jetzt thun."

Um die Mitte Juli's (vom 11 bis zum 18.) wurde Goethe noch durch einen achttägigen Besuch von Schiller erfreut. Dankbar schrieb er dem Freunde gleich nach dessen Heimreise: „Sie hätten mir zum Abschiede nichts Erfreulicheres und Heilsameres geben können, als Ihren Aufenthalt der letzten acht Tage. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich dießmal unser Zusammenseyn wieder für sehr fruchtbar halte; es hat sich so Manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet, daß ich mit mehr Zufriedenheit abreise, indem ich unterwegs recht thätig zu seyn hoffe und bei meiner Rückkunft Ihrer Theilnehmung wieder entgegen sehe." Allerlei kleine Geschäfte verzögerten indessen seinen Aufbruch von Tag

zu Tage, und als er diese beinahe beseitigt hatte, wurde er noch in Folge einer Erkältung durch Unwohlseyn an's Haus gefesselt. Endlich am Schlusse des Monats völlig hergestellt, schickte er sich zur Abreise an, verbrannte aber vorher noch die an ihn gesandten Briefe seit 1772, „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung.“ Glücklicher Weise sind Schiller's Briefe bei diesem bedauernswerthen Autodafé verschont geblieben.

Dreizehntes Capitel.

Hermann und Dorothea.

Wir lassen im vorliegenden Capitel eine nähere Betrachtung der herrlichen Dichtung folgen, deren Entstehung wir im nächstvorigen Capitel verfolgt haben.

Den Gegenstand bezeichnet Goethe selbst in einem Briefe an Meyer vom 28. April 1797 als einen „äußerst glücklichen“, als „ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal finde.“ Die Hauptzüge entlehnte er aus der Geschichte der im Jahre 1731 vertriebenen Salzburger. Es existiren von dieser Geschichte mehrere im Wesentlichen übereinstimmende Varianten.*) Die Bearbeitung, welche dem Dichter wahr=

*) S. mein Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrgang 1844, Heft III, S. 38 ff. Vergl. S. 72 ff. und das Archiv für das

scheinlich als Quelle vorgelegen, führt den Titel: „Das Liebthätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten. Das ist: kurze und wahrhaftige Erzählung, wie dieselben in der Gräflich Reuß-Plauischen Residenz-Stadt angekommen, aufgenommen und versorget, auch was an und von vielen derselben Gutes gesehen und gehöret worden (Leipzig, 1732)." Es wird dort von einem „feinen und und vermögenden" Bürger zu Altmühl im Oettingischen berichtet, daß er einen Sohn gehabt, den er nie zum Heirathen habe bewegen können. Dieser findet unter den Emigranten ein Mädchen, das „ihm von Herzen wohlgefällt," erkundigt sich nach ihrer Familie und Aufführung und erklärt, da die Nachrichten vortheilhaft lauten, seinem Vater, er werde zeitlebens ehelos bleiben, wenn er ihm die Salzburgerin nicht gebe. Der Vater sucht ihm den Gedanken mit Hülfe des Predigers und einiger anderen Freunde auszureden. Da ihr Bemühen fruchtlos ist, so entschließt sich der Vater, auf den Rath des Predigers, zur Einwilligung. Der Sohn verfügt sich sogleich zur Salzburgerin und fragt, ob sie bei seinem Vater in Dienst treten wolle. Sie nimmt den Antrag gern an und wird von ihm dem Vater vorgestellt. Dieser, mit dem Dienstantrage unbekannt, fragt, wie ihr sein Sohn gefalle. Die Emigrantin glaubt, man wolle sie zum Besten haben, sieht aber bald, daß die Sache ernstlich gemeint ist, erklärt sich von Herzen einverstanden, und zieht aus ihrem

---

Studium neuerer Sprachen und Literaturen, von Herrig und Viehoff, Heft I, S. 257 ff.

Busen ein Beutelchen mit 200 Stück Ducaten, das sie dem Bräutigam als Mahlschatz überreicht.

Vergleichen wir Goethe's Gedicht mit dieser Erzählung, so tritt uns als die erste bedeutende Veränderung, die er mit dem Stoffe vorgenommen, die Verlegung der Begebenheit in eine andere Zeit und auf einen andern Schauplatz entgegen. Statt der Salzburger Emigrirten im Oettingischen finden wir französische Auswanderer deutscher Abkunft in einem Städtchen auf der rechten Rheinseite, die nicht, wie jene, um der Religion willen, sondern wegen politischer Verhältnisse ihre Heimath verlassen haben. Diese Aenderung war nöthig, da, wie Goethe selbst in den Annalen bekennt, das Gedicht Gelegenheit geben sollte, „gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszusprechen." Hermann und Dorothea gehört seiner tiefern Tendenz nach in den Kreis der auf die französische Revolution bezüglichen Dichtungen, allein mit ihm tritt Goethe aus dem polemisirenden, negativen Verhältnisse zur Revolution entschieden in die positive Richtung *) ein und lehrt uns, wie aus der allgemeinen Zerrüttung sich wieder ein erfreulicher, fester Zustand der Dinge hervorbilden kann. Der Einzelne, die Familie, die kleineren politischen Verbindungen, die Gemeinden müssen zunächst Gesundheit und Geradheit des Sinnes, Muth und Festigkeit, Abneigung vor allem Geist der Verwirrung und

*) Vergl. Rosenkranz, Goethe und seine Werke, S. 322. Es ist jedoch unrichtig, wenn behauptet wird, daß die früheren politischen Dichtungen rein negativer Art seyen; auch in ihnen finden sich manche positive Andeutungen.

Unruhe bei aller Empfänglichkeit für Höheres und Besseres in sich hegen und pflegen; dann wird auch die gährende Welt sich wieder beruhigen und klären.*) Der Dichter läßt demnach aus seinem Werke ungefähr dieselbe Lehre hervorspringen, die Schiller am Ende des Spazierganges, nachdem er das Bild der Revolution ausgeführt, andeuten zu wollen scheint (V. 205 ff.), daß, wenn die Gesellschaft durch Mißbrauch der Cultur gänzlich zerfallen sey, Hülfe und Heil nur darin gefunden werden könne, wenn Jeder besonders in sich den Adel der menschlichen Natur möglichst rein wieder herzustellen suche.**)

Schon aus der durchgängigen Beziehung auf die Revolution erhellt, daß Hermann und Dorothea keine rein idyllische Dichtung, wie die Vossische Luise, werden konnte. Das Werk mußte sich, weil eine große weltgeschichtliche Epoche darin abgespielt werden sollte, ungleich mehr der Gattung der Epopöe nähern. Nicht unschicklich kann man es eine idyllische Epopöe oder vielleicht noch treffender ein episches Idyll nennen, indem es einerseits einen idyllisch begrenzten Familienkreis, eine

---

*) In den Briefen an Meyer bezeichnet Goethe die Aufgabe, die er sich in Hermann und Dorothea gestellt, in folgender Art: „Ich habe das rein Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet."

**) Vergl. meinen Commentar zu Schiller's Gedichten (Stuttgart, 1840) Th. V, S. 68.

Gruppe von Menschen uns vorführt, mit deren individuellen Schicksalen uns der Dichter zu sympathisiren zwingt, andrerseits eine Staaten erschütternde Weltbegebenheit, wie ein fern drohendes Gewitter, im Hintergrunde erscheinen läßt. Von der eigentlichen Epopöe oder dem heroischen Epos unterscheidet sich unser Gedicht wesentlich nicht bloß durch seinen Gegenstand, indem es jene idyllische Partie als Hauptsache in den Vordergrund stellt, sondern auch durch die ganze Art der Behandlung. Goethe hat selbst in dem Briefwechsel mit Schiller die Bemerkung gemacht, daß sich namentlich in letzterer Beziehung Hermann und Dorothea dem Drama annähere. Denn einmal finde sich kein ausschließlich episches Motiv, d. h. kein rückwärtsschreitendes (die Handlung von ihrem Ziele entfernendes) darin, sondern nur die vier anderen Arten von Motiven, die das epische Gedicht mit dem Drama gemein hat (1. vorwärtsschreitende, welche die Handlung fördern, 2. retardirende, welche den Gang aufhalten, 3. zurückgreifende, welche das vor der Epoche des Gedichtes Geschehene hereinheben, und 4. vorgreifende, welche das über die Epoche Hinausliegende anticipiren) seyen angewandt. Dann stelle es auch nicht sowohl außer sich wirkende, als vielmehr nach innen geführte Menschen dar. Schiller war damit ganz einverstanden. „Ihr Hermann," antwortete er, „zeigt wirklich eine gewisse Hinneigung zur Tragödie; wenn man ihm den reinen strengen Begriff der Epopöe gegenüber hält. Das Herz ist inniger und ernstlicher beschäftigt, es ist mehr pathologisches Interesse als poetische Gleichgiltigkeit darin. So ist auch die Enge des Schauplatzes, die Sparsamkeit der Figuren, der kurze Ablauf der Handlung der

Tragödie zuträglich.“ Hinsichtlich der Gleichnisse, woran bekanntlich die Epopöen gewöhnlich so reich sind, meinte Goethe, daß sein Gedicht sich derselben mit Recht enthalten habe, „weil einem mehr sittlichen Gegenstande das Zudringen von Bildern aus der physischen Natur nur lästig gewesen wäre.“ Wir können hinzufügen: Der epische Dichter wird besonders da gern nach Vergleichungen greifen, wo ein großer, reicher, imponirender Gegenstand ihn so mächtig erfaßt, daß er sich durch eine Schilderung des Gegenstandes selbst nicht genug thut; es ist aber einleuchtend, daß der von unserm Dichter gewählte Stoff solcher glänzenden und großartigen Elemente nur wenige enthält. Nur der Anfang des siebenten Gesanges, wo freilich auch die wirksamsten Momente der Dichtung beginnen, ist durch ein Gleichniß, und zwar durch ein vollkommen neues, bezeichnet, welches mit Goethe's Lieblingsstudien, der Optik, zusammenhängt.

Was ferner das Wunderbare betrifft, das Eingreifen überirdischer Mächte in die Angelegenheiten der Menschen, welches von den Theoretikern gewöhnlich als unerläßlich für die Epopöe betrachtet wird, so glaubte Goethe aus diesem Gebiet hinreichende Elemente in sein Werk aufgenommen zu haben, „indem das große Weltschicksal theils wirklich, theils durch Personen (wie der Richter) symbolisch, eingeflochten sey, und von Ahnung, von Zusammenhang einer sichtbaren und unsichtbaren Welt doch auch leise Spuren angegeben seyen, was zusammen an die Stelle der alten Götterbilder trete, ohne freilich die physisch-poetische Gewalt derselben zu ersetzen.“ *)

---

*) S. Briefwechsel mit Schiller, III, 384.

Mehrere der im Vorigen angedeuteten Puncte verdienen eine nähere Erörterung, namentlich Zeitdauer und Ort, so wie die Führung der Handlung. Der Verlauf der Begebenheiten in unserm Gedichte ist, ganz abweichend von der Weise des heroischen Epos, in so enge Zeitgrenzen eingeschlossen, als es nur in einem Drama von der strengsten Kunstform der Fall seyn kann. Die Handlung beginnt am Mittage und schließt in der Nacht. Hierbei ist nun die Sorgfalt zu bewundern, womit der Dichter, ähnlich wie Schiller in der Bürgschaft, durch scharfe Hervorhebung der verschiedenen Tageszeiten die verschiedenen Momente der Handlung auseinandergehalten hat. Mittag, Nachmittag, Sonnenuntergang, später Abend, finstere Gewitternacht, alle treten an ihrer Stelle kräftig hervor, und, was besonders zu loben ist, sie schließen sich den verschiedenen Stadien der Handlung harmonisch an und spielen gleichsam mit. Wie schön entspricht z. B. im achten Gesange die „ahnungsvolle Beleuchtung" der Abendlandschaft den Empfindungen der beiden Liebenden! Weiterhin gibt „der herrliche Schein des Mondes," den Dorothea „so süß" findet, dem Vorgefühle des sie erwartenden Glückes Nahrung. Aber, wie den Fluren ein Gewitter, so drohen auch ihrem Glücke noch Wolken, die sich erst in heiße Thränen auflösen müssen, ehe ihre Beseligung vollkommen wird; da läßt nun der Dichter, um die Harmonie der äußern Natur und der innern Empfindung durchzuführen, den Gipfelpunkt der durch das Mißverständniß im letzten Gesange hervorgerufenen Verwirrungen und Schmerzen gerade mit dem Ausbruche des nächtlichen Gewitters zusammenfallen.

Wie die Zeit, so ist auch das Local der Handlung beschränkt, aber auch, wie sie, mit bewunderungswürdiger Kunst bis in's Detail vergegenwärtigt. Vor Allem zeichnet sich in dieser Hinsicht der Eingang des vierten Gesanges aus. Fragen wir, durch welche Mittel hier der Dichter eine so außerordentliche Klarheit und Bestimmtheit des Bildes erzielt habe, so liegt der Hauptkunstgriff wohl darin, daß er uns durch das Auge einer Person des Gedichtes schauen läßt, vor welcher sich das Gemälde successiv entwickelt. Diese Art der Schilderung stimmt ganz zu Schiller's Behauptung, daß wir uns im epischen Gedichte um die Gegenstände bewegen, während die dramatische Handlung sich vor uns bewege.*) Dann ist auch die Gemüthsverfassung der Person, die dem Leser gleichsam ihr Auge leiht, sehr glücklich gewählt, um die Erzeugung eines reinen, klaren Bildes zu erleichtern. Wenn die Mutter den Sohn auch nicht ohne Befremdung suchte, da er sich sonst niemals weit entfernte, ohne es zu sagen, so war ihr Besorgniß und Furcht doch noch fern; sie besaß Gemüthsfreiheit genug, um beim Durchwandern des Gartens Alles recht zu betrachten, und sich jeglichen Wachsthums zu freuen; sie bewundert die Fülle der Trauben, denkt schon mit Lust des Herbstes und der fröhlichen Tage der Weinlese und betrachtet mit Wohlgefallen die herrlichen Kornfelder. Was freilich der Phantasie auch sehr zu Hülfe kommt, ist die einfache und geschickte Anordnung der einzelnen Theile des Bildes. Dadurch z. B., daß das Haus an die Grenze der Stadt gelegt ist, hat der Dichter

---

*) S. den Goethe-Schiller'schen Briefwechsel **III**, 387.

Continuität in das Gemälde gebracht. Leicht faßliche Eintheilungspunkte sind der Einbildungskraft geboten: die Stadtmauer mit ihrem Pförtchen, der Stadtgraben, die untere und obere Thüre des wohlumzäunten Weinberges, der Rain, der die Aecker trennt, der Birnbaum, die Grenze der Felder, die Hermann's Vater gehören. Bei aller Kunst der Beschreibung fühlt man aber nirgendwo Absichtlichkeit, eben weil es eine vollendete Kunst ist. Jede Schilderung erscheint, wie sehr der Dichter auch dadurch der Wirksamkeit späterer Partieen vorgearbeitet hat, doch an ihrer Stelle vollkommen motivirt und natürlich.

Was die Art und Weise betrifft, wie der Dichter den Faden der Handlung abgewickelt hat, so ist auch hier überall eine höchst besonnene, mit einfachen Mitteln Außerordentliches wirkende Kunst zu bemerken. Schon die Exposition ist meisterhaft behandelt. Man braucht nur die 21 Anfangsverse des Gedichtes etwas näher zu betrachten, so erstaunt man, wie viele exponirende Züge der Dichter in das so natürlich fortfließende und scheinbar ganz absichtlose Geplauder des Wirthes zu verflechten gewußt hat. Hinsichtlich des Augenblicks, wo der Faden der Handlung aufgenommen wird, ist Goethe dem Beispiele anderer epischen Dichter gefolgt, die in der Regel nicht das Stück mit dem Beginne der Handlung eröffnen, sondern den Leser sogleich in die Begebenheit hineinversetzen. Hier war dazu noch ein besonderer Grund vorhanden. Hätte Goethe da begonnen, wo die Handlung wirklich anfängt, bei der Abfahrt Hermann's und der Vertheilung der Gaben an die Ausgewanderten, so wäre dadurch das reiche und impo-

nirende Gemälde der wandernden Gemeinde mit allen sich daran knüpfenden Bildern der großen Weltereignisse, aus denen ihr Unglück hervorging, zu nahe in den Vordergrund gerückt worden, und hätte der Einbildungskraft des Lesers eine Stimmung gegeben, die den Zwecken des Dichters zuwider war. Die Darstellung des Familienkreises war Hauptaufgabe; die großen geschichtlichen Begebenheiten, mit denen das Schicksal desselben verflochten ist, sollten wir nur in Beziehung auf ihn, und durch ihn als Medium erblicken. Hätte nun der Dichter sogleich im Anfange mit diesem ungeheuren Gegenstande unser Gemüth erfüllt und zerstreut, so möchte es ihm schwer, ja unmöglich gewesen seyn, das Interesse wieder auf den Punkt zu sammeln, der doch das eigentliche Centrum des Ganzen bildet. Deßhalb läßt er uns zuerst einen Blick in die Familie und ihre Verhältnisse thun, und breitet dann erst das Gemälde der fliehenden Gemeinde aus, und selbst dann nicht unmittelbar vor uns, sondern in einer mildernden Ferne, durch die Berichte des Apothekers und Hermanns.

Der Fortschritt der Handlung vereinigt, wie Humboldt treffend bemerkt, die zweifache Schönheit in sich, daß alle einzelnen Momente, in die sie aus einander tritt, vollkommen fest und doch durchaus zwanglos verbunden sind. „Niemand," sagt er, „wird in einer Composition von so kleinem Umfange die polypenartige Erzeugung eines Theils aus dem andern erwarten, die jedem für sich noch eine eigene Selbstständigkeit einräumt, welche die Iliade zu einem so großen, und Ariost's rasenden Roland zu einem so reichen Ganzen macht. Dagegen drängt sich auch nicht, wie man wohl sonst der modernen Dichtkunst

Schuld gegeben hat, das Einzelne auf eine harte, und mehr dem Verstande angemessene, als der Phantasie gefällige Weise in eine Spitze zusammen. Vielmehr geht jedes Glied in der Kette von Umständen frei und willig aus dem vorhergehenden hervor, und doch ist das Ganze eine stetige, überall zusammenhängende Folge von Begebenheiten." Vier Hauptmomente sind indeß zu bemerken, die auf die Richtung der Handlung einen vorherrschenden Einfluß üben: der Streit zwischen dem Vater und dem Sohne, der während der Abwesenheit der Freunde in Hermann aufsteigende Gedanke, mit Dorothea allein zu sprechen, sein Antrag am Brunnen, sie nur als Magd in das älterliche Haus zu führen, und die verstellte Rede des Geistlichen im letzten Gesange. Auf die dritte Hauptwendung ward der Dichter, wie die obige Erzählung von der Salzburgerin zeigt, durch seine Quelle geführt; aber die glückliche Motivirung derselben ist ganz sein Verdienst.

Von den Charakteren des Stückes gab die Quelle die beiden Liebenden, den Vater und den Prediger; die anderen Hausfreunde sind im Gedichte durch den Apotheker repräsentirt. Die Mutter und der Richter der fremden Gemeinde sind reine Erfindung Goethe's. Die herrlichste dieser sieben Figuren, und zugleich eine der allertrefflichsten aus der ganzen Gallerie weiblicher Bilder in Goethe's Dichtungen ist Dorothea. Schon gleich ihr erstes Auftreten, ihre ersten Worte lassen eine kräftige, besonnene Natur, ein in festem Gleichgewicht ruhendes Gemüth, ein edles Selbstgefühl, das auch da noch durchleuchtet, wo sie um Gaben der Milde bittet, ein Herz, das in liebevoller hülfereicher Thätigkeit für Andere sein Glück

findet, ein schönes Vertrauen auf Menschengüte, eine tröstliche Lebensansicht erkennen. Sie leitet die gewaltigen Thiere „klüglich," tritt den Pferden an Hermann's Wagen „gelassen" entgegen, spricht den Jüngling in herzlich vertrauensvollen, nicht demüthigen Worten, um eine Gabe an, nicht für sich, sondern für eine Hülfsbedürftige, die sie noch kaum gerettet hat. Sie jammert nicht über ihre Drangsale; im Gegentheil hebt sie, als sie den Werth der empfangenen Gabe erkennt, eine gute Seite des Unglücks hervor:

> Und sie dankte mit Freuden und rief: der Glückliche glaubt nicht,
> Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
> Gottes Hand und Finger u. s. w.

Warum der Dichter just diese Züge dem ganzen Bilde zu Grunde gelegt, ist nicht schwer zu erkennen. Eine Gattin mit solchen Eigenschaften war gerade für Hermann am wünschenswerthesten. Ein Mädchen von der tüchtigsten Bravheit, von der eigensuchtreinsten Herzensgüte, das nicht sowohl durch Lernen und Studium, als durch reiche Lebenserfahrungen der Früchte der Cultur theilhaftig geworden, ohne die ursprüngliche Kraft und Selbstständigkeit des Gemüthes einzubüßen, ein mit moderner Feinheit der Empfindung begabtes Wesen, das zugleich eine antike Einfalt zu bewahren gewußt, ein Gemüth, das einen reichen Schatz tiefer Gefühle im Busen hegt, und doch jeden Augenblick in der äußerlichen Wirklichkeit, mag sie auch noch so alltäglich seyn, zu leben bereit ist, ein Herz, das jedem Unglück entschlossenen Muth entgegensetzt, und jedes Glück mit rascher Besonnenheit und herzlicher Dankbarkeit

ergreift — welcher andere weibliche Charakter hätte auf ein Gemüth, wie Hermann, einen gleich tiefen Eindruck machen, und ihm, zumal in seinen Lebensverhältnissen, in seiner Zeit, ein gleich festes Glück verbürgen können? Man denke sich, die feinen und zarten Elemente in Dorotheen's Charakter hätten das Uebergewicht über die festen und starken, eine andere Erziehung hätte ihr eine reichere Ader von Sentimentalität gegeben, ihre früheren Lebensverhältnisse hätten sie weniger an rüstige Thätigkeit, an ein rasches, besonnenes Angreifen gewöhnt, mit wie vielen Bedenken würden wir am Ende die Liebenden ihren Bund schließen sehen?

Um aber das Charakterbild Dorotheen's stärker hervortreten zu lassen, hat der Dichter ein Kunstmittel angewandt, das sich auch zur Hervorlichtung äußerer Gestalten sehr wirksam erweist, den Contrast. Aus diesem Gesichtspuncte hat man das Gemälde zu betrachten, welches der Apotheker im ersten Gesange vom Zuge der Vertriebenen entwirft. Mit den einzelnen Zügen desselben tritt später das Erscheinen Dorotheen's in Contrast. Hier leitet ein Mädchen zwei der stärksten Ochsen des Auslandes mit besonnener Ruhe, während dort Wanderer und Wagen sich in wildem Getümmel durch einander drängen; hier sehen wir Dorothea nur auf Rettung einer Hülfsbedürftigen sinnend, während dort Alles eigensüchtig nur sich selbst bedenkt; hier die gelassene Anrede Dorotheen's an den Jüngling, dort lautes Wehklagen u. s. w. Ein anderes Kunstmittel, das gleichfalls auch zur Darstellung äußerer Gestalten mit Erfolg angewandt werden kann, ist dann weiterhin benutzt, um uns Dorotheen's Charakterbild da, wo sie nicht

selbst erscheint, gegenwärtig zu erhalten, und unsere Phantasie zu immer schärferer und schönerer Ausmalung desselben zu reizen; ich meine die Darstellung der Wirkung, die Dorotheen's Trefflichkeit auf Hermann's Gemüth gemacht hat. Diese Wirkung hat der Dichter in einer schönen Gradation und in kunstreich wechselnden Zügen zu veranschaulichen gewußt. Sobald Hermann über sein erstes Zusammentreffen mit Dorothea Bericht erstattet hat, muß sich der aufmerksame Leser der Umwandlung seines Wesens erinnern, die bei seinem Eintritte in's Zimmer der Prediger an ihm bemerkte, und weiß sie sich nun richtiger zu erklären, als dort der Prediger, wenn er sagt:

Fröhlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen.

Dann deutet die Gesprächigkeit, die er im zweiten Gesange, ganz im Gegensatze zu seiner sonstigen Wortkargheit zeigt, und die Entschiedenheit, womit er der Ansicht des Apothekers über das Heirathen in Kriegszeiten entgegentritt, eine Entschiedenheit, die der Vater mit staunendem und wohlgefälligem Lächeln bemerkt, — dieß Alles weist auf eine tiefe Erregung seines Innern. Liegen aber hierin bloße Andeutungen, so sehen wir im vierten Gesange, im Gespräche mit der Mutter, den Quell seiner Empfindungen heftig, leidenschaftlich zu Tage brechen:

Wie? du weinest, mein Sohn? . . .
Daran erkenn' ich dich nicht! Das hab' ich niemals erfahren!

Im fünften Gesange erregt die Beredtsamkeit, womit er

seine Bitte um die Zustimmung des Vaters unterstützt, von Neuem des Letztern Verwunderung („Wie ist, o Sohn, Dir die Zunge gelöst u. s. w.?“) Directer spricht sich Hermann's Gemüthsaufregung am Schlusse des sechsten Gesanges aus:

Drück' ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern
Einmal noch sehn, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret. U. s. w.

Indem wir hier Herrmann's innere Zustände verfolgten, entfernten wir uns nur scheinbar von der Betrachtung des Charakters seiner Geliebten; denn in jenen spiegelte sich dieser immer auf's Treueste ab. Mittlerweile wurde uns aber Dorothea noch ein paarmal selbst gezeigt: einmal, gleichsam in der Ferne, in der Erzählung des Richters von ihrer heroischen That, wie sie sich und andere junge Mädchen gegen die Brutalität eindringender Soldaten vertheidigte,*) und das andere Mal gleich nachher, da wo der Apotheker die Gefundene dem Pfarrer zeigt. Durch die nahe Zusammenstellung dieser beiden Partieen hat aber der Dichter eine schöne Wirkung zu erzielen gewußt. In der letztern Stelle namentlich erscheint Dorothea in einer gewöhnlichen Beschäftigung des Weibes, in dienstbarer Thätig-

*) Diese That ist von Humboldt als ein die Wirkung des ganzen Charakters etwas störender Zug angefochten worden. Ich habe Humboldt's Bedenken im Archiv für den deutschen Unterricht (Jahrg. 1843, Heft II, S. 28 ff.) zu widerlegen gesucht, und Rosenkranz (Goethe u. seine Werke, S. 329) stimmt im Wesentlichen bei, namentlich darin, daß es dem Dichter darum zu thun gewesen, die Bedenklichkeit zu beseitigen, ob Dorothea unversehrt aus den wilden Stürmen der Zeit hervorgegangen.

keit, die, wenn gleich auch von Herzensgüte und Bravheit zeugend, doch mit dem eben erwähnten heroischen Zug einen Contrast bildet. Gleich darauf erfahren wir aber aus dem Munde des Richters, daß jene heldenmüthige Jungfrau und das hülfreiche Mädchen, das wir vor uns sehen, ein und dieselbe Person sind, und sogleich strahlt das schlichte, einfache Bild in idealischem Glanze auf, und die Gegenwärtige beginnt denselben Zauber auf uns zu üben, wie die Abwesende, die wir bisher nur in dem Spiegel des Eindrucks auf ein anderes Gemüth betrachtet haben. Der idealische Schein, der sich um sie verbreitet, wird noch verstärkt durch die Erwähnung des frühern Verhältnisses zu dem hochherzigen Jüngling, der, im Streben nach edler Freiheit, in Paris den schrecklichen Tod fand.

Weiterhin, bei der Zusammenkunft Dorotheen's mit Hermann am Brunnen, hat der Dichter, da es jetzt galt, noch reiner und stärker als bisher auf die bloße Phantasie zu wirken, den Charakter Dorotheen's zunächst in einem heitern, anmuthigen Lichte erscheinen. Indem er hier den Ton der Heiterkeit und Anmuth anschlägt, erhält er, wie Humboldt treffend bemerkt, „die Phantasie leicht und künstlerisch bewegt; dadurch macht er, daß, wenn er zuletzt kühner in die Saiten der Leier eingreift, vollere und mächtigere Accorde anschlägt, sein Lied doch nur immer ein schönes Spiel der Kunst bleibt, nie zu einer drückenden Wahrheit wird. In diesem Tone ist auch dort die ganze Unterredung der Liebenden gehalten. Vorzüglich erscheint immer das Mädchen leicht, gewandt und besonnen; sie kommt dem Jünglinge immer gefällig und freundlich zuvor; aber wo er, dessen Herz immer schwer und von

seinen Gefühlen gepreßt ist, reden will, da schneidet sie ihm immer, und immer natürlich und gerade, ohne künstlich auszuweichen, auf eine kurze, heitere und verständige Weise den Weg dazu ab.“ Zugleich tritt aber an dieser Stelle der Charakterzug wieder hervor, den wir oben als einen der Grundzüge ihrer Gemüthsgestalt bezeichneten, in besonderer Klarheit hervor, die edle Ruhe und Gelassenheit, das feste Gleichgewicht des Innern, die Selbstgenügsamkeit, die an antike Götterbilder erinnert. Ohne allen leidenschaftlichen Kampf, mit klarer Besonnenheit faßt sie den ruhigen Entschluß, dem Antrage Hermann's zu folgen. Und so behauptet sie auch beim Abschiede von den Vertriebenen allein unter Allen ihre Fassung. Dagegen sehen wir sie im letzten Gesange, bei der verstellten Rede des Predigers, auf einmal im Innersten aufgeregt:

Es zeigten sich ihre Gefühle
Mächtig, es hob sich die Brust. U. s. w.

Wenn hiermit Dorothea, die uns bisher in ihrer stillen Charaktergröße Verehrung abgewann, unserm Herzen näher gerückt wird und uns weiblich liebenswürdiger erscheint, so erreicht der Dichter zugleich noch andere Vortheile durch diese plötzliche Seelenerregung. Durch den Contrast derselben gegen die frühere Fassung veranschaulicht er uns einmal die ganze Gewalt der Neigung, womit Dorothea zu dem Jünglinge hingezogen wird. Dann enthüllt die heftige Gemüthsbewegung auch den beiden Aeltern, die wir am Ende über Dorotheen's Charakter vollkommen beruhigt wünschen müssen, mit Einem Zuge den ganzen Adel der Gesinnungen, die ganze Tiefe der Gefühle ihrer

künftigen Schwiegertochter. Aber der Hauch der milden Ruhe, der tiefen, aber stillen Bewegung, der über dem ganzen Gedichte weht und besonders aus Dorotheen's Charakter uns anspricht, sollte durch die leidenschaftliche Stimmung derselben nur augenblicklich unterbrochen werden. Der Dichter zeigt sie gleich nachher wieder in lieblichem Lichte, wie sie sich anmuthvoll vor dem noch nicht ganz besänftigten Vater neigt, ihm die zurückgezogene Hand küßt und mit herzlichen Worten schnell seine Gunst erobert. Gegen den Schluß endlich, wo sie die Abschiedsworte ihres frühern Bräutigams referirt, hebt sich ihr Bild in eine idealische Höhe, worauf sie, von den Uebrigen nur halb verstanden, allein steht.

Haben wir uns bei Dorotheen's Charakter länger verweilt, weil sich an ihm Goethe's poetische Kraft vielleicht glänzender, als irgendwo offenbart hat, so wollen wir dafür die übrigen um so kürzer behandeln. Der männliche Hauptcharakter der Dichtung, Hermann, wird uns besonders im zweiten Gesange in seinen bedeutendsten Zügen vorgeführt. Was wir bei allen Figuren unsers Gedichtes schon auf den ersten Blick wahrnehmen, das zeigt sich in Hermann in ausnehmend hohem Grade, ein Uebergewicht der natürlichen Kräfte über die Cultur, ein schlichter, gerader Sinn, reine Empfindungen, menschliche und billige Gesinnungen. Humboldt macht auf die Aehnlichkeit dieses Charakters mit den Homerischen aufmerksam: „Auch in Homer's Helden finden wir vor Allem ein Herz in der Brust, das Unrecht hasset und Unbill, einen geraden Sinn, der alles Verworrene kurz und einfach schlichtet, und einen Muth, der das einmal Beschlossene kraftvoll ausführt. Selbst

in der äußern Lebensart ist eine auffallende Aehnlichkeit. Auch Homer's Helden hat Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket; auch sie sind selbst Ackersleute, schirren, wie Hermann, ihre Pferde selbst an und spannen sie selbst an den Wagen." So erinnert auch das heftige, laute Weinen des starken Jünglings (IV, 155 ff.) an die Homerischen Helden, die sich nicht im Schmerz durch Thränen zu erniedrigen glaubten, während unsere schwache Zeit den Helden ihrer Poesie nur ein paar verheimlichte Thränen erlaubt. Aber auch in der ganzen naiven Haltung dieses Charakters (das Wort naiv in der von Schiller festgestellten weitern Bedeutung genommen) möchte wohl kaum eine Figur eines andern neuern Gedichtes den poetischen Schöpfungen der Alten so nahe kommen, als diese. Dieselbe trockene Naturwahrheit, dieselbe Mäßigung des Ausdrucks, die gleiche, reine Objectivät, wobei, wie Schiller sagt, der Dichter unsichtbar hinter seinem Werke stehen bleibt, wie die Gottheit hinter dem Weltgebäude. Man könnte indeß zweifeln, ob Goethe die Klippe, die allen naiven Dichtern droht, bei diesem Charakter überall vermieden, und nicht vielleicht stellenweise das Bild Hermann's in ein zu unvortheilhaftes Licht gerückt haben. Namentlich dürfte uns dieses Bedenken bei der Scene im Hause des reichen Kaufmanns anwandeln, wo Hermann vor Verlegenheit den Hut fallen läßt. Unverkennbar leitete hiebei den Dichter die Absicht, jene Umwandlung, welche die Liebe an dem Jünglinge bewirkte, größer und bedeutender erscheinen zu lassen. Als ein ächt deutsches Gemüth erscheint Hermann besonders auch durch die tiefgewurzelte Anhänglichkeit an die Aeltern, zufolge deren

er sich nicht bloß durch die Mutter schnell umstimmen und leiten läßt, sondern auch den oft harten Vater stets mit so inniger Neigung verehrt hat, daß er die über ihn spottenden Gespielen mit der grimmigsten Wuth züchtigte. Ganz am Schlusse des Stückes läßt der Dichter, wie Dorotheen's, so auch Hermann's Bild, in höherem Glanz aufstrahlen, indem er es durch den Ausdruck vaterländischer Gefühle verklärt.

Zu Hermann bildet der Vater in mancher Beziehung einen Gegensatz. Warum Goethe diesen Charakter so und nicht anders angelegt hat, ließe sich für alle Züge desselben aus der Aufgabe des ganzen Gedichtes entwickeln. Ist es z. B. in dieser begründet, daß Hermann mit seiner ganzen Persönlichkeit in der Liebe zum Alten und gleichmäßig Wiederkehrenden wurzelt, daß er ein Repräsentant jener ruhigen, gleichmüthigen, rein- und gradgesinnten Bürger ist, die

> ihr väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehen,
> Und die Erde besorgen, so wie es die Stunde gebietet,

so erklärt es sich wieder aus Hermann's Charakter, warum der Dichter dem Vater just eine solche Eigenthümlichkeit geliehen. Das Gesetz der poetischen Mannichfaltigkeit sowohl als die der Handlung nothwendige Verwickelung forderten, daß beide in einigen Zügen wenigstens contrastirten; und so wurde der Vater denn als ein Freund des Fortschrittes dargestellt, der verlangt, daß der Sohn dem Vater nicht gleich sey, sondern ein Besserer. Er ist unternehmungslustig und benutzt gern das Gute, was die Zeit ihn lehrt und das Ausland; darum will er, daß sein Sohn sich in der Welt umsehe und nicht

ewig zu Hause hocke. Einen so strebsamen Sinn, weitern Ueberblick über die menschlichen Dinge, größere Weltkenntniß darf man aber bei einem wohlhabenden Landwirthe um so wahrscheinlicher voraussetzen, wenn er zugleich als Gastwirth Gelegenheit gehabt, vieler Menschen Urtheil zu hören, an vielen weltlichen Ereignissen ein lebhafteres Interesse zu nehmen, auch auf Geschäftsreisen (s. den Schluß des ersten Gesanges) Welt und Menschen aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Hierbei erhebt sich indeß ein Bedenken. Wenn der Dichter einen Charakter auf der Basis eines bestimmten Standes, eines bestimmten Geschäftes aufführt, so kann man ihm nicht wohl die Forderung erlassen, dem allgemeinen Typus dieses Standes treu zu bleiben. Nicht leicht wird aber Jemand behaupten, daß die Selbstständigkeit und Würde, in welcher durchweg der Vater erscheint, an einen Gastwirth erinnern; ja ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl der Leser da, wo der Dichter sie nicht ausdrücklich an den Stand des wohlbehaglichen, kräftig selbstbewußten Mannes erinnert, nur den reichbegüterten Eigenthümer mit seiner glücklichen Unabhängigkeit vor der Seele haben wird, zumal da wir einen vollen Nachmittag und Abend in seinem Hause mit durchleben, ohne einen eigentlichen Gast zu bemerken; denn der Pfarrer und Apotheker sind Hausfreunde.

In der Gattin des Gastwirthes hat uns der Dichter ein so reizendes Bild schöner Mütterlichkeit gegeben, daß wir ihm kaum ein gleiches zur Seite zu stellen wüßten. Wie das in seiner Art ebenfalls vortreffliche Miniaturbild in

Schiller's Glocke, stellt es nicht einmal die Mutter in heftig leidenschaftlichen Gemüthsverfassungen dar, nicht etwa wie sie mit aufopferungsreicher Sorgfalt und Angst für die Erhaltung des kranken Säuglings wacht und wirkt und betet, nicht wie sie in rührenden Tönen um ein entrissenes Kind klagt; es sind nur mäßig bewegte Seelenzustände, worin sie uns vorgeführt wird, und sonst erscheint sie nur als überall wachsame, überall geschäftige Hausfrau, als liebevolle Gattin, kurz in den einfachsten und natürlichsten Formen, von denen man nicht denken sollte, daß sie der dichterischen Einbildungskraft eine hervorstechend interessante Seite bieten könnten; und dennoch fühlt sich jeder Leser von unverbildetem Geschmack durch dieses einfache Gemälde auf's Innigste angesprochen, ja entzückt. Das Verhältniß zwischen ihr und Hermann, zwischen dem zum Manne herangereiften Sohne und der Mutter, die nun seine Liebe mit einer andern theilen soll, hat Goethe mit unerreichbarer Zartheit dargestellt. Die Scene von V. 63 des vierten Gesanges bis zum Schluß desselben gehört zu den wenigen unserer poetischen Literatur, worin Seelenadel und Gemüthsschönheit durchaus ohne alle Prätension, ja in einer fast schüchternen Darstellung und dennoch tief ergreifend sich zeigen.

Ein anderer, durchaus edel gehaltener Charakter ist der Prediger. Wenn die übrigen Charaktere, mit Ausnahme etwa des Apothekers, in dem sich eine gewisse Halbcultur und Verschrobenheit von komischem Anstriche bemerkbar macht, sämmtlich das Gepräge schlichter Einfachheit, des Ueber-

gewichts der Natur über die Cultur tragen, so zeigt sich in dem Geistlichen ein psychologischer Feinblick, eine Tiefe und ein Umfang der Intelligenz, wie sie nur dem reifen Zöglinge der Cultur eigen seyn können. Allein bei ihm ist, wie Humboldt richtig bemerkt, die Cultur vorzugsweise auf die sittliche Bildung und das Glück des Menschen, also auf etwas sehr Einfaches und Natürliches, bezogen. Dieser Mann ist durch die mannichfachen Irren der Cultur unversehrt wieder zur Friedenswelt der Natur zurückgekehrt, und bildet daher keinen Mißlaut in dem Zusammenklange der übrigen Charaktere. Uebrigens war eine Figur, wie diese, in dem Gedicht unentbehrlich. Soll nämlich das idyllische Epos eine Zeit wie die unsrige ansprechen, so darf ihm ein reicherer intellectueller Gehalt, ja ein gewisser intellectueller Schwung einerseits, und andererseits ein feinerer, man möchte sagen, zarter und reicher gegliederter Empfindungsgehalt nicht fehlen. Der letztere ist an mehrere Charaktere des Stückes mehr gleichmäßig vertheilt. In Hermann ist, wie schlicht und einfach auch sein Wesen seyn mag, eine höhere und feinere Gefühlsbildung zu erkennen, als wir sie bei ähnlichen Charakteren in den Dichtungen des Alterthums gewahren. Desgleichen dürfte mit Dorotheen oder der Mutter schwerlich eine weibliche Gestalt des Alterthums an innerer Zartheit, an jener leis erregbaren Gefühlsstimmung, wie sie die moderne Zeit bezeichnet, zu vergleichen seyn. Aber den intellectuellen Gehalt hat Goethe mit Recht größtentheils dem Prediger zugetheilt, der zufolge seines Bildungsganges sich am leichtesten

die Errungenschaft einer langen Culturzeit angeeignet haben konnte. Insbesondere hat ihn noch der Dichter zum Hauptorgan des über dem ganzen Werke schwebenden Geistes großer, parteiloser Ruhe und schöner Billigkeit gemacht, der Goethe's damalige Gesinnung charakterisirt und der epischen Poesie so trefflich zusagt.

Sehr abstechend gegen diesen Charakter ist der des zweiten Hausfreundes, des Apothekers. Goethe mochte eine solche Persönlichkeit aus mehreren Gründen dem Gedichte für nöthig halten. Erstens bedurfte er, da die übrigen Charaktere so achtungswürdig und bedeutend gehalten waren, auch einiges Schattens zu dem vielen Lichte. Einen Charakter mit bösartigen Zügen einzuführen, verbot schon der ganze Geist der Dichtung; deßhalb zeichnete Goethe einen mit Schwächen behafteten, die eher ein Lächeln, als Abneigung oder Haß erzeugen. Er ist bald zum Wirthe, bald zum Prediger, bald zu Hermann in Beziehung gesetzt, so daß durch den Contrast mit ihm die Gediegenheit und Tüchtigkeit dieser Männer erst recht hervortritt. So liefert er auch in den zahlreichen Gesprächen des Stückes gewöhnlich das Ferment der Opposition, wodurch eine Frage nun von ihren verschiedenen Seiten recht beleuchtet werden kann. Dann scheint der Dichter, wie H. Kurz treffend bemerkt hat, diese Person auch deßwegen eingeführt zu haben, „um durch sie alle untergeordneten Handlungen vollziehen zu lassen, welche sonst durch Diener hätten verrichtet werden müssen, was aber offenbar die einfach idyllische Haltung des Ganzen gestört hätte. Deßhalb hat ihn der

Dichter als einen freundlichen, thätigen Mann gezeichnet, der sich gern in die Angelegenheiten seiner Freunde mengt und in der Besorgung unbedeutender Geschäfte ein eigenes Glück findet." Als Schattenseite seines Charakters tritt vor Allem ein gewisser Egoismus hervor (II, 83 ff.), wie er sich bei Hagestolzen leicht mit den Jahren entwickelt. Nach dem Neuen strebt er, nicht weil sein Geschmack reiner wäre, als der der Menge, sondern weil es Mode ist (III, 67). Er tadelt wohl einmal Fehler, deren er sich selbst mit schuldig macht (I, 70 ff.). Auf seine Klugheit und seine Welt- und Menschenkenntniß thut er sich etwas zu gute; doch scheint Hermann seinem Scharfblicke nicht eben sehr zu vertrauen, wo es die Prüfung des fremden Mädchens gilt, und wünscht, daß sich der Prediger ihm anschließe. Seine Vorsicht hat der Dichter zweimal mit dem idealen Vertrauen des Predigers contrastirt, zuerst im Gesange V, 36 ff., und sodann VI, 155 ff. Ungeachtet solcher Flecken macht aber der ganze Charakter einen behaglichen Eindruck, und hat zugleich eine mild komische Färbung; so erscheint er namentlich am Schlusse des sechsten Gesanges, wo er sich scheut, dem geistlichen Freunde „Leib und Gebeine" anzuvertrauen. Gegen das Ende des Gedichtes rückt der Dichter ihn in den Hintergrund, und mit Recht, weil da, wo eine tiefe Aufregung edler Gemüther sich zeigt, ein flacherer Charakter, wie dieser, nicht ohne Störung der Gesammtwirkung hätte hervortreten können.

Der letzte Charakter des Gedichtes endlich, der **Richter** der fremden Gemeinde, ist eine hohe Figur, mehr heroischer

Art, in einfach großem Styl gezeichnet. Der Leser fühlt beim Anblick dieser poetischen Gestalt gewiß ganz gleich mit dem Prediger, welchen der Dichter sagen läßt:

Ja, Ihr erscheint mir heut' als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses.

Zunächst bedurfte Goethe dieses Charakters schon, um durch eine durchaus zuverlässige Person über Dorotheen's früheres Leben und Verhältnisse Kunde zu geben. Dann bewog ihn das Gesetz der poetischen Oekonomie, sich derselben Person zu bedienen, um eine Skizze des Zeitalters zu entwerfen, auf dessen düsterm Grunde das ganze Bild der Handlung ausgeführt werden sollte. Wir können dem Dichter nur Dank wissen, daß er eine solche, eigentlich nur zu untergeordneten Zwecken bestimmte Figur zu einer so imponirenden, würdevollen Gestalt ausgebildet hat. Die übrigen Charaktere sind doch nicht durch sie beeinträchtigt worden; dafür erscheint diese Figur zu vorübergehend und zu weit in die Tiefe des Gemäldes gerückt.

Wenn es uns der Raum gestattete, nun auch noch die Kunst des Dichters in der Darstellung der äußeren Gestalten zu betrachten, so würden wir Dorotheen's Bild auf eine meisterhafte Weise ausgeführt finden.*) Goethe hat die man=

---

*) Ausführlich ist dieser Gegenstand behandelt in meinem Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrg. 1843, Heft I, S. 22, Heft II, S. 20 ff., Heft IV, S. 80 ff.

nichfachsten Kunstgriffe angewandt, um es dem Leser bis zu Ende stets gegenwärtig zu erhalten und mit immer neuem Reiz zu umkleiden. Um so sparsamer ist er in der Schilderung des Aeußern der übrigen Personen gewesen; selbst das Bild des würdigen Alten, des Richters der Vertriebenen, das vielleicht einen Andern in Versuchung gebracht hätte, seine Kunst der Gestaltenmalerei recht glänzen zu lassen, hat er auch nicht durch einen bestimmten Zug skizzirt. Desgleichen ist die äußere Gestalt des Hauptheldon höchstens durch ein Adjectiv von allgemeinerm Sinne („der wohlgebildete Sohn") angedeutet, oder im Vorbeigehen als groß und kräftig bezeichnet. Dieser Enthaltsamkeit im Gebrauch schildernder Züge, wo Personen angeführt werden, lag wohl besonders das Gefühl zu Grunde, daß der moderne Dichter, wenn er der ganzen Richtung seiner Zeit nicht untreu werden will, mehr das Innere der Menschheit hervorzukehren suchen, als mit den Dichtern des Alterthumes an sinnlichem Glanz und Reichthum rivalisiren müsse. — In anderen beschreibenden Partieen dagegen, wo es nicht das Aeußere von Personen gilt, wetteifert unser Dichter augenscheinlich mit den alten Epikern, namentlich mit Homer, und wetteifert meistens mit Glück. Ich hebe nur die Stelle hervor, wo das Anschirren der Pferde und die Abfahrt Hermann's erzählt wird; wie rein antik ist hier Alles gehalten, Alles Gestalt, Bewegung, Handlung, überall die productivsten Züge herausgehoben; kaum ist es eine Beschreibung zu nennen, so sehr steht bei jedem Worte

das ganze Bild vor unsrer Seele; es wirkt Alles wie Plastik und Malerei.*)

Zum Schlusse noch ein paar Worte über Sprachliches und Metrisches. Wie das Gedicht überhaupt das Gepräge schlichter Einfalt und Natürlichkeit trägt, so auch in der sprachlichen Darstellung. Fast mit Aengstlichkeit scheint sich Goethe vor einem Ausdrucke gehütet zu haben, der stärker und glänzender wäre, als der Gegenstand ihn durchaus verlangte; und Nichts kann, wie Humboldt treffend bemerkt, dem oratorischen Styl in der Poesie, den wir vorzüglich in den Werken der Ausländer oft bemerken, mehr entgegengesetzt seyn, als der Vortrag Goethe's in Hermann und Dorothea. Nichts desto weniger hat die Sprache eine durchaus poetische

*) Wir erwähnen hier noch eines Urtheils von Wieland über die Figuren unserer Dichtung (Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen I, 249): „Bei dieser Lectüre habe ich mich wieder überzeugt, Goethe sey eigentlich zum (bildenden) Künstler geboren. Die Figuren sind alle in großen Raphaelischen Umrissen herrlich gezeichnet. Es sind Figuren in Marmor gehauen. An's Colorit muß man dabei nicht denken. Auch dieß konnte Goethe geben, wenn er malen wollte. Aber auch hier ist er Bildhauer. Alles ist im großen Styl.“ — In einem Briefe an Schiller vom 8. April 1797 bekennt Goethe, daß er alle Vortheile, deren er sich in dem Gedichte bedient, der bildenden Kunst verdanke; und in einem Briefe an Meyer vom 28. April heißt es: „Es kommt noch darauf an, ob das Gedicht auch vor Ihnen die Probe aushält; denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringt.“

Färbung, was der Dichter bald durch leise Abweichungen von der prosaischen Wortfolge, stellenweise auch durch kühnere, aber das Verständniß nicht erschwerende Versetzungen, bald durch reichlichern Gebrauch der Participien, bald durch Häufung des Bindewörtchens und, bald durch ein gewisses alterthümliches, namentlich Homerisches Gepräge des Ausdrucks erreicht hat. Von dem Metrum läßt sich freilich nicht rühmen, daß es den Forderungen einer strengen Theorie entspricht, noch, daß es überall durch rhythmische Malerei und ausdrucksvolle Modulation die Darstellung so sehr unterstützt, als es möglich wäre; wohl aber, daß es dem deutschen Ohre besser zusagt, als die oft rauhe und unnatürliche Bewegung der Vossischen Verse. Mit dem Reinecke verglichen zeigt es einen bedeutenden Fortschritt, der zum Theil auf Rechnung der Beihülfe Humboldt's und wohl auch Schiller's zu setzen ist. Einige metrische Flecken, die sich in dem Gedichte bei der ersten Veröffentlichung fanden, sind noch nachträglich durch leichte Umstellungen oder sonstige Veränderungen gelöscht worden; doch weicht die ältere Gestalt von der neuern im Ganzen nur wenig ab.*)

So war denn unserm Dichter ein Werk gelungen, dem die ganze Nation Beifall zujauchzte. Die, welche durch frühere Dichtungen an ihm irre geworden waren, selbst die, welche ihm wegen der Xenien zürnten, mußten nach diesem neuen Triumph seinem Genius wieder huldigen.

---

*) Die Varianten s. in meinem Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrg. 1843.

Vierzehntes Capitel.

Abreise nach der Schweiz. Neue Betrachtungsweise der Dinge. Aufenthalt in Frankfurt, Stuttgart, Tübingen. Balladen von der schönen Müllerin. Zusammentreffen mit Meyer in Zürich. Die Elegie Amyntas. Blümlein Wunderschön. Reise auf den St. Gotthard. Ein episches Gedicht „Wilhelm Tell" projectirt. Plan einer sentimentalen Reisebeschreibung. Theorie von den Kunstgegenständen. Rückreise. Einfluß der Schweizerreise. Neue Epoche in Goethe's Entwickelung.

Am 30. Juli reiste Goethe von Weimar nach Frankfurt ab; es war das erste Mal, daß er den Weg aus Thüringen zum Mainstrom bei Tage mit Ruhe und Aufmerksamkeit machte. Er übereilte nicht seine Fahrt; in den heißen Mittagsstunden ließ er füttern und brach dafür Morgens um so früher auf. So kam er nach viertägiger Reise vergnügt und gesund zu Frankfurt an und überlegte in einer ruhigen und heitern Wohnung nun erst, was es heiße, in seinen Jahren in die Welt zu gehen. „In früherer Zeit," schrieb er den 9. August an Schiller, „imponiren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurtheilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserm Wege liegt und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessirt uns deren eine größere Anzahl und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht

Gemüthsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hülfe kämen.“ Man sollte denken, er hätte bei der Einsicht, wie leicht auf Reisen die Masse und Mannichfaltigkeit der Gegenstände den Geist verwirren können, auch jetzt durch Willenskraft sein Interesse auf einen mäßigen Kreis von Dingen beschränkt. Noch am Tage vor seiner Abreise hatte er an Schiller geschrieben: „Sie sagten neulich, daß zur Poesie nur die Poesie Stimmung gebe, und da das sehr wahr ist, so sieht man, wie viel Zeit der Dichter verliert, wenn er sich mit der Welt abgibt, besonders wenn es ihm an Stoff nicht fehlt. Es graut mir schon vor der empirischen Weltbreite.“ Und dennoch nahm er recht absichtlich eine ungeheure Fülle von Objecten in sich auf und traf allerlei künstliche Veranstaltungen, um sich dieses Besitzes zu versichern. Anstatt die mit den Jahren nicht gerade wachsenden Kräfte haushälterisch zu verwenden, begann er Anschauung und Betrachtung an kleinlichen Gegenständen zu üben. Er legte ganze Bündel von Acten an, worin er öffentliche Papiere, die ihm auf der Reise vorkamen, Zeitungen, Wochenblätter, Verordnungen, Komödienzettel, ferner Predigtauszüge, Preiscourante u. s. w. einheftete; diesen fügte er seine eigenen Beobachtungen und Bemerkungen, seine augenblicklichen Urtheile bei, sprach dann in Gesellschaften über solche Dinge und verglich seine Ansicht mit dem Urtheil Wohlunterrichteter, *) um sich möglichst vor Einseitigkeit der Auffassung zu bewahren. Wie

*) Brief an Schiller vom 22. August.

kam nun er, der doch längst erfahren haben mußte, daß es für ihn mehr auf poetische Stimmung, als auf Vermehrung seines ohnedieß überreichen Schatzes von Anschauungen und Kenntnissen ankam, wie kam er zu dieser Begierde, den Kreis seines Wissens zu erweitern? „Nicht eher will ich wieder kommen," schrieb er an Schiller, „als bis ich wenigstens eine Sattheit der Empirie empfinde, da wir an eine Totalität nicht denken dürfen." Warum wandelte ihn nicht die Furcht vor Ueberladung an, die dem Fluge des dichterischen Genius so hinderlich werden kann und leider auch dem seinigen geworden ist?

Zweierlei macht es erklärlich, daß Goethe sich nochmals der Breite und Fülle der äußern Welt hingab, obgleich seine Natur jetzt nach Sammlung und Stimmung strebte. Erstens hatte ihm sein Hermann und Dorothea gezeigt, „daß die modernen Gegenstände, in einem gewissen Sinne genommen, sich zum Epischen bequemten;" *) und so gedachte er nun zu neuen Productionen dieser Art sich mit neuem Stoff zu versehen. Dann, als er einmal wieder in's Schauen und Beobachten gekommen war, reizte ihn der Zuwachs von Kenntnissen, die sich seinen früheren um so bequemer anschlossen, als er vorher allerlei Schemata und methodische Entwürfe für Aneignung und Beurtheilung der vorkommenden Gegenstände angelegt hatte. Goethe war von jeher, wie kaum ein Anderer, bemüht, der Welt nicht bloß nach der Tiefe, sondern

*) Briefwechsel mit Schiller, III, 194.

auch nach der Weite hin sich zu bemächtigen; dieser Trieb erwachte jedes Mal in voller Stärke, wenn sich ihm ein großer Reichthum und Wechsel der Dinge darbot.

Ueber diesem massenhaften Aufnehmen gewahrte Goethe dießmal zu seiner Ueberraschung ein ganz neues Phänomen in seinem Innern, ein eigenthümliches Streben in die Tiefe bei der Betrachtung gewisser Dinge, eine Art sentimentalischer Theilnahme, das Wort in Schiller's Sinne genommen. Indem er die Gegenstände, die eine solche Wirkung in ihm hervorbrachten, genau prüfte, fand er zu seiner Verwunderung, daß sie eigentlich symbolisch seyen, d. h., wie er dieß selbst erläutert: „Es sind eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannichfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes im Geiste aufregen, und so, von Außen wie von Innen, an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen. Sie sind also, was ein glückliches Sujet dem Dichter, glückliche Gegenstände für den Menschen, und weil man, indem man sie mit sich selbst recapitulirt, ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche in höherm Sinne, das ich auch mit einem so sehr mißbrauchten Ausdruck sentimental nannte." Solcher Gegenstände hatte er bis dahin, wo er diese Worte an Schiller schrieb,*) nur zwei gefunden; den Platz, worauf er in Frankfurt wohnte, welcher durch seine Lage und Alles, was

*) Briefwechsel mit Schiller, III, 204.

darauf vorging, in jedem Momente symbolisch war, und den Raum seines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, der aus dem beschränktesten patriarchalischen Zustande, worin ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waaren- und Marktplatz umgewandelt wurde. Er nahm sich aber vor, für die Zukunft dergleichen symbolischer Dinge recht viele zu suchen. „Gelänge das," schrieb er an Schiller, „so müßte man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch, wenn man auf jedem Platz, in jedem Moment, so weit es einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannten Ländern und Gegenden davon tragen."

Schiller fand dieses sentimentale Phänomen nicht eben befremdlich. „Es ist ein Bedürfniß poetischer Naturen," antwortete er, „wenn man nicht überhaupt menschlicher Gemüther sagen will, so wenig Leeres als möglich um sich zu leiden, so viel Welt, als nur immer angeht, sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen und überall ein Ganzes der Menschheit zu fordern. Ist der Gegenstand als Individuum leer und mithin in poetischer Hinsicht gehaltlos, so wird sich das Ideenvermögen daran versuchen und ihn von seiner symbolischen Seite fassen und so eine Sprache für die Menschheit daraus machen. Immer aber ist das Sentimentale (in gutem Sinne) ein Effect des poetischen Strebens, welches, sey es aus Gründen, die in dem Gegenstande, oder solchen, die im Gemüth liegen, nicht ganz erfüllt wird. Eine solche poetische For-

derung, ohne eine rein poetische Stimmung und ohne einen poetischen Gegenstand, scheint Ihr Fall gewesen zu seyn." Gegen die Ansicht aber, als ob es bei dieser Betrachtungsweise sehr auf den Gegenstand ankäme glaubte sich Schiller entschieden erklären zu müssen. Freilich müsse der Gegenstand etwas bedeuten, so wie der poetische etwas seyn müsse; aber zuletzt komme es auf das Gemüth an, ob ihm ein Gegenstand etwas bedeuten solle, und so dünke ihm das Leere und Gehaltreiche mehr im Subject als im Object zu liegen. Was Goethe'n die zwei Plätze gewesen, würde ihm, unter anderen Umständen, bei mehr aufgeschlossener poetischer Stimmung, jede Straße, jede Brücke, ein Schiff, ein Pflug u. dergl. vielleicht geleistet haben. Schließlich ermunterte er Goethe'n, diese sentimentalen Eindrücke nicht abzuweisen und ihnen möglichst oft einen Ausdruck zu geben.

Hätte er aber die unberechenbaren Folgen der neuen Betrachtungsweise in Goethe geahnt, so würde er schwerlich diese Ermunterung hinzugefügt haben. Denn hier zeigen sich uns, wie Gervinus treffend bemerkt, die Anfänge jener spätern Theorie des Erstaunens, nach welcher Goethe mitunter die höchste Bedeutsamkeit in die geringsten Dinge legte und seine Poesien nicht selten ganz in dem allegorisirenden und symbolisirenden Sinne der Romantiker behandelte. Wir werden noch mehrfach auf diesen Punkt zurückkommen müssen.

Er verweilte in seiner Vaterstadt bis zum 25. August, seine Beobachtungen nach den verschiedensten Seiten hin wendend. Große Aufmerksamkeit widmete er dem Theater; er verglich

es mit dem Weimarischen, entwarf eine Schilderung der Hauptpersonen, dachte ernstlich über die Decorationen zur Oper Palmira und die Theatermalei überhaupt nach und verkehrte viel mit dem Theatermaler Fuentes. Ebenso lebhaft interessirten ihn die Gebäude der Stadt, öffentliche und Privatgebäude, ältere und neuere; er verfolgte in Gedanken das allmälige Entstehen seiner Vaterstadt, gab sich Rechenschaft über Richtung der Straßen, über die Bauart der verschiedenen Epochen und machte für sich allerlei Verbesserungspläne. Ferner beobachtete er das Treiben der Bürger, ließ sich von ihnen die Franzosen und ihr Betragen charakterisiren, belustigte sich an der possenhaften Heiterkeit einiger gefangenen Franzosen, die einen sonderbaren Abstich gegen den imperturbabeln Ernst der östreichischen Garnison bildete, schematisirte und beschrieb eine Sammlung französischer satyrischer Kupferstiche und ließ dieß Alles durch einen ihn begleitenden geschickten Schreiber sorgfältig ordnen und in Acten heften. Bei diesem Aufenthalte in Frankfurt war es auch, wo er seiner Mutter zuerst Christiane Vulpius und seinen Sohn zuführte, welche von der Frau Rath freundlich aufgenommen wurden.

Am 25. August schlug er den Weg über Darmstadt nach Heidelberg ein, und setzte von dort am 27. seine Reise über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart fort, wo er den 29. Abends ankam. Auf dem ganzen Wege war wieder seine Theilnahme den mannichfachsten und nicht selten auch ziemlich geringfügigen Dingen zugewandt. Die Gebirgsarten und der darauf gegründete Feld- und Weinbau, Gegenden und Lage

der Ortschaften, die Wohnungen, Kleidungen, Gestalt und Sitte der Menschen, die Preise der Lebensbedürfnisse, selbst einzelne Bonmots, die er an der Table d'hote hörte, Alles wurde zu Protocoll genommen und dem Collectaneenhefte einverleibt.

Der achttägige Aufenthalt in Stuttgart war vorzüglich der Kunst, insbesondere der Sculptur und Malerei gewidmet. Sehr viel Genuß und Belehrung gewährte ihm der Umgang mit dem Professor und Hofbildhauer Scheffauer, und vor Allem mit Dannecker, in dessen Atelier er unter Anderm den herrlichen Original-Abguß von Schiller's Büste bewunderte. Großes Interesse nahm er auch an kunstvoll gearbeiteten Alabaster-Vasen von Isopi, desgleichen an den von eben diesem Künstler modellirten Stuccaturarbeiten, welche von anderen geschickten Stuccatoren ausgegossen und in den Schloßsälen eingesetzt wurden. Diese Arbeiten gefielen ihm so wohl, daß er mit den Künstlern Unterhandlungen anknüpfte, um sie für den Weimarischen Schloßbau zu gewinnen. Mit Professor Thouret conferirte er über die verschiedenen Decorationen von Gemächern und Sälen eines Schlosses, und gelangte dabei zu einer Reihe interessanter Ergebnisse, die in einem Briefe vom 6. September *) zusammengestellt sind. In Gesellschaft von Dannecker besuchte er auch Hohenheim, dessen Schloß und Garten ihm eine merkwürdige Erscheinung waren, obgleich er hier, wie in Stuttgart und Ludwigsburg,

---

*) Sämmtliche Werke. Bd. 26, S. 88 ff.

den Verlust von Material, Geld, Zeit und Kraft beklagen mußte. Anziehende Gemälde sah er bei dem Kaufmann und Kunstfreunde Rapp, dem Obristlieutenant Wing und in den Ateliers der Professoren Hetsch, Müller und Harper, eine treffliche Sammlung von Zeichnungen und Kupfern beim Consistorialrath Ruoff. Durch schöne gemalte Fensterscheiben in Hohenheim angeregt, ordnete er eine Anzahl Bemerkungen, die er bisher über Glasmalerei gemacht hatte, mit dem Vorsatze, sie durch weitere Beobachtung zu completiren.*)

Dem Stuttgarter Theater konnte er, mit Ausnahme des Ballets, keinen Geschmack abgewinnen. Desto mehr Genuß fand er in musicalischer Abendunterhaltung beim Capellmeister Zumsteeg, welcher die Colma, nach der Goethe'schen Uebersetzung,**) als Cantate mit Clavierbegleitung componirt, zu großer Freude des Dichters vortrug. Die Neigung zu Musik und Gesang, wie das Interesse für bildende Kunst, dauerte in Stuttgart noch aus der Zeit des auf Schein, Repräsentation und Effect hinarbeitenden Herzogs Carl fort, welcher zu seinen großen Festen mit ihren lyrischen Schauspielen der Tonkunst bedurfte. Goethe hörte die Stuttgarter mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten reden; Alle verabscheuten deutsche Musik und deutschen Gesang und schwärmten für die italienische.

---

*) Sämmtl. Werke. Bd. 26, S. 80 u. S. 106 ff.

**) Ebendas. Bd. 14, S. 134 ff.

Mitten in dem Element anderer Kunstgattungen vergaß er aber nicht seiner Poesie. Nachdem er mit Dannecker und Rapp in ein etwas näheres Verhältniß gekommen war, entschloß er sich, beiden Hermann und Dorothea vorzulesen, und hatte, wie er an Schiller meldete, alle Ursache, sich der Wirkung des Gedichtes zu erfreuen. Zu wiederholten Malen dachte er über das Theatralisch-Komische nach und kam dabei auf das Resultat, „daß man es nur in einer großen, mehr oder weniger rohen Menschenmasse gewahr werden könne, und daß in Deutschland leider ein Capital dieser Art, womit sich poetisch wuchern ließe, nicht zu finden sey." Im Lyrischen oder Lyrisch-Epischen gerieth er unterweges, wie er am 31. August an Schiller schrieb, auf ein neues poetisches Genre, das er als „Gespräche in Liedern" bezeichnete. „Wir haben in einer gewissen ältern deutschen Zeit," fügte er hinzu, „recht artige Sachen von dieser Art, und es läßt sich in dieser Form Manches sagen, man muß nur erst hineinkommen, und dieser Art ihr Eigenthümliches abgewinnen. Ich habe so ein Gespräch zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und einem Mühlbach angefangen und hoffe es bald zu überschicken. Das Poetisch-Tropisch-Allegorische wird durch diese Wendung lebendig, und besonders auf der Reise, wo Einen so viele Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre." Als er Schiller'n die erste Probe desselben mitgetheilt hatte, antwortete dieser: „Mir däucht, daß diese Gattung dem Poeten schon dadurch sehr günstig seyn müsse, daß sie ihn aller belästigenden Beiwerke, desgleichen der

Einleitungen, Uebergänge, Beschreibungen u. s. w. überhebt und ihm erlaubt, immer nur das Geistreiche und Bedeutende an einem Gegenstande mit leichter Hand oben wegzuschöpfen. Hier wäre also schon wieder der Ansatz zu einer neuen Sammlung, der Anfang einer unendlichen Reihe; denn dieses Gedicht hat, wie jede gute Poesie, ein ganzes Geschlecht in sich, durch die Stimmung, die es gibt, und durch die Form, die es aufstellt." Schiller's Urtheil ließe sich noch durch Hinweisung auf's Drama, mit dem das neue Genre Verwandtschaft hat, erläutern. Wie das Drama durch seine Form zur Compactheit, zur Ausscheidung alles Ballastes getrieben wird, so auch diese Gattung von Gesprächs-Balladen; wogegen die Balladen in erzählender Form, gleich dem Epos, den Dichter leicht in die Breite führen können. Goethe wandte die neue Form nicht bloß in drei Balladen von der schönen Müllerin,*) sondern auch in einer Reihe späterer Gedichte (Blümlein Wunderschön, Wanderer und Pächterin u. a.) an. Indeß hatten sich auch schon ältere Balladen Goethe's diesem Genre genähert, z. B. der Sänger und noch mehr der Erlkönig, der, die Anfangs- und Schlußstrophe abgerechnet, ganz aus Gespräch besteht.

Am 7. September in der Morgenfrühe verließ er Stuttgart und fuhr über Waldenbuch und Dettenhausen nach Tübingen, wo er bei Cotta ein heiteres Zimmer mit einem freundlichen, obgleich schmalen Ausblick in's Neckarthal bezog.

---

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten. II, 328 ff.

Die ersten Tage seines dortigen Aufenthaltes widmete er, bei schönem Wetter, der Betrachtung der Stadt und ihrer Umgebungen, deren Bild seit jener ritterlichen Excursion vom Jahre 1779 ganz in seinem Gedächtnisse verloschen war, und „betrog sodann eine traurige Regenzeit durch geselligen Umgang um ihren Einfluß.“ Cotta gefiel ihm desto besser, je näher er ihn kennen lernte. Für einen Mann von strebendem, unternehmendem Sinne fand er in ihm so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er ihn zu den seltenen Erscheinungen zählen mußte. Er knüpfte auch Bekanntschaft mit dem größern Theile der Universitätslehrer an, die er in einem Briefe an Schiller als in ihren Fächern, Denkungsart und Lebensweise sehr schätzbare Männer charakterisirte, welche sich alle in ihrer Lage gut zu befinden schienen, ohne daß sie gerade einer bewegten akademischen Circulation nöthig hätten. „Die großen Stiftungen,“ fügte er hinzu, „scheinen den großen Gebäuden gleich, in die sie eingeschlossen sind; sie stehen wie ruhige Kolosse auf sich selbst gegründet, und bringen keine lebhafte Thätigkeit hervor, die sie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen.“ Mit Professor Kielmeyer verhandelte er Verschiedenes über Anatomie und Physiologie und sah bei ihm meisterhafte naturhistorische und anatomische Zeichnungen von George Cuvier. Beim Professor Storr besichtigte er ein sehr bedeutendes Naturaliencabinet. Von Lectüre, die ihn in einsamen Stunden beschäftigte, sprach ihn besonders eine kleine Schrift von Kant an: „Verkündigung des nahen Abschlusses

eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie," ganze Partieen darin fand er herrlich, aber Composition und Styl im Allgemeinen Kantischer als Kantisch.

Die für uns interessanteste Ausbeute der bisherigen Reise ist das am 14. September an Schiller übersandte Gedicht „Der Edelknabe und die Müllerin," mit dem Zusatz beim Titel: „Altenglisch," der zuerst, wie es scheint, zur Reife gediehene Versuch in jenem neuen Genre der Gesprächslieder. „Ich lasse Ihnen noch einen kleinen Scherz abschreiben," heißt es in dem begleitenden Briefe; „machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon; es folgen auf diese Introduction noch drei Lieder in deutscher, französischer und spanischer Art, die zusammen einen kleinen Roman ausmachen." Das Lied in deutscher Art war ohne Zweifel das schon oben angedeutete Gedicht „der Junggesell und der Mühlbach," welches Goethe zuerst von den vieren angefangen, aber erst nach dem Edelknaben und der Müllerin vollendet zu haben scheint; wenigstens schickte er es erst später an Schiller.*) Als drittes begann er den 5. November nach einem französischen

---

*) In der „Schweizerreise im Jahre 1797" (Goethe's sämmtliche Werke. Bd. 26, S. 139 ff.) findet es sich als Beilage zu einem Brief an Schiller vom 25. September; im Briefwechsel mit demselben (III, 307 ff.) als Anlage zu einem Gedichte vom 1. October. In den Annalen heißt es: „Anfang Septembers fällt der Junggesell und der Mühlbach, den Zumsteeg sogleich componirt, sodann der Jüngling und die Zigeunerin (der Müllerin Reue)."

Vorbilde „der Müllerin Verrath," brachte es aber erst im folgenden Jahre zu Stande. Das vierte, in spanischer Art gehaltene, „der Müllerin Reue", ward einem Briefe an Schiller vom 10. November 1797 beigelegt. Nur von dem dritten „der Müllerin Verrath," ist es gelungen, das Vorbild ausfindig zu machen; es ist ein französisches Volkslied aus dem Recueil des plus jolies chansons de ce temps (Paris 1764). *) Aus der Vergleichung desselben mit dem Goethe'schen Gedichte ergibt sich, daß letzteres kaum mehr als eine freie Uebertragung oder Nachbildung ist. Der Inhalt ist in der französischen Romanze ganz gegeben; die Behandlung desselben in dem deutschen Gedichte ist aber so gewandt und anmuthig, daß es durchaus wie ein Original anspricht, und die ausländische Romanze dadurch unserer Poesie vollkommen angeeignet wird. Goethe's Andeutungen machen es mehr als wahrscheinlich, daß ihm auch bei den drei übrigen Stücken ähnliche Vorbilder vorgelegen haben; indeß dürfte die Behandlung, wenn man nach dem Eindruck der Stücke urtheilen darf, freier, und die Abweichung vom Original größer, als bei der französischen Romanze seyn.

Mit Ausnahme des dritten Gedichtes, „der Müllerin Verrath", gehören die Balladen von der schönen Müllerin sämmtlich zu dem neuen Genre, den dialogischen Balladen.

---

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten II, 332 ff. Es ist auch zu einer sehr anmuthigen Erzählung eines Anonymus benützt: La folle en pélerinage, wovon Goethe's „pilgernde Thörin" in den Wanderjahren eine freie Nachahmung ist.

Der erste Versuch in dieser Form, „der Edelknabe und die Müllerin", ist noch in einer etwas laxen Manier behandelt; in Verslänge und Rhythmus hat sich hier Goethe nicht an strenge Gesetze gebunden. Vortrefflich gelungen ist aber schon das zweite, „der Junggesell und der Mühlbach," worin eine bestimmte Strophenform festgehalten ist. Besonders haben die kurzen Verse häufig etwas Naiv-Anmuthiges, zuweilen auch Malerisches:

> Wo willst du klares Bächlein hin
> So munter?
> Du eilst mit frohem, leichtem Sinn
> Hinunter.

Eben so glücklich ist die Form in „der Müllerin Reue" behandelt. Betrachten wir die vier Balladen, nach des Dichters Willen, als ein Ganzes, als einen kleinen Roman, so müssen wir bekennen, daß uns die Verschmelzung der aus verschiedenen Literaturen hergenommenen Elemente nicht vollkommen gelungen scheint. Man ist gleich bei den ersten Stücken in Zweifel, ob der Edelknabe und der Junggesell als eine und dieselbe Person zu denken sind. Läßt die verschiedene Bezeichnung das Gegentheil vermuthen, so spricht doch der Umstand dafür, daß uns das zweite Stück gleichfalls einen Verschmähten vorführt; auch scheint der Schlußvers des zweiten Gedichtes: „Was still der Knabe wünscht und hofft" auf den Edelknaben zurückzudeuten. Dann haben wir es im dritten offenbar auch nicht mit einem Liebhaber aus niederm Stande zu thun. Wie könnte sonst der Dichter sagen:

So geh' es Jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt,
Und Nachts mit allzukühner Wage
Zu Amor's falscher Mühle kriecht?

Unterstellen wir aber in allen vieren (im vierten muß ohne Zweifel derselbe wie im dritten angenommen werden) denselben Jüngling als Liebhaber, so ergeben sich wieder manche Bedenken. Abgesehen davon, daß die Bezeichnung „Junggesell" von Gedanken an den Edelknaben ablenkt, will auch die Sprache des Junggesellen nicht recht zu dem leichtfertigen Helden des ersten Stücks passen, und noch weniger zu dem des dritten, der nicht als ein ernstlich Liebender, sondern als Betrüger an einem „edlen Liebchen" dargestellt ist. Eben so wenig begreift man, wie er im vierten Stück sogleich den Worten eines Mädchens glauben kann, die er im dritten zu „den Geübten" gezählt, und die, wenn auch nicht „Verrath und hämische List" ersonnen, doch willig sich dazu hingegeben hat. Kurz, die disparaten Theile dieses beabsichtigten kleinen Romans haben sich nicht in einander fügen wollen, wenn gleich der Dichter manchen verbindenden Faden eingeschlungen haben mag. Am widerspenstigsten scheint mir die französische Romanze gewesen zu seyn, und darin dürften wir auch die Ursache zu suchen haben, warum Goethe mit dieser so spät fertig geworden.

Von diesen theilweise vorgreifenden Erörterungen zu Goethe's Reise zurückkehrend, finden wir ihn am 16. September früh Morgens im Aufbruch von Tübingen begriffen.

Nach langer Tagereise übernachtete er zu Tuttlingen und fuhr am 17. Abends bei schönem Sonnenuntergang in Schaffhausen ein. Auch dieser Weg hatte wieder sein Actenbündel mit den vielfachsten Beobachtungen und Betrachtungen über Felsarten, Garten-, Wein-, Wiesen- und Feldcultur, Straßenbau u. s. w. bereichert. Den 18. widmete er ganz dem Rheinfall. In der Morgenfrühe fuhr er nach Lauffen und stieg von dort hinunter, um sogleich der ungeheuren Ueberraschung zu genießen. Er beobachtete die gewaltsame Erscheinung, indeß die Gipfel der Berge und Hügel vom Nebel bedeckt waren, mit dem der Staub und Dampf des Falles sich vermischte. Jetzt trat die Sonne hervor und verherrlichte das Schauspiel; ein Theil des Regenbogens erschien und das ganze Naturphänomen stellte sich in seinem vollen Glanze dar. Er setzte dann nach dem Schlößchen Wörth hinüber, betrachtete nun das Bild von vorn und aus der Ferne, und kehrte hierauf nach der Stadt zurück. Nachmittags fuhr er an dem rechten Ufer wieder hinaus und genoß bei untergehender Sonne die herrliche Erscheinung noch einmal.

Wie sehr Goethe sich jetzt schon an seine schematische, analysirende Betrachtungsweise gewöhnt hatte, zeigte sich recht bei dem Anblick des Rheinfalls; denn er übte sie selbst an diesem unfaßbaren, überwältigenden und verwirrenden Phänomen. „Bald hätte ich vergessen," schrieb er an Schiller, „Ihnen zu sagen, daß der Vers (die Strophe): Es wallet und siedet und brauset und zischt u. s. w. sich bei dem Rheinfall trefflich legitimirt hat; es war mir sehr

merkwürdig, wie er die Hauptmomente der ungeheuren Erscheinung in sich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in seinen Theilen und im Ganzen, wie es sich darstellt, zu fassen gesucht, und die Betrachtungen, die man dabei macht, so wie die Ideen, die es erregt, abgesondert bemerkt. Sie werden dereinst sehen, wie sich jene wenigen dichterischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth schlingen." Wir finden jetzt die hier angekündigte Analyse in die „Schweizerreise im Jahre 1797" eingereiht.*) In Beziehung auf den Schlußvers der Schiller'schen Strophe heißt es: „Das Meer gebiert das Meer. Wenn man sich die Quellen des Oceans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen."

Am 19. September reiste Goethe, bei dem schönsten Wetter, die große Kette der Schweizergebirge im Angesicht, über Eglisau nach Zürich. Hier traf am nächsten Tage der ersehnte Freund Meyer ein; und die ersten Stunden des Zusammenseyns waren, da unterdeß sich Regenwetter eingestellt hatte, bei Rittmeister Ott zum Schwert dem angeregtesten Gespräch gewidmet. Den 21. fuhren sie zusammen, bei aufgeheitertem Himmel, den See hinaufwärts, wurden von Hauptmann Escher, dessen Cabinet sehr schöne Suiten des Schweizergebirges enthielt, zu Mittag auf seinem Gute bei Herrliberg, am See, freundlich bewirthet und gelangten Abends nach Stäfa. Ein sechstägiger Aufenthalt daselbst war

*) Goethe's Werke, Bd. 26, S. 121 ff.

der Betrachtung der angenehmen Gegend und ihrer Cultur, und der von Meyer mitgebrachten Kunstschätze gewidmet. Der Anblick der nahen Gebirge erregte aber bald in Goethe eine gewisse Unruhe, und das fortdauernd schöne Wetter unterhielt den Wunsch, sich einmal wieder unter diese ungeheuren Naturphänomene zu begeben. Der Instinct, der ihn dazu trieb, war, wie er an Schiller schrieb, sehr zusammengesetzt und undeutlich; er erinnerte sich des Effects, den diese Gegenstände vor achtzehn Jahren auf ihn gemacht, der Eindruck war im Ganzen geblieben, aber die Theile waren erloschen, und er fühlte ein „wundersames Verlangen, jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rectificiren." Er war ein anderer Mensch geworden, und also mußten ihm die Gegenstände auch anders erscheinen. Die Ueberzeugung, daß kleine gemeinschaftliche Abenteuer, so wie sie neue Bekanntschaften schneller knüpfen, auch den alten günstig seyen, wenn sie nach einiger Zwischenzeit wieder erneut werden sollen, entschied die beiden Freunde vollends, und so reis'ten sie am 28. September mit dem besten Wetter ab, das sie auch eilf Tage hindurch treu begleitete.

Ehe wir ihren Weg weiter verfolgen, ist noch eines reizenden Gedichtes zu erwähnen, das auf dem Wege von Schaffhausen nach Stäfa concipirt ward. Ein Apfelbaum, mit Epheu umwunden, den er zufällig erblickte, gab Goethe'n den Gedanken zu seiner Elegie Amyntas ein. Am 25. September legte er das fertige Gedicht einem Briefe an Voigt bei. Die sprachliche Darstellung ist vortrefflich, der eigen=

thümliche edle, innige Ton der Elegie durchaus rein durchgeführt; auch in der Behandlung des elegischen Versmaßes, möchte Goethe damals den Gipfelpunkt erreicht haben. Schiller, dem er erst nach der Rückkehr das Gedicht mittheilte, schrieb ihm darüber: „Mit Ihrer Elegie haben Sie uns wieder große Freude gemacht; sie gehört so recht zur rein poetischen Gattung, da sie durch ein so simples Mittel, durch einen spielenden Gebrauch des Gegenstandes, das Tiefste aufregt und das Höchste bedeutet.“ — Wahrscheinlich eine Frucht des Aufenthaltes in Zürich war das „Blümlein Wunderschön, Lied des gefangenen Grafen.“ Er las daselbst wohl Tschudi's Chronik und fand in dessen Berichte von der sogenannten Züricher Mordnacht, daß Johann Graf von Habsburg-Rapperswyl, der sich im Jahre 1350 in eine Verschwörung gegen Zürich einließ und von den Bürgern gefangen und in den Wellenberg gelegt wurde, „in der Gefänknuß das Liedli gemachet: Ich weiß ein blawes Blümlein u. s. w.“ *) In dem vermuthlich durch diese Notiz angeregten Gedichte

*) Tschudi theilt von dem Liede, als einem seiner Zeit allbekannten, nur die erste Zeile mit. Wahrscheinlich ist es dasselbe, welches Görres aus einer Handschrift in seinen Volks- und Minneliedern (S. 9) in neuerer Umbildung veröffentlicht hat:

Ich weiß mir ein Blümlein blaue
Von himmelklarem Schein;
Es steht in grüner Aue,
Es heißt: Vergiß nit mein! u. s. w.

hat Goethe den zarten und zärtlichen Ton der Minnelieder und zugleich den volksthümlichen sehr gut getroffen, ohne in eine manierirte Nachahmung des mittelalterlichen Liebeslieds und des Volkslieds zu verfallen. Das Gedicht ist ein Muster, wie beide in moderner, gebildeter Gestalt zu erneuen sind. — Außer den Sujets der zwei genannten Gedichte hatte er noch mehrere auf der bisherigen Reise gewonnen. „Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien," schrieb er am 25. September an Schiller, „und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch Einiges schon wirklich gemacht; so wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas producirt habe." Die Freude über rasche und reiche Productivität sollte indeß nicht lange dauern.

Die Reise der beiden Freunde von Stäfa auf den Gotthard und zurück geben wir nur in gedrängtester Uebersicht. Donnerstag den 28. September fuhren sie nach Richterschwyl und gingen von da über Hütten nach Einsiedeln, wo übernachtet wurde. Am folgenden Morgen besahen sie die Kirche, einen Theil des Schatzes, die Bibliothek, das Naturalien- und Kupferstichcabinet. Das Nachtquartier ward in Schwyz genommen, von wo sie am nächsten Morgen nach Brunnen gingen. Hier schifften sie sich ein, kamen an „Freiheits Grütli" vorüber und landeten bei Tell's Capelle, in welcher sie eintraten. Abends logirten sie sich in Altorf ein. In der Nacht änderte sich das Wetter; Regenwolken, Nebel und

Schnee zeigten sich Morgens früh auf den nächsten Gipfeln. Bei ihrem Anblick entstanden die „Schweizeralpe“ überschriebenen Distichen:

War doch gestern dein Haupt so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah durch's Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

Nachmittags traten sie, bei völlig aufgeheitertem Wetter, den Weg nach dem Gotthard an, von dem Schiller's Tell dem Parricida eine so hochpoetische Beschreibung macht.*) Den 3. October Mittags stand Goethe zum dritten Mal in seinem Leben auf der Höhe des St. Gotthard; es läßt sich denken, wie lebhaft dieser Platz ihm die Gefühle zurückrief, womit er ihn zum ersten und zweiten Male betreten hatte. Der großen Veränderungen, die seitdem in seinem Innern vorgegangen waren, wurde er sich gewiß hier recht lebhaft bewußt. Gleich nach Tische schickten sich die Reisenden zur Rückkehr an und trafen am 5. October Abends wieder in Altorf ein. Der nächste Tag ward auf dem Vierwaldstädter See und an den Ufern desselben zugebracht, darauf am 7. der Weg von Stanz über Küßnacht und Immersee nach Zug

*) Vergl. Schiller's Berglied: „Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg u. s. w.“

eingeschlagen. Sonntag den 8. October gegen Abend langten die beiden Freunde wohlbehalten wieder in Stäfa an.

Reich und vielartig war der Gewinn, den Goethe von der Excursion in das Gebirge mitbrachte, zu reich für die verarbeitende Kraft in ihm, wenn man nach dem Erfolge urtheilen darf. Er selbst war freilich anderer Ansicht. „Bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen," schrieb er am 14. October aus Stäfa an Schiller, „bin ich reich geworden, ohne beladen zu seyn; der Stoff incommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannichfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder Andere darzustellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthards bis zu den herrlichen Kunstwerken, welche Meyer mitgebracht, führt uns ein labyrinthischer Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anschauen die naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen, und sich dann durch eine alte Chronik (von Tschudi) die vergangenen Zeiten näher zu bringen, auch sonst manchen Aufsatz der arbeitsamen Schweizer zu nutzen, *) gibt, besonders bei der Umschriebenheit der helvetischen Existenz, eine sehr angenehme Unterhaltung, und sowohl die Uebersicht des Ganzen als die

*) J. B. Escher's Aufsätze; s. den Brief an Voigt vom 17. September in Goethe's Werken, Bd. 26, S. 133.

Einsicht in's Einzelne wird besonders dadurch sehr beschleunigt, daß Meyer hier zu Hause ist, mit seinem richtigen und scharfen Blick schon so lange die Verhältnisse kennt und sie in einem treuen Gedächtnisse bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zusammengebracht, als ich mir vorstellen konnte, und es ist nur Schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe sind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit diesem sonderbaren Lande sehr weit bekannt machen."

Mehr im Einzelnen verbreitet sich Goethe über den Ertrag seiner Gotthardreise in Briefen aus Stäfa vom 17. October an den Geheimerath Voigt, an den Herzog von Weimar und an Cotta. „Daß wir auf unserer Reise brav Steine geklopft haben," schreibt er an Voigt, „können Sie leicht denken, und ich habe deren fast mehr, als billig ist, aufgepackt. Wie soll man sich aber enthalten, wenn man zwischen mehreren Centnern von Adularien mitten inne setzt!" Dem Herzog berichtet er über die politische Lage der Schweiz, die eben von Händeln mit Frankreich bedroht war, von der Cultur der durchwanderten Gegenden und der Benutzung ihrer Producte. In dem Briefe an Cotta rühmt er das durch Meyer's Acquisitionen und dessen eigene Arbeiten gebildete Museum, in welches er sich von den Winterscenen des Gotthards zurückgezogen habe, und hebt besonders die Copie der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit hervor.

Aber auch an poetischer Ausbeute war er nicht leer zurückgekommen. Unmittelbar in der Gegenwart der classi=

schen Oertlichkeit hatte er den Gedanken gefaßt, Tell's Geschichte dichterisch zu behandeln, und zwar in epischer Form, die jetzt gerade bei ihm das Uebergewicht hatte. „Der Vierwaldstädter See," heißt es darüber in den Annalen,*) „die Schwyzer Haken, Flüelen und Altorf, auf dem Hin- und Herwege nun wieder mit freiem offenem Auge beschaut, nöthigten meine Einbildungskraft, diese Localitäten als eine ungeheure Landschaft mit Personen zu bevölkern, und welche stellten sich schneller dar, als Tell und seine wackeren Zeitgenossen? Ich ersann hier, an Ort und Stelle, ein episches Gedicht, dem ich um so lieber nachhing, als ich wünschte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen." Was die Auffassung des Haupthelden betrifft, so dachte er sich in ihm eine Art von Demos und wollte ihn deßhalb als einen kolossal kräftigen Lastträger darstellen, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durch's Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Leben lang beschäftigt, und, ohne sich weiter um Herrschaft und Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In solchem Sinne war sein Tell den reicheren und höheren Landesleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Diese seine Stellung erleichterte dem Dichter eine allgemeine in Handlung gesetzte Exposition, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblickes anschaulich wurde. Sein Landvogt sollte

*) Unter dem Jahre 1804.

einer von den behaglichen Tyrannen seyn, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, im Uebrigen aber sich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben lassen, dabei humoristisch gelegentlich dieß oder jenes verüben, was entweder gleichgiltig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man sieht aus dieser Skizzirung der zwei Hauptcharaktere, daß die Anlage der Dichtung von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher der epischen Poesie so wohl ansteht. Die älteren Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehen verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zu innerer Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegen einander zu stehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten. *)

Als das Haupthinderniß, woran die Ausführung dieses Planes gescheitert sey, bezeichnet Goethe seine Unsicherheit über die Behandlung des für die Dichtung ausersehenen Versmaßes, des Hexameters. „Die deutsche Prosodie," sagt er, „insofern sie die alten Sylbenmaße nachbildete, ward, anstatt sich zu regeln, immer problematischer; die anerkannten Meister solcher Künste und Künstlichkeiten lagen bis zur Feindschaft in Widerstreit." Es mag seyn, daß dieser Umstand mitgewirkt hat; aber der Hauptgrund, warum eine so

*) Vergl. damit die interessante Stelle in Eckermann's Gesprächen mit Goethe, III, 168 ff.

umfassende Dichtung nicht zur Vollendung gelangte, lag wohl in dem nach seiner Heimkehr eintretenden Sinken seiner poetischen Productivität überhaupt, von welcher Erscheinung wir an ihrem Orte eine Erklärung versuchen werden.

Jetzt aber in Stäfa gewährten ihm die Ausbildung des Entwurfes in Gedanken und die Unterhaltung mit Meyer darüber, so wie das Studium Tschudi's und die Beobachtung der Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen Behufs der beabsichtigten Dichtung, vielfachen Genuß, und zugleich Ableitung und Zerstreuung; denn mitten in den Gebirgen hatte ihn eine traurige Nachricht erreicht. Christiane Neumann, verehelichte Becker, die von ihm mit so viel Liebe und Erfolg herangebildete Schauspielerin, war am 22. September gestorben. „Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten," schrieb er an Böttiger und widmete ihr das treffliche Gedicht Euphrosyne. Aus dem Orte, wo zu ihm die Trauerpost gelangte, erklärt es sich, warum die Scene in ein hohes Gebirge verlegt ist. Die Nachricht von dem Tode der geliebten Freundin verwandelte sich dem Dichter in eine Erscheinung ihres Schattens; die Erinnerung an die mit ihr verlebten Stunden wurden zu Worten, womit der Schatten ihn anredet. Goethe hat das Gedicht unter die Elegieen eingereiht, wie denn auch das Metrum das der alten Elegie ist; es hat in gewisser Beziehung auch mit einer Heroide Aehnlichkeit. Das Stück trägt durchaus ein antik-classisches Gepräge; nicht bloß das Versmaß, sondern die ganze Auffassung des Gegenstandes

und das ganze Kostüm sind antik. Selbst in der freien Behandlung der Sprache, besonders in kühnen Abweichungen von der gewöhnlichen Wortfolge erinnert es an die freie Construction der Griechen und Römer. Veröffentlicht wurde es zuerst im Schiller'schen Musenalmanach auf das Jahr 1799. *)

Wir gedenken hier auch eines, gleich dem Tell, nur Entwurf gebliebenen Werkes, wozu ihm der Gedanke durch die bisherige Reise war eingegeben worden. Schon in jenem Briefe aus Frankfurt an Schiller, vom 16. August, worin er diesem von der sentimentalen Betrachtung der Dinge, auf welcher er sich selbst ertappt hatte, Bericht erstattet, ist von empfindsamen Reisen die Rede, die er wahrscheinlich noch „in Gefahr" komme zu schreiben. In Stäfa und ohne Zweifel auch auf der Gotthardreise besprach er vielfach mit Meyer „die vorhabende rhetorische Reisebeschreibung." **) Das Charakteristische derselben würde darin bestanden haben, daß er sich vorzüglich bei jenen symbolischen Gegenständen verweilt hätte, die „als Repräsentanten von vielen anderen Dingen dastehen." Die Bezeichnung „rhetorisch" rechtfertigt sich, indem eine solche Darstellung nicht lediglich auf objective Treue hingearbeitet, sondern mancherlei Betrachtungen und Empfindungen angeknüpft haben würde. So finden wir

*) Die ältere Form und eine ausführliche Erklärung des Stückes s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten II, 354 ff.

**) Goethe's Werke, Bd. 26, S. 132.

hier Goethe wieder im Begriffe, in Schiller's Bahn einzulenken, und wir irren wohl nicht, wenn wir darin eine Wirkung des innigen Geistesverkehrs mit dem genialen Freunde erblicken. Was Schiller in seinem Spaziergang nur in allgemeinen, großen Umrissen ausgeführt hatte, beabsichtigte Goethe hier mehr im Detail zu leisten.

Außerdem legten die Unterhaltungen mit Meyer die Keime zu einzelnen kunsttheoretischen Aufsätzen in sein Inneres, die er später bei größerer Muße auszuführen gedachte. Einer derselben, der noch in diesem Jahre eine, wenn auch nur skizzenhafte Form gewann, ist die kleine Abhandlung über die „Vortheile, die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe.“ Ganz besonders beschäftigte die beiden Freunde die Theorie von den Kunstgegenständen, die Festsetzung desjenigen, was denn eigentlich dargestellt werden soll. Den Gedanken hierüber hing Goethe während der ganzen Reise, und vorzüglich seit dem Zusammenseyn mit Meyer nach. Am 30. August schrieb er nach einem Besuche bei Dannecker an Schiller: „Ich sah auch kleine Modelle bei ihm, recht artig gedacht und angegeben; nur leidet er daran, woran wir Modernen alle leiden, an der Wahl des Gegenstandes. Diese Materie, die wir bisher so oft, und zuletzt wieder bei der Abhandlung über den Laokoon besprochen haben, erscheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künstler dieser letzten Zeiten uns zu diesem Hauptbegriffe erheben können!“ In dem Antwort-

schreiben vom 15. September ermunterte ihn Schiller, seine Gedanken über die Wahl der Stoffe mit Meyer sowohl für poetische als bildende Darstellung zu entwickeln. Vor der Hand meinte Schiller, daß man mit großem Vortheil von dem Begriff der absoluten Bestimmtheit des Gegenstandes ausgehen könne. Es würde sich nämlich zeigen, daß alle durch eine ungeschickte Wahl des Gegenstandes verunglückten Kunstwerke an einer solchen Unbestimmtheit und daraus folgenden Willkürlichkeit leiden. Verbände man mit diesem Satz den andern, daß die Bestimmung des Gegenstandes jedesmal durch die Mittel geschehen muß, welche einer Kunstgattung eigen sind, so hätte man, schien ihm, ein hinlängliches Kriterium, um in der Wahl der Gegenstände nicht irre geleitet zu werden. Goethe faßte diese Andeutungen um so lebhafter auf, als er fand, „daß sie sich unmittelbar an die Unterhaltung anschlossen, die er auf dem Wege nach und von dem St. Gotthard eifrig mit Meyer geführt.“ *) Am 17. October meldete er Schiller'n: „Ueber die berühmte Materie der Gegenstände der bildenden Kunst ist ein kleiner Aufsatz schematisirt und einigermaßen ausgeführt; Sie werden die Stellen Ihres Briefes als Noten dabei finden. Wir sind jetzt an den Motiven, als dem Zweiten nach dem gegebenen Sujet; denn nur durch Motive kommt es zur innern Organisation; alsdann werden wir zur Anordnung übergehen, und so weiter fortfahren. Wir halten uns bloß

*) Brief aus Stäfa vom 14. October.

an der bildenden Kunst und sind neugierig, wie sie mit der Poesie, die wir Ihnen hiermit bestens empfohlen haben wollen, zusammentreffen wird." Alle jene Untersuchungen wurden in den Propyläen, deren Unternehmung in's folgende Jahr 1798 fällt, weiter entwickelt und auf gegebene Kunstwerke angewandt.

Nachdem in Stäfa über dem Revidiren und Mundiren des Tagebuchs, der Lectüre in Tschudi's Chronik, dem Verzeichnen und Einpacken der Mineralien, einem Versuch, den Ort und die Gegend zu beschreiben, und Anderm die Zeit bis zum 21. October verstrichen war, brach das Freundepaar von dort nach Zürich auf. Hier verweilten sie bis zum 26. und besuchten die Chorherren Hottinger und Rahn, den Professor Fäsi, den Antistes Heß, Frau Schultheß und den Zeitungsredacteur Hauptmann Bürkli, auch den Dr. Diethelm Lavater, Arzt in Zürich, aber nicht Goethe's ehedem so geliebten Freund dieses Namens. Wie Ulrich Hegner in den Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavater's behauptet, *) wandelte Goethe sogar auf dem Petersplatze, wo sein alter Herzensfreund wohnte, hin und her, ohne in das Haus, wo ihm einst so wohl war, einzutreten; und als Lavater ihn im Gasthofe, wo er ihn aufsuchte, nicht antraf und seinen Namen an die Stubenthüre schrieb, blieb Goethe gleich unbeweglich. So richtig hatte Goethe sich selbst in jenem Briefe

*) S. 247 f. Anmerk.

an Salzmann gezeichnet,*) worin er sagte, sein nisus vorwärts sey unbezwinglich stark, und es sey ihm stets traurig, abgerissene Fäden wieder anzuknüpfen.

Von Zürich reis'ten die Freunde über Schaffhausen nach Tübingen, wo sie zwei Tage verweilten, und sodann über Stuttgart, Gmünd, Ellwangen, Großenriedt und Schwabach nach Nürnberg. Auf dem Wege von Großenriedt nach Schwabach am 5. November kamen sie durch kleine Waldpartieen und Tannenwäldchen, auch durch ein Thal mit einigen Mühlen. Auf so günstigem Terrain entstanden folgende zwei Strophen, als erste Versuche, „der Müllerin Verrath" zu gestalten:

Im stillen Busch den Bach hinab
Treibt Amor seine Spiele.
Und immer leise, dip, dip, dap,
So schleicht er nach der Mühle.
Es macht die Mühle klap, rap, rap;
So geht es stille dip, dip, dap,
Was ich im Herzen fühle.

Da saß sie wie ein Täubchen
Und rückte sich am Häubchen
Und wendete sich ab;
Ich glaube gar, sie lachte.
Und meine Kleider machte
Die Alte gleich zum Bündel.
Wie nur so viel Gesindel

---

*) S. Thl. I, S. 297 Anmerk.

Im Hause sich verbarg!
Es lärmten die Verwandten,
Und zwei verfluchte Tanten
Die machten's teuflisch arg.

Mir scheint, wenn er in der hier angeschlagenen Tonart fortgefahren hätte, so würde „der Müllerin Verrath" viel anmuthiger und mit den drei anderen Gedichten einstimmiger geworden seyn. — Den 6. November in Nürnberg angelangt trafen sie zu ihrer großen Freude Knebel und ließen sich durch ihn zu etwas längerm Aufenthalt bewegen. Sie verlebten einige frohe Tage in dem Cirkel der Kreisgesandten, besichtigten mehrere alte Kunstwerke und mechanische Arbeiten, brachen am 15. November wieder auf und schlugen den geraden Weg über Erlangen, Bamberg und Cronach nach Weimar ein.

Die Schweizerreise des Jahres 1797 machte wie jene des Jahres 1779, wenn auch in anderer Weise, eine Epoche in Goethe's Leben. Unmittelbar nach derselben trat ein längeres Stocken in seiner dichterischen Productivität ein. Die Hauptursache dieser Erscheinung finden wir in der Fülle und Vielartigkeit des Materials, das ihm die Reise zugeführt hatte. Mag es immerhin in gewisser Beziehung für den Dichter vortheilhaft seyn, wenn ihm ein Reichthum lebhafter Anschauungen zu Gebote steht, so wirkt doch eine Masse der verschiedenartigsten Eindrücke, zumal so lange sie noch frisch sind, zerstreuend auf Geist und Gemüth und gestattet keine Concentrirung des Interesses auf Einen Punkt. Goethe fühlte

dieses selbst, wie mehrere Stellen in den Briefen an Schiller zeigen. Am 2. December klagt er dem Freunde, er habe seit seiner Rückkunft kaum zu so viel Stimmung gelangen können, auch nur einen erträglichen Brief schreiben zu können, und sieht die Ursache in der Masse von Gegenständen, die er in sich aufgenommen. Und in einem Briefe vom 6. Januar 1798 heißt es: „Sehr sonderbar spüre ich noch immer den Effect meiner Reise. Das Material, das ich darauf erbeutet, kann ich zu Nichts brauchen, und ich bin außer aller Stimmung gekommen, Etwas zu thun. Ich erinnere mich aus früherer Zeit eben solcher Wirkungen, und es ist mir aus manchen Fällen und Umständen recht wohl bekannt, daß Eindrücke bei mir sehr lange im Stillen wirken müssen, bis sie zum poetischen Gebrauche sich willig finden lassen."

Eine zweite Ursache jener dichterischen Unfruchtbarkeit haben wir in der Einwirkung Meyer's zu suchen. Je gleichgiltiger unser Dichter sich gegen die Theilnahme des Publicums verhielt, um so empfänglicher war er für die persönlich anregenden Einflüsse ebenbürtiger Freunde. Hatte Schiller ihn während der letzten Jahre aus seinen naturwissenschaftlichen Forschungen auf das Gebiet der Poesie herübergezogen und ihm, wie er dankbar eingestand, „eine zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht," so regte Meyer, der ihm „das lebendigste Italien zurückbrachte," *) seine ganze Neigung zur bildenden Kunst wieder auf. Aber

---

*) Annalen unter dem Jahre 1797.

auch das Verhältniß zu Schiller begann jetzt, nach längerm Bestehen, auf Goethe einen Einfluß zu üben, der seiner poetischen Thätigkeit nicht förderlich war. Die beiden Freunde hatten allmählig, über ihrem häufigen und innigen Geistesverkehr, Vieles von ihrer Natur gegen einander ausgetauscht. Wie Schiller damals, wo er seinen Wallenstein schuf, sich durch die Anschauung von Goethe's Wesen auf eine Zeit lang aus seiner speculativen Richtung und seiner subjectiven Dichtungsweise in die Bahn eines auf reiner und ruhiger Intuition beruhenden objectiven Dichtens gezogen fühlte: so lenkte umgekehrt Goethe nunmehr, durch die Kraft des Schiller'schen Genius fortgerissen, eine Zeit lang seinen Geist stärker auf die Reflexion hin und verlor ebenso viel an Darstellungslust, als er an Hang zur Speculation gewann. Denn, wie Schiller in einem Briefe treffend bemerkt, beide Geschäfte, Reflexion und Production, trennten sich in Goethe durchaus, woraus er eben erklärt, daß beide auch als Geschäft so rein ausgeführt würden. „Sie sind wirklich," sagt er, „so lange Sie arbeiten, im Dunkeln, und das Licht ist bloß in Ihnen; und wenn Sie anfangen zu reflectiren, so tritt das innere Licht von Ihnen heraus und bestrahlt die Gegenstände Ihnen und Anderen. Bei mir vermischen sich beide Wirkungsarten, und nicht sehr zum Vortheil der Sache." Beiden Freunden war jene Einwirkung auf einander wohl zum Bewußtseyn gekommen. „Ich finde augenscheinlich," schrieb Schiller, „daß ich (im Wallenstein) über mich selbst hinausgegangen bin, welches die Frucht unsers Umgangs ist; denn nur der

vielmalige continuirliche Verkehr mit einer so objectiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben darnach und die vereinigte Bemühung, sie anzuschauen und zu denken, konnte mich fähig machen, meine subjectiven Grenzen so weit auseinanderzurücken." Goethe antwortete: „Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vortheil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältniß wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objecte diente, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt."

So werden wir denn Goethe in der nächstfolgenden Zeit vielfach auf theoretischem Felde beschäftigt finden. Statt seinen Tell auszuführen, speculirte er über Epos und Drama, über ihr Gemeinsames und Verschiedenes; die Betrachtungen über bildende Kunst wurden mit Meyer in die Breite und Tiefe verfolgt, und selbst an den metaphysischen Bestrebungen Kant's, Fichte's und Schelling's nahm jetzt unser Dichter regen Antheil. Doch zeigte sich auch hier wieder, daß er an kein eigentliches Lernen, kein hingebendes Studiren gewöhnt war; er naschte nur in philosophischen Schriften, um sich zu eigenem Denken anzuregen. Kant's Anthropologie, schrieb er an Schiller, sey ihm ein sehr werthes Buch, aber er könne es nur in geringen Dosen genießen; wenn man zu guter Stunde ein paar Seiten darin lese, so sey die geistreiche Behandlung immer reizend. „Uebrigens," fügte er hinzu, „ist mir Alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Thätigkeit

zu vermehren oder unmittelbar zu beleben." Es war natürlich, daß jetzt, bei dem verstärkten theoretischen Hange, sich auch die durch Schiller etwas zurückgedrängte Naturforschung wieder stärker hervorthat. Allein auch diese nahm jetzt mehr und mehr einen speculativen Charakter an, worin sich wieder Schiller's Einfluß deutlich zu erkennen gibt. Goethe legte sich jetzt fortwährend Rechenschaft von seinem naturwissenschaftlichen Verfahren ab, verglich es mit dem von Anderen angewandten, vertiefte sich in die Literatur und Geschichte der Farbenlehre, um darin den Gang des forschenden Menschengeistes zu studiren, wandte sogar, auf Schiller's Ermunterung, die Kantischen Kategorieen auf seine Gedanken über die Naturforschung an, und meinte selbst an der Stimmung, womit er diese Gegenstände bearbeitete, wahrzunehmen, daß er „nun bald zur edeln Freiheit des Denkens darüber gelangen werde."

159 ff. [illegible] 173 ff
331 ff

6453.

de la Haye

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Viehoff, Heinrich,

Goethe's Leben

Bd.: 3

Stuttgart 1849

Biogr. 2410-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068605-6